In den Voralpen

Heinrich Noë

<36601313360011

In den Voralpen.

Skizzen aus Oberbaiern

von

Dr. Heinrich Noë.

Mit einem Stahlstich.

München, 1871.
Verlag von E. H. Gummi's Buchhandlung
(G. Beck.)



In den Voralpen.

Skizzen aus Oberbaiern

von einem Süddeutschen.

München, 1865.
Verlag von E. H. Gummi.

Vorwort.

Dieses Buch will in seiner Weise einen Beitrag zur Kenntniß einer der merkwürdigsten Gegenden Deutschlands bieten.

Seine einzelnen Theile umfassen die Flußthäler der Isar, Loisach und Amper, dann die Ufer des Starnberger- und Ammersee's.

Mein Standpunkt ist ein voraussetzungsloser. Doch will ich von der Devise sine ira et studio nichts wissen. Denn gerade für den, welcher sich bemüht, mit aller Unbefangenheit, welche unsere Erziehung zuläßt, die Welt zu betrachten, gibt es der Erscheinungen, die ihn zum Staunen oder Unwillen reizen, genug.

Indem ich meinen Namen dem Leser vorenthalte, folge ich einem, wie ich glaube, klugen Rathe des Petrarca. Dieser sagt in einem Briefe an seinen Freund Thomas Messanensis, dem zweiten seiner Epistolae familiares, daß seine Zeit den Grundsatz habe, alle Schriften gering zu schätzen, deren Verfasser dem Leser auch nur ein einziges Mal zu Gesicht gekommen sei.

Der Freund allseitiger Naturbetrachtung mag in dieser Arbeit allerlei Neues finden. Wichtiger ist, daß er das Wahre darin nicht übersieht und mit diesem Wunsche heiße ich ihn als wohlwollenden Reisebegleiter willkommen.

Der Verfasser.

Wanderungen an der Isar und Loisach.

φοιτᾳ ὑπ᾽ αγριαν ὑλαν ανα
τ᾽ αντρα και πετρας.—

— Ingressus fluvium rapidum ab Urbe haut longule —

Plautus, Menaechmi.

Wir stehen an den Ufern der Isar, deren grüne Fluth sich schäumend zwischen Kiesufern daher wälzt. Es ist ein ächtes Kind der Alpen: klar, smaragdhell, rasch. Ueber ihren südlichen Lauf, dem entgegen gewendet wir dahinschreiten, dämmern jene ewigen Berge herauf, die auch dem alten Keltenvolke, das einst diesem Fluße den Namen gegeben, in das waldige Land hineinschauten. Isara, die Reißende, schnell Wandelnde, heißt unser Strom in der Sprache des untergegangenen Geschlechtes. Er hat noch zwei Namensbrüder in den weiten Gebieten, welche in der Urzeit von keltischen Stämmen bewohnt waren: auch die Isère des südlichen und die Oise des nördlichen Frankreich hießen Isara.

Es war ein Volk, dessen Sinne der Natur offen waren, dieses Volk der Kelten. Das zeigen die Namen, die sie ihren Bergen, Seen, Flüssen gaben. Von diesen weiß ich

noch den Tanaros, den Donnernden, Labara, die Geschwätzige, Ilara, die Eilende. Von unserm Volke, das in den Fußstapfen der Flüchtigen und Verjagten vom Norden her in das Land zog, welches wir jetzt unser Vaterland nennen, verstand Keiner mehr die Laute der Fortgewanderten. Aber die Namen, welche sie ihren Wäldern, Gebirgszügen, Strömen gegeben hatten, hafteten an der wechsellosen Natur. Erst uns, den späten Nachgeborenen, blieb es vorbehalten, den Sinn der räthselhaften Sprache aus spärlichen Denkmälern zu deuten. —

Man hat **München** oft den Vorwurf gemacht, daß in seiner nächsten Nähe sich Partien befinden, deren Wildheit nicht die Nähe einer großen civilisirten Stadt ahnen läßt. Wenn das wahr ist, trifft es besonders von der weiten Fläche zu, die sich im Süden der Stadt ausdehnt und sich mit ihrem unstäten Geröll und ihren Uferweiden fast bis in ihre Straßen hineinzieht. Es ist eine Aue, gespalten von tiefen und seichten Rinnsalen, durchkreuzt von bald tosenden, bald träg sickernden Armen des Flußes. Weiden, Erlen, Birken, Tannen, Ginster, Wachholder strecken ihre triefenden Wurzeln aus unterhöhlten Uferrändern. Das rechte Ufer, oberhalb der südöstlichen Vorstädte, ist ein seltsames Labyrinth von Gestrüpp, Wasser, dichten Baumschlägen und sandüberschwemmtem Kies. Nirgends in Europa wird es möglich sein, durch solche Umgebung zu wandeln und zugleich die Thurmuhren einer Stadt schlagen zu hören, deren Einwohnerzahl sich mehr dem zweiten als dem ersten Hunderttausend nähert. Doch das geht mir, ich gestehe es, nicht nahe; im Gegentheile mir und Anderen meines Schlages ist es wohl, daß wir vor unserer Hausthüre den anmuthenden Reiz einer Natur genießen können, deren vielgestal-

tende Willkühr nur wenig von dem Lineal der Verschönerer gestört wird. Anders mag der sonntäglich wandelnde gut gebürstete Bürger und das zartfußige Frauenzimmer denken, wenn die wunderbare Verklärung eines Maienmorgens sie etwa die Ufer des Stromes entlang lockte, der in der vollen Wucht seiner von dem Weiß der Alpengipfel genährten Frühlingskraft die Schleusen hinabdonnert und gegen die Wehre schwillt.

Doch auch für diese ehrenwerthen und liebenswürdigen Glieder des Gemeinwesens haben der Stadt ehrwürdige Väter in unsern Tagen die gebührende Sorge getragen, daß sie ohne von dem Unkraut, was hinter den Büschen keimt und blüht, Notiz zu nehmen, über gut gebahnte Wege und licht gerodete Gänge die nächsten Wirthshäuser unbelästigt und ohne Umwege erreichen können. Freilich lechzt manches, vor einem Jahrzehent noch thauige, schattige Plätzchen jetzt kiesbedeckt in der Sonnengluth, doch zum Ersatze dafür kann man fahren, und stolz jagt der staubumwirbelte Fiaker dahin, wo damals Schmetterlinge über himmelblauen Gentianen geflattert. Gentianen — ja Gentianen, meine lieben Leser im Norden werden euer wunderherrliches Blau nicht kennen, kennen euch nicht und gar manche eurer Genossen, welche der Lenz hervorruft. Es sind Alpenblumen; die „subalpine Flora,“ so nennen die Gelehrten die vielen Blüthen, die da, fast alle in klaren, grellen Farben zwischen den Weiden am Strome emporkommen. Die Wasser des Flusses haben die Keime aus den tiefdunklen Wäldern des schlummernden Alpenthales herabgeschwemmt; sie ahnten nichts und ihre Blumen schauen jetzt nach oben, wie dort, wo die sonnige Alpenmatte und der gleißende Firner auf sie herablächeln.

Es ist eben Mai; du weißt, lieber Leser, der Mai ist der Wonnemond. Der Mai ist der Wonnemond in den üppigen Gauen Schwabens, er ist es wo am segensreichen Rhein aus Kastanienwäldern die Nachtigall flötet, er ist es in den rauhen Forsten Hercyniens, er ist es auf der öden Ebene unseres deutschen Tieflandes — er ist es nicht auf unserer Hochebene, die ihre Ströme nach der großen Donau sendet. Grimme Windstöße heulen von unsern Alpen herab; oft zerstört die übermäßige Wärmeausstrahlung gegen den frostklaren Himmel in einer Nacht, was die grelle Sonne des Tags erzeugt hat. Regengüsse und frostige Schauer wechseln mit Stunden, in denen die südliche Sonne wie in der heißesten Zeit des Jahres sengt. Es gibt viele bitterböse Maientage bei uns — aber ist er uns einmal günstig der Wolkenversammler Zeus, hält er einmal seine Knechte zurück, Äolos, der durch Heras Gunst König der Stürme geworden — dann gibt es einen goldenen Tag. Geh daher und sieh, wie die unermeßliche Bläue des Gewölbes, das lebendige Grün des Stroms, das helle Blüthenkleid der Erde dich bezaubern, daß du meinst, in einem unsichtbaren Meer von Lichtäther und Duft zu schwimmen. O, ein solcher Tag und Du bist für die Ungunst des ganzen Monats entschädigt, dessen rauhes Gebahren, die Geburtswehen der Sonnenzeit, Dich um Deine Frühlingslaune gebracht haben. —

An der steinernen Isarbrücke in der Stadt München belehrt eine mittheilsame Inschrift die Vorübergehenden, daß „die Isar im Karwendelgebirg entspringt, an der kgl. Haupt- und Residenzstadt München vorüberfließt und sich bei Isargemünd in die Donau ergießt." Ich will, da wir nun doch einmal miteinander an den Gestaden des Flusses hinauf-

gehen, dem Leser ihren Geburtsschein noch ausführlicher aus-stellen. Sie kommt von dem jähen Abhang an der hinteren Grabenkarspitze am Ende des Hinterauerthales, einer der ödesten und erhabensten Gegenden des nördlichen Tyrol. Von ihrem Laufe hat sie an der Stelle, an der wir wandeln, etwas über ein Dritttheil zurückgelegt. Darum ist sie auch noch so jäh und ungestüm; die gewaltige Wildheit des Bergzuges, dem sie entquillt, lebt in ihren Fluthen. Es ist ein reißender, menschenfeindlicher Bergstrom. Die vielen Abbildungen von Unglücksfällen, bösem, schnellem Wassertod, welche Pietät und Andacht schlichter Leute an vielen Stellen ihrer Ufer angebracht hat, lassen es uns nicht vergessen. Da ist ein Floß auf einer kleinen Tafel abgemalt; es muß gegen eine Sandbank gefahren, an einem Pflock angestoßen sein. Die auseinander gehenden Balken des ungefügen Fahrzeuges, die aus dem Wasser einzig noch hervorragenden Hände der Verunglückten würden es auch ohne die unten angebrachte Inschrift ahnen lassen, daß hier der Fluß seine Beute nicht wieder aus der kalten Umarmung entließ.

Diese sagt uns denn auch, daß hier die „ehrengeachtete Jungfrau“ — der Name thut nichts zur Sache — von den Fluthen der Isar verschlungen wurde; bist Du fromm, so betest Du für das Seelenheil der Armen ein paar andächtige Vaterunser, worum Dich die Inschrift im Weiteren geziemend bittet. Die Mutter Gottes, patrona Bavariae, geputzt, im rothen golddurchwirkten Kleide, mit Krone, Scepter und Kindlein, schwebt in Wolken über dem Schauplatz.

Wenn wir den Weg am linken Ufer, und der ist für unsern Zweck der bequemere, weiter verfolgen, bemerken wir bald, daß wir auf lauter Inseln gehen. Rechts von uns

fluthet ein ansehnlicher Fluß, links schimmert durch herrlich-gepflegte Anpflanzungen ein grüner Wasserspiegel — überall Rauschen und Wallen. Der Grund davon liegt darin, daß etwa eine Stunde oberhalb der Stadt an einer Stelle, die wir selbst bald erreichen werden, ein großer Theil der Wassermasse aus dem Flußbett abgelassen und in diesem uns zur Linken strömenden Kanal direct in die Stadt geleitet wird, deren Reinlichkeit und Gesundheit, vor Allem aber deren Gewerbethätigkeit die große Menge des ungemein rasch fließenden Wassers gut zustatten kommt. Wer nicht ganz in die modernen Ideen von den geradlinigen, breiten Straßen, den abgezirkelten Verhältnissen der Häuser, Plätze und die untadelhafte Regelmäßigkeit unserer mit nüchternen Civilkasernen angepflanzten Gassen vernarrt ist, wird selbst einen Theil der originellen Veduten, die München vor manchen Städten voraus hat, diesem grünen Alpenstrome zu verdanken wissen, der die innere Stadt in vielfach verzweigten offenen Kanälen durchrauscht. Für den, welcher Ortskenntnisse besitzt, will ich hinzufügen, daß mich der Wassersturz an der Mühle neben der Hochbrücke im „Thal", an dem man auf schwankenden Brettern dahingeht, mitten in dem Gewühl staubiger, dumpfer Gassen, immer sehr ergötzt hat. Es ist ein Hauch der freien Alpenwelt in die übelriechende Schwüle der Stadt. Ich weiß wohl, daß in dieser Geschmacksäußerung nicht gar viele sich auf meine Seite stellen werden. Selbst die moderne Agriculturchemie habe ich gegen mich, welche will, daß von stickstoffhaltigen Substanzen nichts verloren gehe, sondern fein säuberlich zur Ernährung des Menschengeschlechtes durch Vermittlung des Stoffwechsels verwendet werde. Doch das ist die Sache des Hrn. v. Liebig; ich rede bloß von dem, was mir gefällt und nicht gefällt.

Es ist Dir vielleicht aufgefallen, lieber Leser, daß ich vorhin von einer auf dem Floß verunglückten Jungfrau gesprochen habe. Du meinst, Weiber gehören nicht auf das Hochländerfloß. Nun, schau Dir sie einmal an, eine solche Dirne. Ich glaube, die meisten von uns elenden Zimmermenschen, diejenigen nicht ausgenommen, die sich als Träger eines Vollbartes und Mitglied eines Männerturnvereines Anrecht auf Zuerkennung besonderer germanischer Kraftentwicklung erworben haben, dürften einem Ringkampf mit ihr nicht ohne einige Besorgniß für ihre Gliedmaßen entgegen sehen. Sieh sie an, wie sie das grüne Gebirgshütchen auf dem Kopf, in der schwieligen Hand das gewaltige Ruder, die tobende Schleuse blitzschnell herabtreibt, daß die vordere Spitze der Stämme sich in den Grund zu bohren scheint, und der milchweiße Gischt des Falles sie bis über die Hüfte umbrandet. Ich erinnere mich, daß einst ein Floß an einem der Pfeiler der Reichenbach-Brücke zerschellte. Ich ging gerade darüber und blickte, durch die rufende und wehklagende Menge aufmerksam gemacht, in den Strom hinab, der tischhohe Wellen warf. Der eine Theil des Floßes, worauf sich ein Bursche befand, war von der Strömung unter dem Brückenpfeiler durchgerissen und den Fluß aufs Geradewohl hinabgetrieben worden. Der andere, kleinere Theil hatte sich mit der Spitze gesenkt und nur das Hintertheil ragte noch einen oder zwei Fuß über die Wallung hervor. An dem Brückenpfeiler hielt sich ein Mädchen; sie war bis an die Brust im Wasser, jede Sekunde konnte den schwachen Halt, den ihr das immer mehr sinkende Floß gewährte, entreißen und sie in Wirbel hineindrehen, aus denen es keine Rettung gibt. Das Stadtvolk oben winselte und die alten Weiber beteten. Ein Strick

war nicht zur Stelle, und es verging eine Viertelstunde bis man ihr einen solchen hinablassen konnte. Mitten im Getöse des Gebirgsstromes, das heraufging, daß man auf der Brücke fast sein eigenes Wort nicht verstand, stand sie, umklammerte den Pfosten und jodelte, als ob sie im Wirthshaus neben lustigen Burschen beim Zitherspiel und nicht am Rande einer qualvollen Vernichtung stünde. Als der Strick sie endlich erreichte, verrichtete sie mit dem einen Arm, denn mit dem andern mußte sie sich festhalten, das mühevolle Werk, sich ihn unter dem tobenden Wasser um den Leib zu schlingen. Endlich gab sie das Signal zum Hinaufziehen; jodelnd erreichte sie die Brücke und begrüßte lachend den zusammengelaufenen Haufen. Ihrem Bruder war es geglückt, weit unter der Brücke mit dem ihm übrig gebliebenen Theile des Floßes auf einer Sandbank zu landen. Bekümmert schaute er nach der Brücke herüber; als sich die Geretteten aus der Ferne wiedersahen, grüßten sie sich jubelnd mit Hutschwenken. Solche „Jungfrauen“ trägt die Isar. —

Wir sind in der Landschaft, die Du Dir nach dem Gesagten vorstellen magst, eine halbe Stunde weiter gekommen. Plötzlich ändert sich die Scene; die Anlagen hören fast auf, es beginnt der Boden der unverkünstelten Natur. Ein weiter, weiter Blick liegt vor Dir. Der Charakter der Ebene, der die baierische Hauptstadt und ihre Umgebungen im Norden, Westen und Osten kennzeichnet, verschwindet mit einem Schlag.

Von Süden wälzt sich der Strom zwischen steilen, waldbedeckten Hügeln daher. Links Höhen, rechts in einiger Entfernung Höhen, im Hintergrund eine weite, felsenumdrängte Schlucht, über welche in duftiger Entfernung die

Alpen von Partenkirchen mit ihrer Schneedecke hersehen. Diese erheben sich zu einer Höhe von dreitausend Metres. Aus der weiten Schlucht kommt uns der volle Strom entgegen. Hier ist die Stelle, wo die Hälfte seiner Wasser im breiten Kanale dem Südtheile Münchens zugelenkt wird. Es ist Dir, als ob das klaffende Thor, in das Du aus der Ferne hineinschaust, den Zugang zu etwas Großem erschlösse. Und in der That, von hier an beginnt das Felsenthal der Isar, das bis fast an den Fuß der grünen Voralpen hin, ein wenig unterbrochenes Panorama herrlicher Ansichten bietet, in welchen der tiefgrüne Strom, die üppigen Uferwälder, die zerrissenen Höhen, die zerklüfteten Felsen und die immer näher rückende Kette der Alpen wetteifern, um Bilder zu erzeugen, deren Farbenpracht uns Münchenern eben so bekannt, als der Welt der Touristen verborgen ist.

Ueber alles dieses wölbt sich ein seltsamer Himmel, der Himmel unserer Hochebene, die Landschaftsmaler kennen ihn, diesen unendlich tiefen Himmel, mit seiner energischen, nervenreizenden Luft, seinen zerrissenen Wolken. Gerade an dieser Stelle sagte mir ein berühmter Maler, der sehr gute Augen hatte: „Zeigen Sie mir irgend eine gut gemalte Landschaft, ich will nicht sagen, eine sclavische Nachahmung der Natur, sondern ein Bild, das mir die Natur, welche es darstellt, auch noch vor etwas anderes, als vor die Augen führt, bedecken Sie die untere und mittlere Fläche des Bildes; ich will nur die Wolken sehen und werde Ihnen sagen, ob es eine Gegend vom Rhein, von Norddeutschland, von den Alpen darstellt. Nie aber werde ich mich irren wenn ein Bild dieser Gegend vor mir liegt. Dieses besondere Licht und diese Wolken gibt es nur einmal.“

Dasselbe habe ich von aufmerksamen Beobachtern zu oft sagen hören, als daß ich daran zweifeln könnte. Wer Tage lang im Freien zubringt, wie das gewissenhafte Künstler thun, um die Veränderungen der Atmosphäre zu den verschiedenen Stunden des Tages zu beobachten; wer das Spiel der Lichter und der Schatten am heitern, unbewölkten Himmel verfolgt; wer das Wirken der Wetter, der Winde, der Dünste erforscht, der darf darüber reden, wir müssen schweigen und glauben.

Eine äußerst primitive Brücke oder vielmehr eine Reihenfolge zusammenhängender Stege, die sogenannten „Ueberfälle" führt hier über das breite Flußbett nach den jenseitigen Hügeln.

Lieber Leser! Wenn Dich Dein Weg jemals nach der gemüthlichen Königsstadt Baierns führt, so verwende die Muße eines Nachmittagsspazierganges auf den Anblick dieses Gemäldes aus Wasser, Wald und Himmel. Die Wegstunde wird Dir in angenehmer Erinnerung bleiben.

Wir haben das andere Ufer, das getreue Gegenbild des diesseitigen, erreicht. Noch wenige Minuten durch junges Unterholz und wir stehen vor einem alten Baume, an dessen Stamm uns ein Täfelchen „Nach **Harlaching**" weist. Was ist das Harlaching? Sieh', da hinter dem saftgrünen Buchenwald, das kleine Wallfahrtskirchlein da oben auf der Höhe, das ist es. Die Wasser, die unten vor Dir quellen, sind frisch und die Bank neben dem Brunnen, in dem die fleischige Kresse wuchert, ladet zur Ruhe. Setzen wir uns, ich will Dir etwas erzählen.

Nicht immer sickerte das Bächlein, das vor uns liegt, so einsam und verlassen durch diese schöne Aue. Der Buchenwald, dessen letzte Zweige über unserer Ruhebank mit

dem Sonnenlicht spielen, hat andere Tage gesehen. Nicht immer war oben ein einfaches Wirthshaus und eine ärmliche Kirche.

Am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, als der verschwenderische und prachtliebende Kurfürst Max Emanuel, derselbe, dessen Statue, leider ein erbärmliches Machwerk, auf dem verunzierten Promenadeplatz zu München steht, seine getreuen Baiern beherrschte, ging es ganz anders an und auf diesem Hügel her. Herrliche Anlagen in Lenôtre's Rocccocogeschmack der Zeit des großen Königs bedeckten den Abhang. Helle Cascaden und klar sprudelnde Springbrunnen plätscherten in dem grünen Reich. Schöne Edelfräulein und zierliche Pagen belebten die Gärten. „Cyprische Grotten“ und „paphische Haine“ waren schweigsame Zeugen heimlicher Lust. Was ist daraus geworden? Wenn wir die Berghalde hinaufgehen, wirst Du sehen, nicht eine Spur in dem tiefen Humus deutet auf die Vergangenheit, und das Andenken der geschwundenen Freude steckt nur mehr tief in alten Büchern.

Dagegen will ich Dir von etwas Anderem erzählen, von etwas, das noch nicht der Moder bedeckt, sondern das noch immer den Geist fesselt und hinreißt. Ich spreche von einem Meister der Kunst, der da oben Jahre lang gewohnt hat, der noch mehr als großer Künstler, der eine große Seele war. Von solchen hört Jeder gern, denn der Erbärmlichkeit ist so übrig genug da, daß man sich die Mühe sparen kann, sie weiter zu traktiren.

Wohl Mancher von uns kennt die herrlichen Landschaften Claude Lorrain's in der Münchener Pinakothek, wenigstens nach Stichen. Da ist vor Allem der prächtige „Morgen“. Strahlend erhebt sich das Tagesgestirn über die schimmernde

Meeresfläche; wunderbare Bauten und Kunstwerke von Griechenhand schmücken das im ersten Frühlicht erglänzende Ufer. Beim Anblick dieses Bildes überkam es mich immer wie die Erinnerung an dämmernde, rosige Phantasieen meiner eigenen Kindheit.

Ein anderes Morgenbild zeigt die Vertreibung der Hagar und des Ismael, während der dazu gehörige „Abend" den Engel erscheinen läßt, der die Verschmachteten durch den Anblick der Quelle tröstet. Noch ein herrliches Bild von ihm besitzt die große Sammlung: die Heerde, welche im Abendstrahl durch einen breiten, seichten Fluß zieht. Welch' ein Duft strömt da überall vom Himmel auf die glückliche Erde, wie zittern die hohen Wipfel im verklärten Blau!

Wer verstand es noch, die Göttlichkeit der Natur so wiederzuspiegeln? Ich kenne nur Poussin, der es vermochte, ihm ähnliche Bilder zu schaffen.

Auch er sprach, als er um die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts sein Landhaus auf diesem Hügel bewohnte, oft mit Begeisterung von dem herrlichen Himmel und der Farbenpracht unseres Hochlandes. Der Zweck seiner Ansiedelung war die Beobachtung der ihn umgebenden Natur. Wie oft mag er da hinabgesehen haben auf den grünen Strom und hinaus auf die blauen Berge und hinein in die dunklen Wälder. Es gibt nichts was den Reiz dieser Gegend mehr preist, als der Aufenthalt dieses Größten unter den Meistern der Landschaft.

Alle Schriftsteller, die über Claude Gelée, genannt Le Lorrain, geschrieben haben, rühmen sein herrliches Gemüth. So habe ich in Baldinuccis Werk Notizie de' professori del disegno von ihm gelesen, daß unter seinen

Schülern ein gewisser Giovanni Dominico war, den er besonders auszeichnete, dem er jeden möglichen Unterricht angedeihen ließ, den er mit einem Worte wie seinen eigenen Sohn behandelte. Einige der vielen bösen Neider, welche Lorrains Genie groß zog, verbreiteten darauf das Gerücht, daß er seine besten Bilder von diesem jungen Menschen habe malen lassen. Das Gerücht davon kam dem Dominico zu Ohren. Es schmeichelte seiner Eitelkeit. Er vergaß die von seinem Meister empfangenen Wohlthaten und war der erste, welcher die Lüge weiter verbreitete. Endlich trieb er die Unverschämtheit so weit, daß er für die von ihm angeblich ausgeführten Werke Bezahlung forderte. Als Lorrain von diesem Betragen Kenntniß erhielt, ließ er ihn kommen, führte ihn nach der Bank Santo Spirito, wo er sein ganzes Vermögen deponirt hatte, und gab, ohne ihm den geringsten Vorwurf zu machen, den Befehl, daß man ihm die ganze Summe, zu welcher er seine Arbeiten angeschlagen hatte, auszahle. Dominico starb bald darauf und seit dieser Zeit wollte der Lorrain keine Schüler mehr heranbilden. Er selbst starb 1682 zu Rom, das seine eigentliche Heimath geworden war. Seine Gebeine liegen in der schönen Kirche Trinità del Monte. Sein Grabstein zeigt die Worte: Claudio Gelee Lotharingo ex loco de Camagne orto, pictori eximio, qui ipsos Orientis et Occidentis solis radios in campestribus mirifice pingendis effinxit.

Wir gehen langsam den schattigen Hügel hinauf. Droben genießen wir eine prächtige Rundsicht. Im weiten Plane liegt gegen Norden die gedehnte Stadt, gegen Westen

schaut die eherne Gestalt der Bavaria herüber, dort winken die freundlichen Höhen von Sendling, gerade uns gegenüber, über der breiten Strömung liegt Thalkirchen mit seinen unzähligen Quellen, die jetzt eben gesammelt und im gewaltigen Aquäduct der Stadt zugeführt werden sollen. Der Ursprung des Kirchleins im Thale gemahnt an die schaurigsten Zeiten unseres lieben deutschen Reiches. In der Fehde, heißt es in einer alten Chronik, so Herzog Stephan wider die Reichsstädt geführt, sonderlich wider Augspurg, haben Herr Christian und Herr Wilhelm, die Frauenberger zum Hag, als des Herzogen Gehülfen, auf ein Zeit viel Augspurger erschlagen. Derhalb sie weichen müssen, und wie sie an dem Ort, da jetzt Thalkirchen ist, und an das Wasser, die Isar oberhalb München kommen*), und man ihnen nachgeeilt, haben sie der Mutter Gottes versprochen, der Orten ein Kloster zu bauen, so ihnen übergeholfen, wie geschehen. Darauf Herr Christian dieselb Kapellen vom Grund aufbauet, und als er darnach Anno 1396 mit Pfalzgraf Ruprecht auch anderem bayerischem Adel, König Sigmund von Ungarn wider die Türken zu zogen, soll er endliches Vorhabens gewest sein, auf sein Wiederkunft das Kloster vollends zu bauen, derhalb auch etlich Gelt verordnet, aber er ist daselb sammt vielen anderen umkommen.**)

Das war eine Zeit! —

Wir gehen den Rand der Höhe entlang: immer tief unten den klaren, von weißen Schaumstreifen gekrönten Strom und über ihm die im üppigsten Frühlingsgrün ste-

*) 1388.

**) In der Schlacht bei Nikopolis, 26. September 1396.

henden Wälder an dem ebenso jäh abfallenden andern Ufer vor Augen. Wieder geht es durch ein Wäldchen — es lichtet sich und vor uns liegt die gastliche **Menterschwaige.**

Ein lustiges Quartett tönt uns entgegen: man spielt den Sehnsuchtswalzer von Lanner. Der Wind trägt die wollüstigen Klänge in das Thal. Wir müssen etwas mehr Tenue annehmen, denn an den zahlreichen Kaffeetischen sitzt schöne Welt. Die Bänke hart am abschüssigen Uferrande sind die angenehmsten, weil die Aussicht am freiesten. Diese ist hier schöner, als weiter abwärts, bei Harlaching, weil die Ufer schon höher und näher zusammengerückt sind. Die ganze Bildung der Gegend sieht aus, wie wenn derselbe Fluß, der jetzt tief unten ein verhältnißmäßig bescheidenes Dasein führt, in grauer Urzeit, als es noch keine Menschen, ja überhaupt kein Säugethier gab, die ganze Thalmulde mit seinen Fluthen ausgefüllt und sich da, wo die Hügel auseinanderlaufen, hinter Thalkirchen in das gewaltige Meer ergossen habe, welches um jene Zeit von Franken bis in die Nähe der Alpenmauer wogte. Ob dieß der Wahrheit entspricht, vermag ich nicht zu sagen; doch legt es, wie ich glaube, die Formation der Umgegend nahe. Außerdem weiß ich, daß in der Kreideperiode ein Binnenmeer hart bei der Stelle, wo jetzt München liegt, gegen ein Ufer schlug. Vielleicht war hier die Flußmündung. Wie mag es da ausgesehen haben? Von hier aus mußte im Schatten riesiger Cycadeen und anderer ungeheuerlicher Monokotyledonen, die graue Fläche und ihre Brandung gesehen werden, die sich gegen das Eindringen der grünen Stromwellen sträubte. Wo jetzt kluge Mütter und heirathsfähige Frauenzimmer ihre Krinolinen beim Zuckerwasser blähen und mit lorgnettirenden Herren, denen ihre glatte

Frisur vortrefflich steht, eine gehackt spröde Unterhaltung führen, da keimte und wimmelte es von Monstruositäten, da sonnten sich fürchterliche Mosasauren auf dem dunkeln Urschlamm. Ich gäbe was darum, wenn ich das gesehen hätte.

Angenehmer ist es jetzt jedenfalls. Wenn auch die Wirthschaft auf der „Menterschwaige" nicht mehr so gut ist, wie früher, so schmeckt doch immerhin ein Glas Bier noch anmundend genug, nach einem solchen Spaziergange in der warmen Frühlingsluft. So setzen wir uns also da nieder und schauen hinab.

Du, lieber Leser, bist müde und ich auch. Du siehst in das blühende Thal nieder und überschaust mit einem Blick, was wir beim Heraufwandern mit einander nach und nach gesehen. Ich aber, ich denke an meine Jugend, von der manche der schönsten Stunden mir an dieser Stätte in das graue Meer der Zeit hinabgeflossen sind. Wo sind sie, jene Abende, jene Nächte, wo wir Freunde, die uns liebten, beim heimischen Glas oder bei der dampfenden Bowle im gemüthlichen Hinterstübchen des Hauses saßen und beim Heimwege uns die rabenfinstere Nacht mit Fackeln erhellten? Wie krochen da die dumpfen rothen Lichter an den schwarzen Tannenwänden im Walde hinan, wie seltsam schienen sie aus dem Strome wieder, als wir die niedern Brücken hinüberschritten! Wie oft saßen wir auch da im lichten Maien, gerade an dieser Stelle, und ließen unsere harmlosen Gedanken über schrankenlose Zeiten und Räume, über unsere Zukunft, schweifen? Und wie schön war es bei den heiteren Künstlerfesten im Wäldchen drüben, wo Alles im üppigen Moose gelagert sich des Maiweins erfreute, wo unsichtbar der Geist der Idylle sich auf alle Gemüther herabsenkte, und die Wangen der Jüng-

linge und Mädchen sich von der Wonne des Frühlingsfestes rötheten? Da schmiegte sich manches Pärchen inniger aneinander, wenn allmählich der Abend den Wald verfinsterte und mancher Blitz aus trunkenen Augen antwortete dem zauberhaften Zucken der bengalischen Feuer, welche die Nacht färbten. Kannst Du noch so lachen, wie damals, wenn auf der leichtgebauten Bühne im Wald Ritter und Geister ihre grotesken Possen trieben? O nein, denn du bist ein Mann, das heißt an Jahren reicher, am Herzen ärmer geworden. —

Wenden wir uns wieder dem Realismus zu, den die Inschriften an dem im Hochlandstyl erbauten Nebenhäuschen da drüben predigen. Die eine sagt uns:

Essen und Trinken den ältesten Brauch,
Wollen wir üben nicht minder auch.

die andere:

Trink und iß
Gott nit vegiß.

und die dritte gar:

Was hilft mich auch das liebe Brod?
Fehlt es an Bier, herrscht große Noth.

Der unbekannte Dichter dieser Sentenzen hat wenigstens aus der Fülle unseres nationalen Bewußtseins gesprochen. Ich halte die Devisen auch nicht für übel, und denke sogar, sie könnten noch wo anders stehen, als an einem Wirthshaus. Eine tüchtige Beimischung derber Sinnlichkeit hält in der Physis Leib und Seele zusammen, bewahrt vor schwächlichen Einfällen und unnützen Hirngespinnsten. Die Arbeit geht besser von Statten und der Muth zum Kampfe mit der Welt bleibt ungebeugt. Es ließe sich eine Abhandlung über die ethische Bedeutung des mäßigen Biergenusses schreiben, doch meine bierconsumirenden und nicht consumi-

renden Leser werden es mir danken, wenn ich sie damit verschone und das einem meiner norddeutschen Collegen überlasse, die mit der philsophischen Begründung moralischer Probleme viel besser umzugehen wissen.

Hinter der Menterschwaige geht die Scenerie wie bisher fort. Der Fluß spielt jetzt unmittelbar an die Nagelfluhe*) des fast senkrecht abfallenden Hügels.

Als ich noch ein Knabe war, gab es da unten für mich ein großes Geheimniß. Einer meiner Genossen sagte mir einmal, in diesem Berge schlafe der Kaiser Karolus. Ich hatte von dem schlafenden Kaiser schon so obenhin in Büchern gelesen und glaubte der Kunde. Aber es ließ mir Tag und Nacht keine Ruhe mehr, ich wollte ihn auch sehen, den großmächtigen Kaiser, wie ihn mein Spielkamerad gesehen hatte. Endlich nahm mich mein Vater mit; vor Ungeduld zitternd hüpfte ich den steilen Pfad hinab, der zu dem Gemache des wunderbaren Helden führen sollte. Zuletzt stand ich vor einer Grotte; mein Herz schlug höher, hier mußte es sein, so war es mir beschrieben worden. Und, siehe da! richtig durch ein Glas im Hintergrund der Grotte sah man hinein in einen dämmerigen Raum. Da saß er, der Held Karolus, im purpurrothen Mantel, die Krone des heiligen Reiches auf dem ehrwürdigen Haupt. Sein gräuer Bart wallte auf den Tisch nieder und die ausgestreckte Linke stützte die Schläfe.

Es war irgend eine Holzfigur. Ich weiß nicht, warum man die anmuthige Spielerei verfallen ließ. Wahrscheinlich hat sich die Decke in der Grotte gesenkt und der nachrollende Kies den Kaiser und seine Krone verschüttet. Armer Kaiser!

---

*) Ein durch Kalk vermitteltes Comglomerat größerer und kleinerer Kieselsteine. Gehört der Alluvialperiode an.

Doch trösten wir uns, im hohen Untersberg sitzt ja der wirkliche Kaiser im güldenen Saal, von tausenden der zwerghaften Geister des sagenreichen Berges gehütet. Und wir wissen, daß er wieder kommen und unser harrendes Volk zu großer Macht und Herrlichkeit führen wird.

Wenn wir das kleine Gehölz, das vor uns liegt, durchschritten haben, erwartet uns ein überraschender Anblick. Man stelle sich das obere Neckarthal, den Main im Spessart, die zusammengeengten Stellen des Rheins vor: so läuft, weit hinauf sichtbar, unten, zwischen immer höher ansteigenden bewaldeten Felsen, die rauschende Isar. Ihr aber verleiht das jetzt schon klarer darüber hersehende Hochgebirg noch besondern Reiz.

Es ist eine wilde Landschaft mit gewaltigem Hintergrund. Und, als ob hier, wo dem vom Norden kommenden zum ersten Mal sich die Ahnung der erhabenen Welt aufdrängen muß, welcher unser Fluß entströmt, des Menschengeistes der eifersüchtige Trieb sich bemächtigt hätte, es an kühner Gestaltung mit den Kräften, die einst diese Felsen gethürmt, aufzunehmen, spannt sich über das schwindelnd tiefe Flußthal jene riesige, Eisenbahnbrücke, die jeder von Osten Kommende überschreiten muß, wenn ihn der Dampfwagen nach der Isarstadt führt.

Das Werk ist von Eisen und Stein, die Bögen, welche der Unkundige gar nicht wahrnimmt, von elastischen Eisenfedern. Pauli, der Erbauer, soll ein von ihm ersonnenes, oder wenigstens neues System dabei angewendet haben. Sicher ist, daß die Brücke, oder vielmehr der Viaduct, denn sie überspannt mehr Land als Wasser, sich vor dem Urtheil der Sachverständigen ebenso zuverlässig bewährt hat, als sie luftig aussieht. Man stelle sich hin, wohin man wolle,

man begreift nicht, wie das wenige Eisen und Gebälk, die über den Pfeilern liegen, einer Last gewachsen sind, welche der Druck der raschen Locomotive und die Wucht eines Zuges ihr aufbürden. Die Ankunft eines solchen auf ihr macht Effect. Wie das Gröhlen eines schweren Gewitters, das heraufzieht, donnert es darüber hin. Da wankt, da bebt nichts; die dehnbaren Eisenstangen weichen um einige Zoll und schnellen wieder auf, das ist Alles.

Auf der Brücke sind links und rechts von dem Schienenstrang Wege für Fußgeher angebracht. Durch die Fugen der kleinen Brettchen, welche die Passage bilden, schimmert das Grün des Flusses oder das Grau der Kiesbänke herauf. Brettchen, brich und weich nicht, sonst —!

Von allen Aussichten, die wir bis jetzt miteinander genossen, ist die auf der Mitte der Brücke, wo man sich mit einiger Phantasie wie in der Luft schwebend denken kann, die schönste. Die große Stadt im Norden, Wald und Gebirg im Süden, der rauschende Fluß unter uns, von unsern Füßen nur durch ein Stückchen Holz und hundert Fuß kühler Luft getrennt – es ist reizend, aber fast schwindelnd. Zum Behufe des Sichherabstürzens, sei es in's Wasser, sei es auf's Trockene, gibt es nicht leicht eine geeignetere Einrichtung. Ich glaube, mancher spleenbehaftete Sohn des nebelblassen Albion, der mit bedeutendem Apparat zu sterben wünschte, wäre, hätte er diesen Punkt gekannt, sofort daher gekommen, um den Salto auszuführen, der einer langweiligen Existenz hätte ein Ziel setzen sollen. Vielleicht hätte ihn die Schönheit der vor ihm ausgebreiteten lebenden und wirkenden Natur seinem Menschenbewußtsein und der Welt der That wiedergegeben. Auf jeden Fall aber hätte er selbst gestehen müssen, daß es sich hier doch

comfortabler umkommt, als von der rauchumwickelten Trafalgarsäule herab auf das kothige Pflaster von Charing=Croß.

Am Ende der Brücke steht das Stationshaus „Groß=hesselohe", der Anknüpfungs= und Endpunkt unzähliger Landparthien, welche von den ausflugslustigen Münchenern während der schönen Sommermonate in die wald= und schattenreiche Umgegend unternommen werden. Doch wir verweilen jetzt nicht hier, denn da unten sehe ich ein großes Thor, das in eine Wölbung führt, im kühlen Ufergrunde. Ja, zu einem Thore wölbt ihr eure gewaltigen Aeste zusammen, ihr freundlichen Buchen. Es behagt euch da, wo Sonnenwärme an der jähen Halde und frischer Luftzug vom Strom euerm Gedeihen günstig sind. Frisch auf, hinab in euer kühles Reich!

Einen schöneren Buchenhain, als den, der sich von der großen Brücke bis gegen „Schwaneck" hin erstreckt, hast Du vielleicht noch nicht gesehen, Leser. Die Lage ist aber auch die allerbeste, die es für Buchen geben kann, auch habe ich im Herbst und Winter dort noch nie Laub einrechen sehen, und so ist die Humusschichte allmählig zu großer Tiefe und Kraft gekommen. Wie wohlig, wie duftend ist es da. Schon blüht der Waldmeister unter seiner Beschützerin, der Buche. Selten dringt ein Lichtstrahl von oben durch die verschlungenen Kronen. Es ist ein wahrer Tempel. So müssen die Wälder ausgesehen haben, die unsern Ahnen, den Gothen und Franken, die Idee der gothischen Kirche mit ihren himmelstrebenden Säulen und sich zusammenschlingenden Rippen und Blättern eingaben. Den Fluß herauf tönt, vom günstigen Nordwind getragen, ferner Glockenton. O, hätte ich eine Ader Schwabenromantik, welche Lyrik wollte ich jetzt ausgießen!

Es gibt einen Glockenton, der den Geist brütend und ärgerlich macht. Einen solchen hat zum Beispiel die Begräbniß-Glocke auf der Kirche, die am Eingange des alten Gottesackers zu München steht. Wenn mich als Knaben meine liebe Mutter oft Nachmittags an der Hand die lange Sendlingerpappelallee hinausführte, von der aus man unsere stolzen Berge so schön sieht, drang jener Ton herüber. Da sagte meine Mutter, die Glocke spreche:

Komm herein,
Du bist schon mein!

Und richtig! ganz deutlich hörte ich die Worte und wurde traurig und fragte, ob das uns gelte. Da lächelte sie und sagte, das ginge die Leute an, die jetzt begraben werden. Und wenn ich dann fragte, ob auch wir einmal hinausgetragen und begraben würden, sagte sie ja! aber wenn wir gut blieben, kämen wir im Himmel wieder zusammen. Da weinte ich oft. Jetzt, wenn ich von meiner Wohnung in München, die nicht sehr entfernt von dem Kirchhof liegt, an Nachmittagen bei offenem Fenster Stunden lang das Gebimmel jenes Glöckchens zu hören bekomme, weine ich nicht mehr, aber ich ärgere mich, daß es Tod, und Sarg und Leichenhemden und Begräbniß und schwarze Todtengräber und solche Glocken gibt. Das macht Alles diese Sekir-Glocke. Unsere Religion zieht der Hinfälligkeit wahrlich ein gar zu garstiges Gewand an.

Ein anderer Glockenton ist es, der helltönend hinauswallt in's Freie, oder dumpf in waldiger Ferne das ungestörte Ohr erreicht. Da wird mir's zu Muth, wie dem Doctor Faust, als er vor der Phiole stehend jene Glocken vernahm, welche die Auferstehung des Herrn verkündigen. Doch hat sie mich nicht erst, wie jenen, der Erde wiederzu-

geben. Denn ich liebe ihn, den kampfvollen Stern, und ich habe mich inmitten seiner unendlichen Mühe und seines blutigen Ringens noch nicht in den Irrsalen der Verzweiflung verloren. Aber ich theile dann mit dem alten Doctor die Empfindung von der werkthätigen Kraft des All-Lebens und höre auch, wie er, die gewaltige Stimme, welche von der großen Ruhe redet.

Wir haben noch einen weiten Marsch vor uns. Eine Stärkung wird nichts schaden und die steht uns da in dem kleinen Häuschen am Waldsaum, oder noch besser, in dem schönen Garten daran zu Gebote. Beim „Beerwein“ heißt die bescheidene Einkehr. Ich bin immer vortrefflich hier bewirthet worden Jetzt, im Frühjahre, ist da eines der lieblichsten Plätzchen, Strom auf, Strom ab. Im Garten sitzest du unter Blüthen, viele, viele Obstbäume stehen da im Schmuck des Lenzes. Rechts zieht sich der bewaldete Abhang nach Hesselohe hinauf, links weht Dich Wiesenduft und Flußkühle an. Drüben auf der röthlichen, kahlen Felswand, die bald die Abendsonne grell beleuchten wird, steht der einsame Hof Geiselgasteig. Rings herum ist Alles so ländlich, als ob Du viele Meilen von der Stadt entfernt wäreſt. Die Hühner betteln Dich um Brosamen an, die Tische sind wettergebleicht. Dort ist eine kleine Schmiede und neben ihr am Brunnen nicken wohlgenährte Primeln und Dreifaltigkeits-Blümchen in einem Trog, den fette Gartenerde füllt. In einigen Monaten, wenn unsere Sonne sich schon lange wieder gegen Süden gewendet hat, ranken sich aus ihm gelbe Kapuziner mit den blaßgrünen Blättern

empor. Noch später stehen dann die Astern darin, dann liegt er öd da, und nächstes Jahr, wenn uns der Mai wieder hieher führt, siehst Du wieder Primeln und Dreifaltigkeits-Blümchen, zu denen jetzt der Samen noch lange nicht gereift ist.

An dem Tische drüben sitzt ein Herr, jung, blond, mit blaugrauen Glasaugen. Soweit ich über drei Tische hören kann, spricht er einen norddeutschen Dialect. Er redet mit der Kellnerin, die vor ihm steht und die rechte Hand auf den Tischrand, die linke gegen ihre Hüfte stützt. Es sind ohne Zweifel Süßigkeiten, die er dem Mädchen auftischt. —

Ach, lieber Freund, wenn Du nicht eben nur sprichst, um Dir Appetit zu machen oder um das Gähnen zu verscheuchen, so spare die Blumen Deiner erotischen Rhetorik, bis Du wieder nach Hause kommst! In diesen Boden kannst Du sie nicht pflanzen. Ich werde dann mit dem Frauenzimmer spanisch sprechen, und Du sollst sehen, sie wird soviel davon verstehen, wie von Deinen „wundervollen Augen", Deinen „Korallenlippen" und Deinem „allerliebsten Kind".

Doch nein, ich täusche mich, sie hat Dich verstanden, denn eben hüpft sie lachend mit den Worten davon:

Olügn bois mi oiwei den! *)

Nach einigen Minuten kommt ein Bekannter, ein Freund, der sich etwas entfernt hatte, zu unserm Don Juan. Folgt ein mehr grober als witziger Excurs über die grenzenlose „Rindsdummheit" dieser bayerischen Frauenzimmer.

---

*) Anlügen bald Sie mich alleweil (immer) thun, das heißt, Wenn Sie mich immer so anlügen —! Aposiopesis.

Dieser Ausbruch eines empörten, vielleicht bedeutend entwickelten Selbstbewußtseins, ist eben so selbstverständlich, wie der Umstand, daß ich still in mich hinein, die Kellnerin laut, der eine und der andere beobachtende Gast mitleidig über die ungezogene Aufnahme der poesievollen Schmeicheleien des Blonden lachen.

Es fehlte nur noch, daß er auch über die „Rindsdummheit“ der Männer angefangen hätte; in diesem Falle hätte er gar nicht zu befürchten brauchen, daß irgend einer der Anwesenden davon Notiz genommen hätte. Man kennt die Unsitte des prätentiösen Schimpfens, welche leider einem Theil unserer nordischen Landsleute so in Fleisch und Blut übergegangen ist, daß die bedeutende Kluft, die ohnehin zwischen Nord und Süd sich im Laufe der Jahrhunderte aufgethan hat, dadurch nicht verengert wird. Man sagt Baiern nach, der Norddeutsche stoße im Volke und noch über das Volk hinaus auf Widerwillen. Das ist in dieser Fassung nicht wahr. Mir ist, selbst in den untersten Schichten, nie ein Beispiel vorgekommen, daß Jemand, dessen Wiege an der Leine, an der Weser, an der Oder stand, deßhalb minder freundlich aufgenommen worden wäre. Dieß ist schon deßhalb unmöglich, weil der gemeine Mann in Süddeutschland im Allgemeinen viel wahre, das heißt, nicht carrikirte oder affectirte, Lebensart besitzt, vielleicht mehr, wie mancher von denen, die seine „Grobheit“ mündlich oder in der Literatur verläumden. Aber eins gestehe ich offen, der „Berlinismus“, diese windige, lackirte Hohlheit, hinter der gar nichts steckt, als Rohheit des Herzens und ungerechtfertigte Selbstüberhebung einer verbildeten, halbschwindsüchtigen Intelligenz, das ist unserem Volk ein Greuel und es besteht gegen den „Berliner“, wohlgemerkt, ich spreche hier von

einem auch in allen norddeutschen Ländern gemiedenen Typus, ein unüberwindliches Vorurtheil. Uebrigens wissen Norddeutsche selbst sich dieser Erscheinung gegenüber praktischer zu benehmen. Ich erinnere mich dabei einer Belehrung, die ich über dieses Thema vor Jahren erhielt.

Eines Tages kam ein junger Mann, Universitätsstudent aus Berlin, mit einem Empfehlungsbrief in München zu mir. Nach fünf Minuten hatte er mich bereits durch sein taktloses, grobes Witzeln über manches, was er hier gesehen, gründlich angewidert. Es verging darüber eine Viertelstunde, da kam einer meiner norddeutschen Freunde, ein Hannoveraner, zu mir. Ich stellte ihm den Herrn X. „aus Berlin" vor, darauf veranstalteten wir einen Spaziergang. Einige arge Ungezogenheiten, die dem Herrn „aus Berlin" in rascher Folge über die Lippen kamen, wunderten mich nach seinem Debüt nicht mehr. Was mich aber immer stärker in Erstaunen setzte, war das massive Auftreten, um nicht zu sagen die klassische Grobheit und Rücksichtslosigkeit, der sich mein Freund, der Hannoveraner, ein sonst feingebildeter Mensch, vom ersten Augenblick an gegen den „Berliner" befliß. Ich wartete ungeduldig auf einen Augenblick, wo ich ihn über die Beweggründe zu einem solchen Benehmen zu Rede stellen konnte. Die Antwort war: „Der junge Berliner hat nur vor dem Respekt, der mit ihm grob ist; je massiver, desto größer die Wahrscheinlichkeit, mit ihm auszukommen." Ich habe diese Maxime seither selbst nicht befolgt, aber oft Gelegenheit gehabt, sie gegründet zu finden. Leider mußte ich in solchen Fällen sehen, wie diese Herren Höflichkeit wie einen ihnen ausschließlich schuldigen Tribut in Empfang nehmen, und Freundlichkeit oder Gutmüthigkeit für läppische Schwäche halten. Doch habe ich mir sagen lassen, daß die Species nur, wenn sie

auf fremden, namentlich süddeutschem, Boden steht, so widerwärtig fletschend thut, zu Hause soll sie viel zahmer sein. Das wäre dann so wie mit den Engländern auf dem Continent und auf ihrer Insel. Ehe ich in London war, stellte ich mir den Engländer vor in einer Haltung, in einem Gebahren, in einem Costüm, wie er in den französischen Vaudeville-Theatern auftritt; als ich dahin kam, sah ich, daß er fast gerade so aussieht, wie wir anderen Menschenkinder.

Hesselohe, das wir durch eine waldige Schlucht in wenigen Minuten erreichen, ist eine uralte Ansiedelung. Hazzilluoh, d. h. Haselwald, schenkte Thassilo, der letzte Agilolfinger den frommen Herren vom Kloster Schäftlarn als kühle Sommervilla. Das war gegen das Ende des achten Jahrhunderts.*) Den guten Herzog, den der alte Böttiger wegen seines Unvermögens, sich von der fränkischen Oberherrschaft los zu machen, mit einem entsprungenen Gefangenen vergleicht, der immer noch mit der Kette herumläuft, führte ein tragisches Verhängniß in allen Händeln der damaligen stürmischen Welt herum. In Kärnthen, in Aquitanien, am Ebro, in der Lombardei mußte er sich

*) Die Urkunde lautet: Ich Thassilo, der erlauchte Herzog, übergebe im 29. Jahre meiner Regierung Alles, was Hatto von Hessellohe besessen hat, und Alles, was zum Hause gehört, bebaut und unbebaut, Wiesen, Wälder, Wasser, zum Heile meiner Seele, an die Kirche des heiligen Dionysius, die am Strome der Isar liegt, wo der fromme Herr Waltrich Bischof ist, daß es fest stehe und keiner etwas dagegen sage. Geschehen in der Behausung genannt Aitterach.

herumschlagen, um endlich auf ein Machtgebot des großen Karolus in einem Kloster der Normandie für immer zu verschwinden. Dann kamen fränkische Grafen in's Land und die baierische Selbstständigkeit war auf mehr als ein Jahrhundert dahin.

Für den Freund der Ortsgeschichte gebe ich die Notiz, daß in späteren Jahrhunderten die Villa an dem luftigen Waldrand an das Rittergeschlecht der Breitenbrunner kam. Von diesen kaufte sie im Lauf der Zeiten das heilige Geistspital in München. Dann wurden alle Gebäulichkeiten lange Zeit geschlossen gehalten und nur von einem Einsiedler, der aus St. Emmeran bei Freising dazu geschickt worden war, gehütet.

Jetzt ist Alles in Oekonomiegebände und Gastwirthschaft verwandelt; der Besitzer ist ein jüdischer Bankier.

Rings herum, soweit das Auge reicht, steht herrlicher Wald, Buchen und Tannen gemischt im jungen Schlag. So geht es fort und fort die grüne Isar hinauf.

Die einzige menschliche Wohnung, die das Auge entdeckt, ist, was wir von unten sehen, die Schwaige Geiselgasteig mit ihren rothen Dächern. Schwaige heißt ursprünglich Viehhof. Es liegen diese Schwaigen besonders in den Gegenden vor dem Gebirg, wo mehr Viehzucht als Ackerbau betrieben wird, gewöhnlich einzeln und in Mitte gras- und holzreicher Umgebungen, wo für die mehr oder weniger zahlreichen Heerden, welche da zum Verkauf als Zug- oder Schlachtvieh und zur Bereitung von Butter und Käse gehalten werden, hinlänglich Sommer- und Winterfutter wächst. Mit der Zeit ist indessen manche derselben aus einem Viehhof zum Ackerhof, ja wohl zum Dörfchen und Dorf geworden, sowie umgekehrt in früherer Zeit, nach

dem Ausdruck einer alten Zehentordnung, „Etliche ihre Höf, Huben und Güter, die ehemals Ackerbau gewest, zu Schwaig und Vichhalt ligen lassen." (Schmeller.) Auf den Alpen des Berner Oberlandes heißt Schwaiger derjenige erwachsene Senne, welcher die Käse verfertigt, und in demselben Sinne werden auf den oberösterreichischen Alpenwirthschaften die Sennerinen Schwaigerinen genannt.

Ein bayrisches Schnaderhüpfl singt:

Schwoagerin du bist mei Freud,
Wenn ma's Küehl auf d'Alma treibt,
Und's Vieh auf der Alm
Des thuat schö umma grasn,
d'Schwoagerin nimmt ihr Hörndl
Und thuat so liebli blasn.

Jetzt heißt Schwaige am Rande des Hochlandes einfach Bauernhof.

Ein gewisser Grif von Geiselgasteig wird in einer Schenkungsurkunde des Klosters Schäftlarn genannt, um das Jahr 1170, als Heinrich dort Propst war.

Was den Namen Gastaig, Gasteig, Gaßtach, Gasta betrifft, so bezeichnet derselbe einen Hohlweg, der auf eine Anhöhe, besonders ein hohes Flußufer führt; sodann diese Anhöhe, das Flußufer selbst, worüber ein solcher Weg führt. So heißt die weitgedehnte Anhöhe bei, oder vielmehr in München, die einst ein jäher und furchterregender Absturz, ein fortwährend im Rollen begriffener Kiesberg war, den die Isar unterwühlte, und den unser verstorbener König mit wohlwollendem Sinn und naturverständigem Aug zu lieblichen Spaziergängen umgewandelt hat, Gasteig. Auch bei Schönbrunn, im Landgericht Haag, gibt es eine Höhe, am Gasteig genannt. —

Wenden wir uns wieder zurück nach dem herrlichen Buchenhain, der uns umgibt und in dem wir Stunden lang im duftigen Schatten unsern Weg stromaufwärts fortsetzen können. Augen sänftigender Smaragd, wunderbares Buchengrün, in das die Sonne glänzt, wie lieb ich dich!

— Ja, wir sind Geister, denen Licht behagt.
Hab mit Aurorens Liebling oft gejagt.
Kann durch die Wälder ziehn dem Jäger gleich,
Bis sich des Ostens Pforte feuerreich
Mit schönem Glanz der Meeresfluth erschließt,
Gold über ihre graue Strömung gießt.

Aber schöner und entzückender ist doch die sommerliche Mondnacht in den thauigen Gewölben. Wenn in der schweren üppigen Juliluft alle Blüthen stärker duften, wenn im tiefen, wollüstigen Dunkel, in dem du die Pulse des großen Lebens höher schlagend meinst, wenn in den düftesatten Wald, in dem grünliche Insektenlichter funkeln, plötzlich der volle Mondstrahl einbricht und Alles unter ein Meer von goldgrünem Lichtäther setzt, da siehst Du Titania auf dem luftigen Wagen durch die schwer athmenden Büsche huschen Sie hält vor Dir, Freund, und spricht, die großäugige Fee:

Nicht wünsche Dich aus diesem Wald nach Haus,
Magst wollen oder nicht, kommst nicht heraus.
Ich bin ein Geist, gewöhnlichem nicht gleich,
Ein ewiger Sommer herrscht in meinem Reich.
Und sieh, ich liebe Dich! so komm mit mir,
Als treue Diener gib ich Elfen dir!
Sie holen Perlen Dir und Prachtgestein,
Und singen Dich auf Blumenbetten ein.

Auch Deines Stoffes Plumpheit soll zerfallen,
Als luftiger Geist sollst Du mit Geistern wallen.
Seid hold und zeigt euch dienstbar diesem Herrn!
Umhüpft, umgaukelt ihn in West und Ost,
Gebt Erdbeer ihm, gebt Pfirsich ihm als Kost,
Maulbeeren, Feigen und der Traube Most.
Von Bienen raubt die Honigsäcke fein,
Und brennt als Fackel Nachts ihr wächsern Bein;
Holt Feuer bei des Glühwurms Aeugelein,
Und leuchtet sanft zu Bett den Liebsten mein.
Hascht Flügelchen von Schmetterlingen ein,
Und fächelt ihm vom Aug' den Mondenschein.
Neigt Elfen euch, begrüßt ihn im Verein!

(Sommernachtstraum, übersetzt von Böttger.)

Würdest Du Dir die Gefangenschaft gefallen lassen, mein Freund, an der Seite des lilienleibigen Weibes?

So sehr mir die lärmende, bierduselige Menge zuwider ist, die sich alljährlich am Pfingstmontag hier unter dem Vorwande der „Hesselloher Kirchweih" im Walde herumtreibt, Krüge zerschlägt, Böller los läßt und die Eisenbahnwaggons stürmt, so begeistert bin ich für die herrlichen Künstlerfeste voll Lust und Humor, welche schon den Frühling dieses und der benachbarten Wälder feierten. Bei der „Kirchweih" kann man im Walde herumlaufen und mit Pyramus sagen:

Ich renn den Wald durch, renn Busch auf, Busch ab,
Doch kein Athener ward von mir gesehen,

um so mehr Atticismus, wenn ich dieß herkömmliche Wort für Laune und geglättete Heiterkeit gebrauchen darf, fand ich stets bei jenen Festen, denen die Elite der männlichen und weiblichen Welt Münchens beizuwohnen pflegt. Wer

weiß, ob sich da nicht manchmal für den einen oder andern Glücklichen, wenn die phantastischen Spiele des Tages ruhten, und der Mond seine Geheimnisse in die laue Waldnacht warf, jene Vision Titanias, wenn auch nur auf wenige süße Stunden, verkörpert hat? Ich weiß vielleicht mehr, als ich sagen darf.

Fort ihr gaukelnden Gestalten! Noch ist es Tag; wenn die Nacht kommt, die Zeit der Erinnerung, mögt ihr wieder lächeln und winken.

Wir sind eine Viertelstunde langsam den mosigen Weg entlang geschritten, den die zudringlichen Wurzeln der Tannen und Föhren durchziehen. Jetzt kommt eine unvergleichliche Aussicht auf das Flußthal, das hier vielleicht die reizendste Krümmung im ganzen Lauf der Isar macht. Nur ein klein wenig breiter hätte der Strom zu sein und es wäre die unvergleichlichste Rheinlandschaft. Aber es fehlen die Burgen auf schroffem Fels? Da sieh vor Dich, da siehst Du Ringmauern und den hohen Wartthurm der Burg Schwanthalers, Schwaneck.

Schwanthaler! ruhmvoller Name in der Geschichte deines Volkes! Wer durchschreitet einen Tag, eine Stunde die glanzvollsten Straßen der Isarstadt, ohne dem Wirken deiner unerschöpflichen Hand zu begegnen? Sei gegrüßt im Schattenreich, vernimm die Huldigung eines deiner Bewunderer von der waldumrauschten Stätte aus, an welche du deine liebste Wohnung aufgebaut hast.

Es muß in Schwanthaler, der so viel in der Antike lebte, ein Dualismus der Natur gelegen haben. Wie kommt ein Künstler, dem wir die Schlacht bei den Schiffen, den Achilleus im Skamander, den Mythus der Aphrodite, den Kampf des Zeus wider die Giganten, den Schild des He-

rakles verdanken, auf den Einfall, sich eine Ritterburg zu bauen?

Man sollte meinen, wer sich einmal hingegeben

— dem sinnigen Künstler Hephästos,

Welcher mit Pallas Athene zugleich auf Erden die Menschen
Lehrte die Kunstarbeiten zu fertigen, sie die in Höhlen
Vormals, in den Gebirgen gehaust, wie die Thiere des Feldes;
Jetzt doch, lernend die Künste vom sinnigen Meister Hephästos,
Bringen sie leicht zu dem Ende des rollenden Jahres in sicherer
Ruh' ihr Dasein hin, in den Wohnungen führend ihr Leben,

dem müsse es unmöglich sein, sich mit Vorliebe in das dunkle, sinnenfeindliche Mittelalter hinein zu finden. Plastik und hellenisirende Richtung in der ästhetischen Weltanschauung habe ich bis jetzt immer für untrennbar, dagegen auf romantische oder gar christliche Plastik nie etwas gehalten. Wie kann ein dogmatisches System der bildenden Kunst förderlich sein, das sich über „Augenlust und Fleischeslust" ereifert? Ueberdieß hält das Christenthum die Erde für ein Jammerthal, den Leib für die sterbliche „Hülle", das Dasein für eine vorübergehende Vorbereitung und Ascese zu unendlicher Belohnung oder Strafe, wenngleich die Verachtung, ja Beschimpfung des Menschenleibes vom Katholizismus, mit Ausnahme einiger berühmter Selbstquäler, nie so weit getrieben worden ist, als von den groben Pietisten, welche der Protestantismus des 17. und 18. Jahrhunderts erzeugte, und welche sich nicht entblödeten von Aas und Luder zu sprechen. So dachte ich mir, ehe ich wußte, daß der große Schwanthaler mit verhältnißmäßig bedeutenden Opfern sich eine

Ritterburg gebaut habe. Eine Ritterburg! Ein Mann, dessen Geist in der Welt des Homer, des Hesiod, der Tragiker, athmet, baut sich eine Ritterburg! Das kommt mir vor, wie wenn ein Mann, dem es vergönnt wird im Göttersaal zu leben, den Bärenzwinger vorzieht. Ich sage dieß nicht ausschließlich wegen der Erbauung dieser Burg, sondern wegen der bekannten Schwärmerei Schwanthalers für das Mittelalter. Nach seinem Tode fand man in seiner unmittelbaren Nähe nichts, was auf den Schöpfer von „Ceres und Proserpina" hätte schließen lassen können, keine Abgüsse, keine Antiken, keine Masken. Dagegen besaß er eine vollständige Rüstkammer, altdeutsche Schnitzwerke und Bilder. Wer sich ein klares Bild von der unüberwindlichen Hinneigung dieses Künstlers zur Romantik verschaffen will, der lese Franz Trautmann: Ludwig Schwanthalers Reliquien. Auch Ernst Förster in seiner Geschichte der neuen deutschen Kunst stellt diese Ansicht auf. „Schwanthaler war eine ganz romantische Natur," meint der bekannte Kritiker. Zwar kannte er das Alterthum; er hatte der Schönheit der alten Welt frühzeitig ins Auge gesehen, und hingerissen von ihr seine Seele erfüllt mit ihren Reizen, und seine Phantasie mit ihren Thaten und Erlebnissen; aber sein Herz war anderswo zu Hause. Schon als Knabe schwärmte er für Rittergeschichten, und sie waren es, die ihn von dem Weg zum Schlachtenmaler, den er bereits betreten, wieder ablenkten. Er ruhte nicht, bis er sich in einsamer Gegend eine vollständige Ritterburg mit Ringmauern und Zinnen erbaut, in welcher er die Träume seiner Jugend noch einmal und nun mit offenen Augen träumen wollte. Derselbe romantische Sinn ließ ihn auch mit einem bei einem Bildhauer kaum begreiflichen Enthusiasmus an einem Bilde

hängen, das er seinem Arbeitstisch gegenüber aufgestellt und in welchem nichts zu sehen war, als ein Stück von einer in Bewegung gesetzten Glocke und durch die Oeffnung der Glockenstube ein Stück Luft in der Morgendämmerung. Für ihn lag in diesem so zu sagen ganz form- und inhaltlosen Bilde eine ganze Welt, nemlich seine, die romantische".*)

*) Nach Erkundigungen, die ich nachträglich bei solchen eingezogen, welche dem großen Meister im Leben sehr nahe standen, wäre das Verhältniß denn doch ein anderes gewesen. Die vielen Rüstzeuge u. dgl., welche sich nach seinem Tode vorfanden, rührten von den großen Bestellungen her, die ihm auf Statuen aus der mittelalterlichen Welt von allen Seiten zugingen. Dazu habe er sich vorerst Material und Modelle verschaffen müssen, welche sein verdienstvoller Vetter Xaver Schwanthaler in der ganzen Welt zusammengesucht habe. Namentlich wurde hiebei auf die kolossalen Bilder der bairischen Fürsten im Thronsaal und auf die böhmische Ruhmeshalle hingewiesen. Auch sei der größte Theil dieser Objecte, nachdem sie den Zwecken des bildenden Künstlers gedient, nach Rußland verkauft worden. Die „Bärenrittergesellschaft" und anderen Spuk, der daran hing, habe Schwanthaler ausschließlich als schlechten Witz aufgefaßt und sich nicht zu oft dabei, und dann nie in, sondern über der Sache stehend, betheiligt. Von Gesprächen, ja nur von Gesprächen, über Mittelalter, Ritterwesen u. dgl., welche Schwanthaler je geführt haben sollte, wußten genaue Beobachter nichts. Sie versicherten im Gegentheil, sein Sinnen und Trachten habe sich im Griechenthum bewegt und wenn er in seinem peinlichen Siechthum ein Buch zur Hand genommen habe, sei es ein griechisches gewesen.

Die Erbauung der „Ritterburg" betreffend, wurde angegeben, Schwanthaler habe sich einen griechischen Thurm bauen lassen wollen, der Plan sei jedoch von der Baubehörde München, der selbst solche Dinge zur Controle unterliegen, verworfen, überhaupt so viel an dem ganzen Project herumgenergelt worden, daß

Das winkelige, krumme mystisch-drückende Wesen, welches meines Erachtens das mittelalterliche Wohnhaus, auch das Innere der stattlichsten Burg charakterisirt, ist gewiß weniger geeignet, dem Geist des feinnervigen Künstlers, der in seinem Daheim rastet und über neuen Gestaltungen sinnt, zu Hülfe zu kommen, als die heitere Renaissance-Villa mit der antiken Freske und den nackten Göttern im blüthenreichen Garten, den kein trutziger Burgwall einzwängt. So hätte ich mir den Aufenthalt des Plastikers vorgestellt. Hätte ich das Alterthum mit der Schärfe des inneren Auges, wie sie Schwanthaler besaß, in seinem ganzen reichen Leben überschauen können, ich glaube, ich hätte bis an mein seliges Ende im Traum nie an das Mittelalter gedacht. Aber die Organisation gerade der bedeutendsten Menschen zeigt solche, weniger Befähigten unbegreifliche, Contraste.

Bei dieser Gelegenheit bin ich der Romantik ein Wort schuldig. Voraus will ich gestehen, daß mein Widerwille gegen dieselbe nicht etwa von dem Augenblick herrührt, in welchem ich Ruge's und Echtermayers Manifest gegen sie gelesen habe. Solche Sympathien oder Abneigungen theilt die Natur aus, indem sie den einen mit diesen, den andern

---

Schwanthaler, der absolut gerade an dieser Stelle einen Sommeraufhalt haben wollte, sich zuletzt diese „Burg" aufoctroyirt sah. Nachdem sie dastand, habe er aber, wie vorauszusehen, gar keine Freude daran gehabt, sondern sich, wenn man Alles in Allem zusammenrechne, im Ganzen höchstens ein paar Wochen überhaupt da aufgehalten.

Im Nachlasse Schwanthalers soll sich, diesen Nachrichten zufolge, eine umfangreiche Mappe mit Entwürfen im griechischen Styl, aber durchaus nichts Altdeutsches oder dgl. befunden haben.

mit jenen Nerven begabt. Die Empfänglichkeit der sinnlichen Sphäre, welche das Alterthum auszeichnet, ist mir lieber, als die vernunftbelastende Schwärmerei nach unbekannten Zielen, in der mir das wirkliche Wesen des Mittelalters zu liegen scheint. Ich weiß, daß es Leute gibt, welche das Alterthum die Kindheit, das Mittelalter die Jugend, die neuere Zeit die Männlichkeit des Menschengeschlechtes nennen. Abgesehen von der Unzulänglichkeit derartiger Bilder im Allgemeinen, die noch etwas nach der ranzigen Identitätsphilosophie schmecken, muß man gegen eine solche Anschauungsweise die kräftigste Verwahrung einlegen. Ich möchte wissen, ob das Alterthum, welches eine Schöpfung zu Stande brachte, wie das kapitolinische Weltreich, zu dem Mittelalter, in welchem es einen wirklichen Staat gar nicht gab, billigerweise in dem Verhältniß aufgefaßt werden kann, wie Kindheit zu Jugend.

Man darf keine Gelegenheit vorübergehen lassen, vor dem Zug nach romantischem Wesen, der in unserm Volke häufiger angetroffen wird, als man glauben sollte, zu warnen. In der gebildeten Jugend vor Allem sitzt er noch tief. Das Studententhum und Alles, was daran hängt, ist damit imprägnirt. Die Leute wissen nicht, daß in allen religiösen, wissenschaftlichen, politischen Dingen das einlullende Gift unmerklich wie Mehlthau die beste Kraft in Torpor versetzt oder sie zu krankhaftem Treiben reizt.

Von den religiösen Grundanschauungen des Mittelalters zu sprechen, von Anschauungen, welche die Triebfeder zu so unverantwortlichen Quälereien wie z. B. die Kreuzzüge waren, das ist doch jetzt nicht mehr nothwendig. Es wird aber nicht schaden, bei gewissen Vorkommnissen sich immer wieder von Zeit zu Zeit daran zu erinnern.

In wissenschaftlichen Dingen herrscht wie in diesem der erdrückendste Autoritätsglaube; Aristoteles ist der Koran der Forschung auf jedwedem Gebiet. Die Stelle selbstständigen Denkens vertritt die Exegese.

Man betrachte dagegen das Alterthum, in dem Gewissensfreiheit herrschte, welches eine Religion in unserm Sinn des Wortes nicht kannte, und wo auf wissenschaftlichem Gebiet eine Unbefangenheit sich geltend machte, zu welcher wir erst in den allerletzten Decennien wieder die polizeiliche Erlaubniß uns errungen haben.

Welche Rolle der Einzelne, der selbstbewußte, freie Mensch in einer solchen Welt angewiesen erhält, läßt sich denken und der Substanz der Geschichte entnehmen. Die ganze Welt ist ein Ganzes; über dessen Wohlfahrt wachen Kaiser und Papst. Die Gewalt dazu haben sie von Gott. Da aber Kaiser und Papst nicht Alles selbst thun, nicht Alles selbst verrichten können, strahlen sie von der ihnen übertragenen Gewaltfülle Gewalttheilchen auf andere aus. Das sind die Lehen. Ein Volk, ein Vaterland ist unmöglich.

Ja, sagen die Bewunderer unserer Eichendorff, Novalis, Schlegel, Wackenroder, das Alles wollen wir nicht, wir sind Romantiker, aber nur in der Aesthetik. Von rückschreitenden, krankhaften Bewegungen in der Politik wollen wir nichts wissen. Wir lieben in der romantischen Kunst das Ahnungsvolle, Uebersinnliche, Erhabene.

Darauf sage ich: Halbdunkel und Weihrauch, phantastische Sinnenverzückung und gedämpften Orgelton, das gibt es allerdings vor Allem in eueren Kirchen, in euerer Poesie, in euerer Kunst. Wie man aber davon allmählich „ein Unfreier“ wird, das mögen euch die Selbstbekenntnisse eines Schlegel, Overbeck, eines Novalis lehren. So haben sie

angefangen und in der Gefangenschaft ihres besseren Selbst haben sie geendet. Fort, weit weg, von dem transcendenten Sinnenreiz zu der stillen Einfalt, der hohen Klarheit des Olymps!

Hinaus, aus dem parfümirten Halbdunkel in die rauschende Welt, welche der grundlose Aether überwölbt! Kein Empfindeln sondern Empfinden!

In der Politik steckt sich diese Richtung gern hinter den alten Nimbus der Kaiserkrone. In dieser Sache muß man sich sehr vor sich selbst und seiner eigenen Phantasie hüten. Ich habe wohl in jüngeren Jahren für das heilige Reich geschwärmt, denn wer ist von dem Prunk der Romantik ungeblendet geblieben, wenn er jung war und ein schwarz-roth-goldenes Band getragen hat? Auch jetzt glaube und hoffe ich noch zuversichtlich auf die Wiedervereinigung und die Größe meines deutschen Volkes; aber der „Kaiser“ hat sich mir zum Symbol derselben verblaßt, und die ehrwürdige Krone zum Sinnbild der Einigung in einer besseren und höheren Form. Bis diese möglich wird, bleibt wohl Alles in der Hauptsache unter den Umrissen der heutigen schwer begreiflichen Gestaltung stehen. Dann werden wir aber ein Reich haben, in dem der gefürchtete Deutsche nicht mehr dem schwächeren Fremdling den plumpen Fuß auf den Nacken setzt, keine Römerzüge und Deutschherrenschlächtereien sehen. Ein großes Volk wird stark in seiner Freiheit sein, sicher in seinen Grenzen wohnen. Seine Brudervölker werden es lieben. Seine Auferstehung bedeutet eine große Sonnenwende. Vielleicht war es der erste Schimmer dieses Sonnwendtages, der beim Wiedererwachen unserer Nachbarn jenseits der Alpen weithin sichtlich und fühlbar geleuchtet hat.

Der viereckige Thurm, der der hohen Schwaneck aus den Wäldern des andern Ufers drüben antwortet ist der Thurm von Grünwald. In meinen Knabenjahren habe ich oft von dieser Veste mit Schaudern erzählen hören, daß, wenn sie in die Luft fliegt, ganz München zu Grunde gehen müsse. Es war nemlich ein Pulverthurm und ist es auf den heutigen Tag noch, obwohl jetzt bei weitem nicht mehr so viel Pulver drin aufbewahrt wird, wie früher. Doch hat es damit gute Wege, denn das Pulver wird nicht in den Gewölben des Berges oder in unterirdischen Kellern aufbewahrt, sondern liegt gut versorgt und zugedeckt über der Erde. Es nimmt höchstens den Thurm und die umliegenden Häuser mit, wenn es sich einmal bewogen finden sollte, sich in Gasform zu verwandeln. Nicht minder harmlos ist für München auch der zwanzig Stunden entfernt hoch im Gebirg liegende Walchensee, vor dem wir Knaben uns auch fürchteten. Wenn er austritt oder den Kesselberg durchbricht, der ihn von dem 562 Fuß tiefer liegenden Kochelsee trennt, ersäuft er ganz München. Einer Sage nach soll früher in der Gruftkapelle zu München alljährlich eine heilige Messe zur Abwendung dieses Unglücks gelesen worden sein. Auch habe ich einmal irgendwo gehört, man habe jährlich einen goldenen Ring in seine Fluthen geworfen, um ihn versöhnlich zu stimmen. Das war überflüssige Mühe, denn der Kesselberg hält fest.

Der Ort, an dem wir stehen, ist einer der vielen in unserm Vaterlande, wo Roms weltdurchziehende Krieger die Stelle zur Anlegung eines Castells günstig fanden. Auch war der Fluß hier von ihnen überbrückt. Herr von Linbrunn, der Geschichtsforscher, entdeckte in der Isar noch einige Pfähle der zerstörten Brücke. Auch das Schloß

drüben, dessen Mauern noch stehen und das umgebaut zum Jagdschloß der Herzoge wurde, rührt von den Händen der Römer her. Am römischen Castell, welches ein vierfacher Wall umgab, ging eine römische Heerstraße, die Straße, welche von Augusta Vindelicorum nach Juvavium führte, vorüber. Von Argelsried an durch den Brunnerwald, dann im Forstenriederpark, wo auch eine Denksäule ihre Richtung bezeichnet, und im Hofoldinger Forst bis Peiß läßt sie sich leicht verfolgen. Von Castell und Straße sind auch hier augenfällige Spuren zu sehen. Das Jagdschloß steht, wie gesagt, seit uralten Zeiten und wurde oft von den Landesfürsten von Bayern bewohnt, wenn sie sich im Niederholze mit der Jagd belustigen wollten. Die Herzoge Ernst I. und Wilhelm III., die acht und dreißig Jahre lang miteinander zu München regierten, stifteten zu der im Schlosse befindlichen Kapelle des heiligen Georg 1405 ein Meßbeneficium. Sigmund IV., der Sohn des frommen Albrecht, der oben in Andechs begraben liegt, hätte nach dem Vermächtniß seines Vaters die Regierung mit seinem Bruder Albert IV. theilen sollen. Aber er trat sie freiwillig ab, blieb unverheirathet und brachte fast sein ganzes Leben hier zu. Er starb am 1. Februar 1501. Er ist es, welcher die Metropolitankirche zu Unserer Lieben Frau in München baute deren hohe Thürme weit in das Baiernland hinaus sehen. —

Um 1602 wurde das Schloß theilweise zu einem Gefängniß benützt und in die übrigen Räume Pulver gelegt.

Gleich außerhalb Grünwald in südöstlicher Richtung hat man Römergräber gefunden.

Von nun an bleibt das rechte Isarufer eine weite Strecke südwärts bis in die Gegend von Ascholding an sich unbedeutend, wenn nicht der Blick sich zu den Gebirgen wen-

det, die mit jeder zurückgelegten Wegstunde immer majestätischer den dunkeln Waldsäumen des Horizontes entsteigen.

Vor uns, auf dem Ufer, wo wir von der Wiese aus, welche die Burg Schwaneck umgibt, uns an dem reinen Gebirgsstrom, der sich zwischen Felsblöcken und Wäldern tief unten daherwindet, nicht satt sehen können, liegt auf unserm Wege das Dorf Pullach (Puochloh d. h. Buchenwald). Die schönste Aussicht der schönen Umgebung bietet der Garten am Wirthshause des Dorfes, wo der Fluß mit den Thürmen, Schwaneck und Grünwald und die überraschend näher getretene Gebirgskette eine reizende Rundschau gewähren. Der Weg setzt sich hinter Pullach ganz in derselben Weise fort. Nur werden die Waldpfade, die sich rechts von einer Art Fahrweg hinziehen, noch enger und einsamer, der Blick überall von andrängendem Unterholz und riesigen Buchen, Eichen und Tannen gefangen, während wir auf dem üppigsten Moos dahinschreiten.

Endlich lichtet sich der Wald; ein weiterer schöner Blick in's tiefe Flußthal. Man kann den Weg auch in dessen Sohle, hart am Rande des Wassers machen. Hereingestreute Felsblöcke und kleine Buchten des Stroms machen diesen Pfad „an der Leite“ zu einem besonders malerischen. Wir, die in dieser Richtung zum ersten Mal wandern, behalten uns die Stege auf der Höhe vor, weil sie eine freiere Fernsicht gewähren.

Noch wenige Schritte und wir stehen auf der großen Landstraße, die von München über Mittenwald nach Innsbruck führt. Vor uns auf einem Hügel, dessen Sattel die Straße überschreitet, liegt eine unförmliche Kugel. Indem wir näher kommen, sehen wir, daß es die nach ächt oberbaierischen Styl plumpe Kuppel eines Kirchthurms ist, den

uns der Hügel verdeckt hatte. Es ist die Kirche des Dorfes **Baierbrunn**, welches einladend auf einem Bergvorsprung gelegen, aus einer uralten Hofmark entstand. Die Landschaft oberhalb des Dorfes an der Isar hatte eine Beste, genannt die Birg. In dieser Birg wohnte der Sage nach ein Ritter Namens Sachsenhäuser, er war der Sohn eines Tyrannen, welcher die Leute erschoß, wenn sie auf Flößen die Isar hinabfuhren. Die Birg wurde einst belagert, konnte aber nicht genommen werden, bis eine alte Frau von Baierbrunn den Belagerern den Rath gab, das Wasser abzugraben. „Nehmt, sagte sie, ein ganzes unausgenommenes Roß, gebt ihm drei Tage kein Wasser, dann wird es die Quelle finden.“ Die Belagerer befolgten diesen Rath; das Pferd scharrte, und an dieser Stelle wurde die Wasserleitung der Birg abgegraben. Die Belagerten hatten kein Wasser und mußten sich ergeben. Der besiegte Sachsenhäuser zog in das Kloster Schäftlarn, in welchem am Jahrestage Pauli Bekehrung die Klosterherren das Erinnerungsfest feierten. Vormittags war Gottesdienst in der Kirche. Sie ließen drei Banzen Bier für die armen Leute laufen und theilten Hefennudeln an sie aus. Das Birgweibl erscheint öfter in schlechter Kleidung. Sie ist klein, trägt einen Strohhut, einen Stock in der Hand und einen Korb. Ging sie von der Birg weg und begegnete ihr Jemand, so fragte sie jedesmal, wo der Weg nach Baierbrunn geht, ging sie aber gegen die Birg, so fragte sie nach dem Wege nach Schäftlarn. Allein sie kam nie ganz nach Baierbrunn und nie ganz nach Schäftlarn, denn sie ist in die Grenzen der Birg gebannt und kann über diese nicht hinaus.

Es ist diese Beste der Sage vielleicht dieselbe alte Beste bei Baierbrunn, welche laut einer Urkunde vom Jahre 1143

die Edlen von Baierbrunn besaßen. Der letzte dieses Geschlechtes, dem auch das Dorf und der weite ausgedehnte Forstenriederwald gehörten, war Konrad. In der für Baierns Waffen ruhmreichen Schlacht von Ampfing, wo der große Kaiser Ludwig der Baier einen glorreichen Sieg über Friedrich den Schönen von Oesterreich erfocht, befehligte dieser unseren rechten Flügel (1322). Vor seinem Tode verkaufte Konrad das ganze Besitzthum an den von Sendlingen. Von diesen überkam es die Familie der Kümmersbrucker. Als dieses Geschlecht ausstarb, kam Alles als heimfälliges Lehen an die Landesherzoge. Churfürst Ferdinand Maria, welcher die im Norden Münchens gelegene Schwaige Milbertshofen (auf welche wir in einem späteren Theile dieses Werkes zu sprechen kommen werden) zu erwerben wünschte, vertauschte diese seine Besitzung in Baierbrunn mit Ausnahme des Forstes an das Kloster Schäftlarn. Als 1803 in Baiern die Klöster aufgehoben wurden, wurden die Grundstücke verkauft, die Gerichtsbarkeit eingezogen und das Dorf unmittelbar.

Das freundliche Posthaus in Baierbrunn ist so noch ein recht ansprechendes Muster eines oberbayerischen Wirthshauses aus der guten alten Zeit. Da ist das nette Herrenzimmer mit dem langen Tisch, der mit grüner Wachsleinwand überzogen ist und über dem der herkömmliche Schellenzug zum Herbeirufen der Bedienung hängt. Freundliche Mädchen bringen das vaterländische Naß, und lieben es auf heitere Weise mit dem ermüdeten Gaste zu plaudern. An den Wänden hängen die unvermeidlichen gemüthlichen Bilder aus der uns wie ein Traum entschwundenen Zeit, wo das baierische Volk aus langer Ruhe aufgeschüttelt wurde, um auf der europäischen Bühne zu erscheinen. Die Bilder des Königs Otto von Griechenland und seiner Gemahlin, der Einzug in Nauplia,

König Otto's Besuch in München 1839 waren in den vierziger Jahren in den besseren Häusern Altbaierns so allgemein verbreitet, daß man noch jetzt selten ein größeres Wirthshaus auf dem Lande antrifft, ohne dem Feß, der Fostanella und irgend einer Landschaft aus dem klassischen Lande zu begegnen.

Ich kann der Ansicht derjenigen nicht beipflichten, welche jene Expedition verdammen, wegen der dem Lande dadurch auferlegten Opfer und der materiellen Unfruchtbarkeit derselben für unsere nächsten Interessen. Ich glaube, der Ausflug war unsern Leuten ganz gesund. Ein Volk muß auch ein wenig Geschichte machen, sonst versauert es, wenn ihm zu Hause von einer wohlwollenden Regierung das Nest auch noch so warm gehalten wird. So etwas geht wie ein frischer Luftzug durch die Menschen.

Wir Deutsche in den Mittel und Kleinstaaten kommen so nicht oft dazu, irgend etwas aufzuführen, wozu ein Volk mehr braucht als den landläufigen Sinn für gesetzliche Ordnung. Thatkraft, Muth, auch ein wenig Leiden, alles was als nothwendige Vorbedingung oder im Gefolge eines derartigen Abentheuers erscheint — das ruinirt am Einzelnen so wenig wie an einem Volk. Man sagt zwar, glücklich ein Volk, dessen Geschichte langweilig ist; ich möchte dagegen sagen, langweilig ein Volk, dessen Geschichte gar zu glücklich ist. Wir wären in einer besondern Art nicht absolut anerkennenswerthen Wohlbefindens noch weit mehr versunken, als wir es bis zu einem gewissen Grade unläugbar auch jetzt sind, wenn uns eine sonderbare Verkettung von Umständen nicht vergönnt hätte, dieß wenig Blut und Schweiß zu vergießen. Der ist zwar auf die heiße Griechenerde gefallen und an jener Stelle die häßliche Saat des Undanks aus ihm hervorgekeimt, aber für uns hat die Anstrengung,

wie jede außergewöhnliche Regung, Früchte getragen, deren Bedeutung in geistiger Beziehung nicht nach dem Werthe des Korns und Weizens berechnet werden darf, die man für das verwendete Geld hätte kaufen können. Wie viele unserer Aerzte, Militärs, Verwaltungsbeamten, Staatsmänner und Schriftsteller haben auf dem fremden Boden ihr Bestes gelernt? Und, um gar nicht von solchen Herren zu sprechen, ist es nicht eine Freude, manchmal so einen alten Schweden mit dem „Griechenband“ im Knopfloch zu treffen, der vom blauen Meer und den schwarzen Griechen, vom feurigen Wein Attika's und den alten, alten Gebäuden dort erzählt, der ohne die nothgedrungene Luftveränderung vielleicht nie die Linie überschritten hätte, wo die letzten Wirthshäuser und Sommerkeller Münchens stehen? An den paar Millionen, welche die Geschichte gekostet hat, liegt in der That nicht so viel, als darum geschrieen wurde, selbst wenn sie ganz nutzlos und schlecht verwendet worden wären. Die Zukunft aber wird den allerdings mehr verborgenen inneren Gewinn besser zu würdigen verstehen.

Vor Baierbrunn führt ein Weg, nur durch zusammenhängende Fußstapfen erkennbar, vorerst über Felder und Raine nach einem in der Nähe eines weithin sichtbaren Holzstosses stehenden Krucifix, dann von diesem an die Umzäunung des großen Forstenrieder Parkes, welche mit Hülfe daselbst eingeschlagener Pfähle überstiegen werden kann. Im Walde setzt sich der Pfad, nun sehr deutlich, in südwestlicher Richtung durch das üppigste Dickicht nach den „Schornhöfen“, die an seinem Saume liegen, fort.

Wir kommen auf diesen Weg, wodurch sich Starnberg in zwei Stunden von Baierbrunn aus erreichen läßt, des Weiteren zu sprechen, wenn wir von ihm und seinem blauen

See erzählen werden. Vorläufig möchte ich Jeden, der die friedliche Ungestörtheit eines entlegenen grünen Hages liebt, auf diesen Fußweg aufmerksam machen.

Wir werden auf ihm noch mit einander lustwandeln, Leser; jetzt, wo uns unser Ziel die rasch strömende Isar hinauf nach den Bergen führt, dürfen wir die Landstraße nicht verlassen.

Wir haben kaum fünfzig Schritte Baierbrunn im Rücken, eröffnet sich uns über das Waldreich der hohen Ufer eine herrliche Rundsicht über das plötzlich wie durch eine zauberhafte Bewegung näher gerückte Gebirge. Die steilen Felsmassen der Benediktenwand, die weit über das an ihren Fuß geschmiegte Benediktbeuern, Landfrieds Schöpfung, in die große Ebene hineinschaut, sind es vor allem, die uns mit einem Male unendlich näher scheinen.

Ein solches Panorama ist für einen Flachländer, der zum ersten Male gegen Süden kommt, eine Wundererscheinung. Auch für uns, die wir den Rand der Alpen und die Geheimnisse ihrer erhabenen Welt selbst kennen, bietet es nach längerem Aufenthalt in der engen Stadt immer wieder hohen Reiz. Und doch läßt sich auch an solchen Genüssen die Leichtigkeit beobachten, mit der die Phantasie der Menschen blasirt wird und erkennen, wie alles Schöne der Erde immer nur im Verhältniß entzückt. Begleite mich in's Hochgebirg, schau mit mir vom hohen Gipfel auf die unendliche Wüste der Schneeberge und Gletscher und in die verschwimmenden Linien des blauen Flachlandes und Du wirst diese Fernsicht, welche Dir jetzt einen Ruf des Entzückens abgerungen hat, keines zweiten Blickes würdigen. So unterliegt das Schöne der Wandelbarkeit des Maßes. Das Gute allein ist es, das in-

commensurabel dasteht und durch jede einzelne Handlung, in der es sich verwirklicht, dem Beobachter eine Sphäre durchscheinen läßt, die außer und über jeglicher Welt liegt, und mit dieser gar nichts zu schaffen hat. Ist das Leben, wie die indischen Weisen meinen, eine vorüberblitzende Mystification, eine ungerechtfertigte Störung der seligen Ruhe des Nichts, dann erscheint eine gute Handlung als ein Akt der Sehnsucht nach dieser Ruhe, die vorher da war, die bald wieder kommen wird. Darum macht sie einen transcendenten Eindruck, den die Schönheit nicht hervorbringt, weil sie an den Körpern, an der Welt haftet. —

Bald senkt sich die Straße eine Höhe hinab. Kräftige Buchen, die vielstimmiger Vogelgesang durchtönt, umstehen sie zu beiden Seiten. Oft weht aus ihnen, wenn die Sonne des Nachmittags in die tiefliegende Straße brennt, duftige Kühlung über die langen Schatten, welche ihre Zweige über diese hinwerfen. Da, auf dem satten Grün des Randes, ist ein Ort der Rast und der Sammlung.

So wie die letzten Bäume dieses Buchenwaldes hinter uns liegen, erscheint vor uns auf einer Höhe rechts von der Straße das Dorf **Hohenschäftlarn.** An diesem Dorfe, welches die Spitze eines kahlen Hügels einnimmt, ist weiter nichts zu sehen.*) Wir schlagen deßhalb einen Fußpfad ein, der sich links von der Straße abzweigt und am Saume des Waldes immer abwärts gegen die Isar zu führt. Bald hat auch er uns in Walddunkel geleitet; wir kommen auf einen fahrbaren Hohlweg, über den die dichtbelaubten Wipfel zusammenschlagen. Dem abschüssigen Pfad folgend gelangen

*) Auf dem Hügel war das Stelldichein der Bauern, die 1705 bei Sendling durch Oesterreicher niedergehauen wurden.

wir, immer unter dem Schutz der grünen Wölbung, zu einem offenen Plane: auf grüner Matte, von blühenden Obstbäumen und den Ausläufern des Waldes halb versteckt, liegt, wenige Schritte von dem Ufergeröll der Isar entfernt, das Kloster **Schäftlarn.**

Nicht weit von Schäftlarn, jenseits des Flußes, auf waldiger Höhe liegt das Dorf Deining. Das ist eine alte, alte Ansiedelung. Einer der Pfarrherren dieses Ortes, Walterich, gründete Schäftlarn, das Kloster, in den Jahren, als Thassilo II., von dem wir oben bei Hesselohe sprechen mußten, Herr in Baiern war. Es war dieß zwischen 760 und 780 unter Leo's Pontificat. Nach einer weniger begründeten Angabe hat Pipin, der Frankenkönig bei der villa Sceftilar eine Kirche gebaut und sie Peipenbach oder Weidenbach genannt.

Das von Walterich gegründete Kloster hieß vorerst Ascetorium; ihm waren die Kirchen von Deining und Epolding zugewendet. (Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß das Wort asceterium vom griechischen ἀσκητήριον von den mittelalterlichen Scribenten nicht in der angeführten Form allein verderbt worden ist. So liest man noch: archisterium, architerium, architrium, arcisterium, assisterium, acistarium, acisterium, ascysterium. Man sieht, alle Verhunzungsmöglichkeiten sind erschöpft. Der ursprüngliche Sinn des Wortes bezeichnet eine Stätte, welche der Pflege und Ausübung christlicher Tugend gewidmet ist. Dadurch unterscheidet sich die Bezeichnung dem Wortlaut, wenn auch nicht der Sache nach, von monasterium, in welchem Worte „das Alleinsein" hervorgehoben wird. Ein griechischer Schriftsteller stellt παρθενῶνες, τὰ μοναστήρια, τα ἀσκητήρια Nebeneinander.)

Die Kirche oder das Kloster wurde dem heiligen Dionysius und seinen Genossen geweiht, das heißt dem Dionysius Areopagita und seinen Gefährten Silas und Timotheos.

Mönche vom Orden des heiligen Augustin waren es, welche das neugegründete Stift zuerst bewohnten. Bald kamen jedoch die Jünger des heiligen Benedikt, vertrieben die Angesiedelten aus dem geweihten Ort und setzten sich selbst fest.

Später ereilte der Schrecken der abendländischen Reiche, die siegeszuversichtliche Hunnenhorde, zu wiederholten Malen auch dieß abgelegene Flußthal. Als Heinrich II., der Heilige, oder wie er vielleicht besser genannt wird, der Lahme, des sächsischen Hauses Letzter, Germaniens Scepter trug, hatten die plattnasigen Söhne der Steppe in den deutschen Gauen leichtes Spiel. Der gute heilige Kaiser hatte in Italien und Polen, mit Griechen und Normannen, so alle Hände vollauf zu thun, daß ihm nicht viel überflüssige Zeit für das Reich blieb. Also 1009 verbrannten die Hunnen das Kloster und metzelten nieder, was an Vätern vom heiligen Benedikt da war.

Nun blieb die Ruine lange Zeit in Mitte des öden Waldes stehen. Es war eben eine Zeit der Trümmer und Verödung für das ganze Land. Was das Kloster an Grundstücken besessen hatte, verschenkte Herzog Arnulf I., der „schlecht Berechnende“, an die Bewohner der Umgegend. So ging es fort, oder vielmehr so blieb es, bis um die Mitte des zwölften Jahrhunderts sich Herzog Heinrich X., Heinrich des Löwen Vorfahr, des verwaisten Gotteshauses annahm. Im Verein mit seinem Bruder Otto, Erzbischof von Freising, baute er es 1140 wieder auf. Dießmal

wurden Brüder eines Ordens eingesetzt, der in jenen Decennien eben in seinem ersten und kräftigsten Aufschwunge begriffen war.

Kaum zwanzig Jahre vorher hatte Laon seine Gründung gesehen. Die Geschichte Norberts, des Stifters ist wunderbar. Vom Himmel herab wurde ihm eine Wiese gezeigt, auf welcher er als Bußprediger des verderbten Geschlechtes auftreten sollte. Pratum illi monstratum est, daher Prämonstratenser. Diese Wiese lag inmitten eines Waldes bei Coucy. Ein weißer Rock mit Skapulier und ein weißer Hut war die Tracht des Ordens, dessen Regel eine Verschärfung derjenigen des heiligen Augustin bildete. Doch glaube ich, hat sich die mönchische Strenge der Genossenschaft in den wenigen Klöstern, die es noch gibt, mit den Jahrhunderten namhaft abgemildert. Wenigstens erinnere ich mich nicht in dem einzigen Prämonstratenserkloster, das ich gesehen habe, dem Strachow, der hoch auf das hundertthürmige Prag herabschaut, irgend etwas Trappistenhaftes oder dergleichen bemerkt zu haben. Im Gegentheile schienen mir die Herren gut zu leben und sich mit Wissenschaften und Künsten zu befassen. Ihre Bibliothek dort ist eine der prächtigsten Büchersammlungen, die sich denken läßt. Ich habe mehr als ein kostbares „altes Pergamen" darin betrachtet.

Papst Innocens II., der ewig Unruhige, bestätigte die gnädige Schankung, verlieh dem Kloster außerdem noch mehrere Freiheiten, und nahm es auf ewig in der heiligen römischen Kirche besondern Schutz. Im sechzehnten Jahrhundert — es war eben das fatale Decennium der ersten Reformationswehen – hatte das Kloster das Unglück, abermals abzubrennen. Propst Georg, der in der

Geschichte dieses Stiftes eine der hervorragendsten, ja die erste Stelle einnimmt, baute es aus den reichen Klostermitteln weit herrlicher wieder auf. Im lieben dreißigjährigen Krieg konnten selbstverständlich die Hunnen des sechzehnten Jahrhunderts, das barbarische Schwedengesindel, auch an dieser Stätte des deutschen Südens nicht ohne Sengen und Brennen vorübergehen. Die Gebäude erhoben sich abermals aus der Asche. Ich muß mich hier überwinden, nicht einige Bemerkungen über die nordischen Glaubensstreiter zu machen. Ich denke, es ist besser, man läßt sie ungeschrieben und jeden Deutschen, sofern er diesen Namen wirklich verdient, seinen Theil denken. Aber sagen will ich doch, daß in vielen Köpfen, in denen sonst Deutschthümelei und Freisinnigkeit sich plappernd genug breit macht, in Bezug gerade auf die Affairen jener heillosen Zeit, in Bezug auf Urheberschaft und Complicität an der himmelschreienden Kette von Verbrechen, die man den dreißigjährigen Krieg nennt, eine solche Voreingenommenheit herrscht, daß man nicht mehr weiß, wie man die Inconsequenz solcher Leute classificiren soll. Es sieht oft aus, als wären sie stockblind und stocktaub. Die Protestanten sind darin unverbesserlich; ein weiterer Beweis, wie das Institut der Religionen auch in greifbaren Dingen geeignet ist, das Urtheil zu verwirren und den guten Willen lahm zu legen.

Bis 1598 blieb Schäftlarn eine Propstei. Zur Abtei erhöhte es das Pontificat jenes Clemens VIII., welcher des guten Heinrich von Frankreich Todfeind war. Es ist nie vom Uebel, an die gute alte Zeit zu erinnern, darum will ich auch die liebenswürdige Ceremonie nicht mit Stillschweigen übergehen, die bei der „Absolution“ Heinrich IV. stattfand. Ohne diese d. h. ohne die vollständige Unter-

werfung unter den päpstlichen Willen wollte ihn der Pontifex gar nicht als König von Frankreich anerkennen. Am 17. September 1593 mußten die Gesandten des Königs in Zerknirschung und Demuth vor dem Papst niederknieen. Bei jedem Verse des 57. Psalms, der gesungen wurde, erhielten sie einen Ruthenstreich. Die Hiebe wurden ihnen jedoch dadurch versüßt, daß nach vollendeter Ceremonie jeder mit dem Kardinalshut beglückt wurde.

Unter diesem Papste also, der wahrscheinlich von den Jesuiten vergiftet 1605 starb, wurde Schäftlarn Abtei. Der gottesfürchtige Herzog Wilhelm V., der mönchische Fürst, der Einsiedler, unter dessen Regierung in unserm schönen Lande die dumpfe Luft eines Escurial wehte, verlieh der Abtei die Pontifikalien. Für meine nicht katholischen Leser sage ich, daß hierunter die Jurisdiction eines Abtes über seine Untergebenen, die Unabhängigkeit des Abtes vom Bischof der Diöcese oder auch die Gleichstellung mit einem Bischof überhaupt verstanden wird.

Die gegenwärtige Gestalt der Klostergebäulichkeiten rührt von dem großen Umbaue her, der in den Jahren 1705 bis 1765 das ganze Aussehen des Stiftes veränderte. Die damals regierenden Aebte Melchior Schütz, Hermann und Felix Gege leiteten die Arbeit durch den geschickten Baumeister Max Pärmann. Leider erlaubten es die Mittel des Stiftes nicht, die Klosterkirche nach dem grandiosen Riß des churfürstlichen Baumeisters Couvielliers weiter fortzubauen. Es wurde zwar am 5. Juli 1733 von Herrn Benno von Unertl der erste Stein nach diesem Plane gelegt und auch anfangs im Sinne des Entwurfs gearbeitet; dann aber, als man die Unzulänglichkeit der Fonds überschauen konnte, wurde der churfürstliche Baumeister Gunzreiner be-

rufen', den Plan sachgemäß abzuändern. Nach dessen Direktion wurde der Bau fortgeführt und in seiner jetzigen ziemlich annehmbaren Form vollendet. Wenn ich sage annehmbar und nicht schön, so ist das reine Geschmackssache. Ich kann das Rococo der Jesuiten nicht schön finden. Die grellen Fresken, die Schnörkel, die Vermeidung der geraden Linie, das Ersetzen großer Architektur durch Decoration, das Alles will mir nicht gefallen. Bernini und gar Borromini sind die Typen dieser frazzenhaften Kunst. Wer eine solche Kunst der Nebenformen in ihrer prunkhaftesten Entwicklung beobachten will, sehe sich Abbildungen mexicanischer und peruanischer Jesuitenkirchen an.

Das Chorblatt, die Himmelfahrt Mariä, scheint mir kein übles Bild. Es muß wohl vor nicht langer Zeit renovirt worden sein, denn die Farbenfrische ist groß. An dem sogenannten Rosenkranzaltar befindet sich der schön gefaßte Leib des heiligen Vincentius. Es wird das jener Vincentius aus Saragossa sein sollen, der Diaconus von Valera war, und bei der großen und letzten Verfolgung der Christen 304 den Martyrertod erlitt. Dieser heilige Leib wurde von Churfürst Maximilian III. im Jahre 1777 aus seiner Residenzkapelle hieher geschenkt. Leider konnte ich die Reliquie nicht zu sehen bekommen.

Das Chor des Prinzen von Condé, des Anführers einer Rotte von adelichen Jünglingen, brach die Brücke, die hier seit alter Zeit über die Isar führte, ab (1798). In wie weit hier junkerhafter Muthwille oder strategische Nothwendigkeit vorlag, kann ich nicht entscheiden. Gewiß ist aber, daß diese legitimistischen Herren in der Gegend von München, also in damaligem Freundesland, arg gehaust haben. Was läßt sich von Subjekten erwarten, die

sich mit Panduren verbrüdern, um gegen ihr eigenes Vaterland Krieg zu führen? Auch in München haben sich die Champions des Altars und der unbefleckten Lilie, dem Maitre Guillotin entronnen, durch Zerstörung des Thurmes am Isarthor, wie es die Inschrift besagt, ein passendes Denkmal gestiftet.

Mit einzelnen Daten der Geschichte Münchens hängt Schäftlarn enge zusammen.

So gehörte einst ein großer Theil des Terrains, auf dem die Altstadt München steht, dem reichen Kloster. In der Nähe der jetzigen Hochbrücke im Thal besaß es einen Maierhof, den Konradhof genannt. Auf dem Platze, auf dem später das Collegium der Jesuiten erbaut wurde, das jetzt die edlere Bestimmung hat, einer Akademie der Wissenschaften und der schönen Künste zur Behausung zu dienen, hatte das Kloster noch im 16. Jahrhundert ein Haus mit einem großen Garten.

Auch der berüchtigte Keferloher Viehmarkt, das Ergötzen der Münchener einer glücklicher Weise fast vergessenen Periode, hängt mit unserm Kloster zusammen. Kaiser Ludwig der Baier bewilligte demselben, dessen Propst, Konrad Sachsenhauser, sein beliebter und vertrauter Rath war, die Einkünfte und den Zoll dieses allmählich zu großem Rufe gelangenden Marktes. —

Dem Wasser des Mineralbades, das am Abhange des Hügels hervorquillt, den wir alsbald überschreiten werden, sagt man nach, daß es sich gegen Hämorrhoidalleiden und Rheumatismen als heilsam bewähre.

Das Kloster wurde 1803 mit fast allen übrigen im Baierlande aufgehoben, 1843 jedoch wieder errichtet. Die Jünger des heiligen Norbert erhielten es nicht wieder; man

übergab es den geistlichen Töchtern der Maria Ward. Diese errichteten, den Satzungen ihres Vereins entsprechend, sogleich ein Pensionat. Auch besorgen sie die Schule des Ortes, die in den geräumigen schönen Sälen vortrefflich untergebracht ist.

Von diesen Englischen Fräulein und ihrer Befähigung zum Unterrichte der Jugend kann man überhaupt nicht ohne Hochachtung sprechen. Ihre Geschichte ist die: Eine Engländerin, Maria Ward, gründete zu Anfang des 17. Jahrhunderts in ihrem zwei und zwanzigsten Lebensjahre, zunächst für Engländerinnen einen geistlichen Verein, bestimmt zur Erziehung der Jugend. Das erste Kloster wurde zu St. Omer gestiftet; bald entstanden solche in Rom und andern Städten Italiens, auch in München. Zweifel an der Reinheit des katholischen Glaubens der Stifterin führten die Aufhebung des kaum entstandenen nützlichen Vereins durch Urban VIII. 1630 herbei. Indessen zerstreute er sich doch nicht völlig, und Clemens XI. bestätigte ihn 1703. Jugendunterricht ist sein hauptsächlichstes Obliegen. Der Verein besteht aus drei Klassen, adelige Fräulein, bürgerliche Jungfrauen und dienende Schwestern, die sich aber in Tracht und Lebensweise nicht von einander unterscheiden. Die Vorsteherinnen werden immer aus der ersten Klasse gewählt; sie haben keine Clausur noch feierliche Gelübde.

Ich will in der Anerkennung, die jeder billig Denkende dem fleißigen Wirken dieser gebildeten jungen Frauen zollen muß, nicht etwa auch die Billigung jener sehnsüchtelnden Sentimentalität mit inbegriffen wissen, welche die klösterliche Erziehung nicht selten ihren Schutzbefohlenen einimpft. Dieser schmachtende Zug ist weder wahrhaft religiös, noch

taugt er etwas für zukünftige Mütter und Hausfrauen. Wir werden später, wenn wir auf das Kloster Beuerberg zu sprechen kommen, darüber des Weiteren zu verhandeln haben.

Das Jahr 1803 war in Baiern die Epoche der allgemeinen Klosteraufhebung. Ich habe aus der Fluth von Büchern und Flugschriften, welche diese folgenreiche Umgestaltung hervorrief, viele herausgenommen und gelesen, gute und schlechte. Die guten und vernünftigen überwiegen; denn diese Literatur entstand in einer Zeit, welche die Erbschaft der großen Revolution eben frisch angetreten hatte, und in der man im Allgemeinen klarer und besser schrieb, als jetzt. In Deutschland nahm man sich damals meist die gute Prosa der Encyclopädisten zum Vorbild, ein Vorbild, dessen Nachahmung wohl als einer der günstigsten Einflüsse bezeichnet werden kann, welche unser Nachbarland auf uns ausübte. Wie verschieden ist der Styl der letzten Jahrzehnte des achtzehnten und des ersten Jahrzehents des neunzehnten Jahrhunderts, der Styl eines Lessing und Winckelmann, von dem gräulichen Jargon, den uns namentlich seit Hegel unsere Schulweisen und Pedanten schreiben gelehrt haben! So verschieden als die reine Luft, welche über der selbstbewußten Bewegung jener großen Zeit lag, von der Atmosphäre unserer Tage, in welche unsere unnützen Philosophaster, unsere Theorienschmiede und wortreichen Professoren einen Augen und Lungen lähmenden Bücherstaub hineingewirbelt haben.

In einem dieser bescheidenen Büchlein betitelt: Was hofft sich der baierische Landmann von der Aufhebung der Klöster? 1803, stellt der Verfasser die schöne Frage: „Dieses Land, der alte Gegenstand fremden Neides, einst der Sam-

melplatz eingerosteten Unsinns, gegenwärtig Muster im rühmlichen Kampfe der Vernunft gegen ausgeartete Sinnlichkeit — was hat dieses Baiern von der Aufhebung der Klöster zu hoffen?"

Er antwortet darauf mit einer einleuchtenden Darstellung der Vortheile der Aufhebung des Frohnendruckes, der unvernünftigen geistlichen Grundherrlichkeit, der Gebundenheit der Güter. Er hofft, daß durch die Eindämmung des priesterlichen Einflusses die Köpfe weniger durch die irre Hoffnung auf ein mit krassem Pinsel ausgemaltes künftiges Leben verrückt werden, sondern die Völker die Pflichten des gegenwärtigen mehr aufzufassen lernen.

Veralteter Josephinismus! wird man heut zu Tage sagen, wenn man solche Schriften durchblättert. Ich will gern zugeben, daß man mit dem Aufräumen mitunter voreilig zu Werk ging und Manches beseitigt hat, was besser noch geblieben wäre, allein von der Wucht der materiellen und geistigen Uebelstände, mit denen vor dieser Zeit unser Volk belastet war, bekommt man immer wieder eine recht frische und lebendige Vorstellung, wenn man eine solche staubige polemische Scharteke zur Hand nimmt. Man sehe nur immer fleißig zurück!

Von der Kirche, in welcher wir uns nicht weiter um die zahlreichen Votivtafeln wegen abgewendeten Hagelschauers, wegen glücklich überstandener Viehseuche, wegen Errettung aus durchlöcherten Schiffen und brennenden Häusern um=

sehen, in welcher wir auch die Nonnen nicht stören wollen, die da und dort an einem reich geschmückten Seitenaltare knieen, gehen wir hinaus, wieder unsern Lieblingsgängen, dem Walde zu.

Wie herrlich strahlt es durch die grünen Verschlingungen vom wolkenreinen Himmel herab, dessen Blau sich scharf von dem Hügelrande, auf dem er liegt, abgränzt! Und im Unterholze welche Ueppigkeit! Die verwandten Geschlechter des Symphytum und der Pulmonaria nicken mit ihren gelben und violetten langen Glocken, und weite Waldstrecken durchdringt der Vanillegeruch des alpinen Polygala Chamäburus. Komm her alter Virgilius, alter Heide und sing mir von diesem Frühling:

Frühling erneuert ihr Laub den Reben, Frühling den Wäldern;
Frühling schwellet die Flur, die des zeugenden Samens begehret.
Siehe, dann sinkt der allmächtige Vater in fruchtendem Regen,
Sinket der Aether herab in den Schooß der fröhlichen Gattin,
Und, verbunden mit ihr, ernährt er alle Geburten.
Dann ertönt der entlegene Busch, von der Vögel Gesange,
Und Cytherens erfreut sich die Heerd' an geordneten Tagen.
Milde gebäret die Flur und den lauen Lüften des Zephyrs
Oeffnen die Felder den Schooß: ob Allem schwebet ein sanftes

Naß und die Keime vertrau'n der neuen Sonne sich kühnlich.
Auch befürchten die Reben nicht mehr den störenden Südwind,
Noch den gewaltigen Nord, der die Regenströme heraufjagt:
Sondern sie drängen die Knospen hervor und entfalten die Blätter.
Solche Tage bestrahlten beim ersten Beginne, so glaub ich,
Unsere wachsende Welt und folgten in glücklicher Eintracht.
Frühling war; des Frühlings erfreute sich damals die große
Schöpfung, und Eurus enthielt sich des winterhaftigen Sausens,
Als die geschaffenen Thiere zuerst die Strahlen der Sonne
Schöpften, der eiserne Mensch sein Haupt aus der Erde hervorhob,
Und in den Wäldern das Wild, und am Himmel die Sterne sich regten.[1]

Die gesegnete Stunde eines solchen goldenen Tages begleitet uns die Höhe hinan. Der Wald hält uns in seinem kühlen Schutz. Bald sitzen wir in dem uns von manchem sommerlichen Streifzug her liebgewordenen Gärtchen am Gasthause zu **Ebenhausen.**

Wir zünden uns die Cigarre an, und genießen die anmuthige Ländlichkeit unserer Einkehr;

— der tolligen Lerchen
Lieder erschollen darein und der Finken, es stöhnte die Turtel:

Summend flog um die Quellen ein Schwarm von goldigen
Bienen,

würde unser Freund, der dorische Idyllendichter, gerufen haben.

Wirklich girren sie dort in der Ecke, die grauen Tauben. Zutraulich kommen, wackelnden Kopfes, die Hühner herbei, und heischen erwartungsvoll von den Ankömmlingen den Tribut der Brodkrume. Von allen Zweigen tönt, auf allen Aesten flattert es. Der dumme Maikäfer rennt mit dem Kopf gegen unser Glas. Jeden Augenblick versucht irgend ein ganz kleiner, winziger Kerf den schwierigen Marsch über den zerrissenen Plan des oft gewaschenen Tisches. Er fällt um, steht wieder auf und überschreitet die nächsten Berge und Thäler des Brettes. Was nur der arme Teufel vor hat; ich habe nie begriffen, warum diese kleinen Kerle in einem fort so hastig herumlaufen. Die schillernden Rüsselkäfer vor Allem sind unermüdlich. Ich glaube, wenn ein Mensch nach Verhältniß so rennen müßte, er würde alle Tage seine zwanzig Meilen zurücklegen. Herr Gott im Himmel, welche Strapaze für unsere armselige Stubengeneration. Und doch ist es so: wenn der Knirps von Insekt dreimal um unsern langen Tisch herum läuft, ist das gerade so viel, als wenn Du von Deiner Wohnung in der Neuhausergasse oder Weinstraße auf die Menterschweige gehst und zurück, was doch bekanntlich von der Mehrzahl unseres auch in dieser Hinsicht mehr statarischen als cursorischen Münchener Volkes schon als eine famose Strapaze betrachtet wird.

Dort am Tische neben uns wälzt sich am Boden im heißen Sonnenschein ein armer Hund herum; er keucht und zittert, er hat die Sucht. Aus seinen mattblauen Augen

schaut er uns hilfesuchend an; im heitersten Bilde vergißt die Natur den Schattenstrich des Leidens nie.

Dort an der Laube zieht eine andere Gruppe unsere verstärkte Aufmerksamkeit auf sich. Vom undurchdringlichem Geisblatt versteckt, lachen und scherzen muntere Gäste. —

Grünende Lauben sind hier, mit weichem Dille behänget;
Ueber sie flattern umher die jungen Götter der Liebe,
Wie der Nachtigall Brut, im schattigen Baume verstecket,
Flattert von Zweig zu Zweig, die wachsenden Flügel
versuchend.

Den kleinen Eros sehe ich nicht. Dort aber steht die dunkeläugige Pepi, eine schlanke Gestalt; sie hat eben das schwarze Getränk Arabiens kredenzt. Bald gesellt sich ihr hüpfend die schöne Fanni zu, sie schaut vorsorglich nach den Bedürfnissen der Fremdlinge. Ein treffliches Schwesterpaar! —

Wir beschauen uns auch die Stube. Ein Wurzelgräber, der seinen Fund zu groben Bürsten und Besen verarbeitet, sitzt hinter seinem Branntwein, dessen Erhitzung ihm die zuthunliche Fleischkost ersetzen soll. Der abgehetzte Postbote verzehrt sein schwarzes Stück Brod, und der blaublusige Fuhrmann wirft schnappenden Hunden das Unverdaulichste seiner Speise zu. Ein erhöhter Tisch, eine Art kleiner Tribüne, ist unbesetzt; ich weiß nicht, wer da Lust haben mag, sie zu besteigen. Alte Bilder, auf denen neugierige Mücken vielfache Spuren ihres vorübergehenden Daseins zurückgelassen haben, hängen an der gelb getünchten Wand. Es sind gute Bekannte: die Griechendeputa-

tion,*) eine Prozession der Gewerbe mit ihren Attributen, der Schäfflertanz und der gemüthliche Metzgersprung von München. Es ist wohl noch eine noble Herrenstube da, aber Du weißt, lieber Leser, die besuchen wir ohne Noth nicht. In diesem gastlichen Hause braucht das auch Niemand; es hat gleiche Freundlichkeit für Alle. Wie manchmal habt ihr euch schon gerührt, ihr fleißigen Hände der Küche, wenn ein verirrter Gast, von Nebel und Kälte durchfröstelt, noch um die Mitternacht hier Stärkung suchte und fand! Und noch nie hat dieses Dach eine unfreundliche Erinnerung zurückgelassen, wohl noch nie beim Entgeld der schnöden Silberlinge die bescheidene Berechnung des Eingekehrten zu Schanden gemacht.

Zum Ruhme unseres bairischen Landes muß ich sagen, daß auf der gesegneten Flur es noch viele Häuser gibt, deren Andenken uns gleich erfreulich bleiben wird. Der billige Sinn des Landbewohners ist noch nicht überall dem schroffen Calcul des städtischen Gasthausbesitzers gewichen:

Seinen Acker befurcht mit dem krummen Pfluge der Landmann:
Das ist sein Jahresgeschäft, sein Vaterland und die kleinen
Enkel ernährt er dadurch, den verdienstlichen Stier und die Kühe.
Auch ruht nimmer das Jahr; bald fließt es über von Baumfrucht,
Bald von der Heerde vermehreter Zucht, bald den Gaben der Ceres,
Und belastet das Feld und besiegt mit Getreide die Scheuern.

*) Miaulis, Bozaris und Plaputas zum Oktoberfest 1832.

Der Landbau ist so bei den Meisten noch Hauptgeschäft und erste Quelle des Erwerbes. Und so lange es so bleibt, haben wir von den glatt rasirten spitzbübischen Oberkellner-Gesichtern und dünkelhaftem Reisepöbel noch immer nicht zu befürchten, daß die harmlose Vergnügung bescheidner Fußwanderungen unter solchen Einschleppungen der Civilisation zu leiden haben wird.

Hinter der sechsten Stundensäule von München dehnt sich den Blicken ein weiteres Panorama des bergigen Hintergrundes aus. Die erhabene Welt der Alpen ist abermals näher getreten. An solchen Ueberraschungen ist diese Wegstrecke bis an den Fuß der Vorberge nicht arm. Der Vordergrund, welcher das Aug begränzt, ist meist waldig und hindert den freien Blick nach Süden. So geschieht es, daß nur bei einer Lichtung oder wenn die Straße einen mäßigen Hügel hinansteigt, die blaue Kette herauftaucht.

Die Uferhöhen, welche den Fluß bis hieher eingeengt haben, flachen sich später ab, und lassen den Hinblick auf die Berge freier. Dann ist es der gewaltige Zug des Karwendel, dessen sonnenbeglänzte Schneemassen und Abgründe über seine niedrigeren Vormänner hervorragen. Dieses weite Revier von Felsen und Schnee wird von der politischen Gränze zwischen Baiern und Tyrol überschritten. Herüber gehört noch eine Höhe desselben, der Linderspitz, dessen Erhebung nur 7221 Fuß beträgt.

Herrn Koch-Sternfeld kommt in einer kleinen Abhandlung, die ich von demselben gelesen habe, der Einfall, die

Karwankas in Kärnthen mit unserem Karwendel in Zusammenhang zu bringen (Münchener gelehrte Anzeigen 1847 Seite 619—22). Das ist falsch. Unser Karwendel ist ein deutsches, jener von Ptolemäus zuerst angeführte Name ein keltisches Wort. Seine Etymologie findet letzteres in der fast über alle indo-europäischen Sprachen ausgebreiteten Verbalwurzel kvar, kar. Dieses Zeitwort heißt krümmen, biegen, wölben. So steht im Lateinischen cornu für cuarnu, das Horn, so heißt cervus der Hirsch (der gewundene, d. h. Geweih tragende). Unser deutsches Wort quer entspringt demselben Stamme. In der kymrischen Abzweigung der altkeltischen Sprache heißt der Hirsch caru, in der heutigen Sprache carw; daher ein Ortsname Carvon (Itin. Anton. p. 369). Der Begriff des Biegens und Wölbens wird in den verschiedenen Idiomen des großen Sprachstamms oft durch die entsprechende Verbalwurzel in Bergnamen hinübergetragen. Also caru ist in dem kärnthnischen Bergnamen der Stamm, anc dagegen eine oft vorkommende Wortbildungssilbe. Zum Beweise deute ich auf die Zeuss, Grammatica Celtica Vol. II. p. 773 angeführten Bildungen hin.

Wir sind noch an drei kleinen Achtelstunden-Steinen vorübergegangen, und erfreuen uns des weit hinaus sichtbaren silbernen Streifens der Isar vor dem Gebirg, das zu dunkeln beginnt. Wie ein metallener Gußschwall blinkend zieht sich der Wasserstreifen aus dem fernen Dunkel daher, aus dem er herabzustürzen und so auf der Erde fortzurinnen scheint. In dem Gewande dachte ich mir, als ich die wunderbare Geschichte im Ramayana las, Ganga, die himmlische Apsaras, wie sie, in den Fluß Ganges verwandelt, aus nebelverdeckten Höhen, vom Gebete des Büßers Bhagirathi bewogen, auf die niedrige Erde herabkam.

So, den herrlichen Strom vor Augen, zieht sich die Straße durch Wald und Feld fort. In dem Dorfe Icking, das wir durchschreiten, zeigt das letzte Haus rechts in seiner Erscheinung bereits die durchgebildete Bauart des Hochlandes. Die sich um das ganze Haus herumziehenden Altanen, der Oberbau von Holz, sind willkomm'ne Zeichen, daß wir uns den Ausläufern des Hochgebirges nähern.

In lichtem Unterholz steht Säule 7. Wenige Schritte von ihr keimt lustig eine grüne Saat von hohen griesgrämigen Tannen umschlossen. Die sprossende Kindheit, die Frucht verspricht, und mürrisches unfruchtbares Alter hat der Zufall nebeneinander gestellt.

Der Weg steigt und fällt; auf jeder Erhöhung zeigt sich die abendliche Pracht der nahen Berge, in jeder Senkung weht der kühlende Hauch des umstehenden Waldes. Wir sind Wolfratshausen nahe gekommen. Ehe sich die Straße in's tiefe Flußthal hinabsenkt, vor Dorfen, zeigt die Höhe, auf der wir bis jetzt gegangen sind, und die wir nun für immer mit dem tiefen Rinnsale des Flußes vertauschen, noch einmal ihre ganze Herrlichkeit. Jenseits Wolfratshausen, welches ein waldiger Vorsprung noch verdeckt, winkt der hell beleuchtete Kirchthurm des kleinen Gelting über den Fluß herüber. Abendliche Ruhe lächelt der thaudürstenden Welt. Die Glocken der Dörfer läuten Feierabend. Vor uns fährt ein müder Wegmacher seinen pausbackigen Knaben, der dem Vater bei seinem mühevollen Tagwerk Gesellschaft geleistet, auf einem Schubkarren heim. Der kleine Rundkopf hält eine Wasserflasche in der fleischigen Hand; sie enthielt der Armen einziges Labsal während der Hitze des Nachmittags. Der Vater lächelt, das Kind lächelt; sie sind glücklich.

Nun kommt ein tiefer Einschnitt in den Berg; unser Weg geht die Straße durch den Hohlweg gerade hinab. Rechts weist eine Tafel den Weg, der sich von hier nach den Ufern des Starnbergersees hinzieht, und in drei Stunden zurückgelegt werden kann.

Schnell haben wir die Ecke der hohen Rasenböschung, die von gewaltigen Steinblöcken getragen wird, umschritten, und vor uns da liegt **Wolfratshausen**, „an der Loysa, so da in die Isar sich stürzt, von Aventino Veliphoratusium genannt“.*)

Ein niedliches Dorf, das man eine Vorstadt nennen kann, Weidach, trennt uns noch davon. Auf den sumpfigen Wiesen, die links unter der Straße liegen, stehen kleine hölzerne Fischbehälter. Schäumend stürzt sich die Loisach über Mühlwehre. Neben der Straße sehen wir einen hübschen Maierhof, darauf steht ein schöner Taubenschlag, den ein Oelgemälde ziert, welches eine phantasievolle Reconstruction des alten Schlosses dahier sein soll.

Der selige Ertel in seinem ersten Theil des Chur-Bayerischen Atlantis fängt seine Beschreibung des Marktes damit an, daß er sagt: Allda liegt Natuinus begraben, welcher im Jahr 1286 von einem ungerechten Ritter auf einer Walfahrt, weil er Geld bei sich gehabt, verbrannt worden. Es leichtet sein Grab mit Wunderzeichen.

Wollen wir es ebenso machen und was wir Merkwürdiges von dem alten Viliphoratshusium zu berichten

---

*) Die älteste, in den Monumenta Boica enthaltene, Form ist: Wolveradeshusun. Dieß ist augenscheinlich ein Dativ Plural und bedeutet: Zu den Häusern des Wolverad.

haben, ausnahmsweise mit dieser Heiligengeschichte beginnen. Wir sind um so mehr dafür entschuldigt, als gleich an einem der allerersten Häuser, wenn man hineinkommt, dem Daisenbergerhause, eine Tafel von der grausamen That berichtet. Die geschah 1286.

In Wolfratshausen, welches in Oberbaiern, etwas oberhalb der Stelle liegt, wo sich die Loisach oder Libusa mit der Isar vermengt, sagt der alte Jesuit Matthäus Raderus im zweiten Volumen seiner Bavaria Sancta, mehr als zwanzigtausend Schritte von dem praetorium Bojorum Monachium ist eine Kirche, welche dem heiligen Laurentius und Konradus Nantwinus geweiht ist. Nantwinus war nach Wolfratshausen im Gewande und Aussehen eines Pilgers gekommen, der um ein Gelübde zu lösen, entweder von Rom zurückkehrte oder dahin ging; sein Vaterland, seine Familie waren unbekannt. Ob das Geld, was er bei sich trug, sein angeerbtes Vermögen war, ob er es sich erworben hatte, wußte Niemand. Ganther (Günther), welcher dort Vogt war, ein niederträchtiger und geiziger Mensch, warf seine Augen auf das Geld des Ankömmlings, und klagte den Unglücklichen des Vergehens der Päderastie an. So ließ er den Fremdling, welcher jeglichen Schutzes beraubt war, gegen alles Gesetz zum Tode führen. Lebendig wurde er, wie der heilige Laurentius, auf einen eisernen Rost gelegt und so allmählich durch Feuer zu Tod gemartert. Bald aber verkündeten viele Wunder die Unschuld dieses Mannes, wodurch Gott sowohl Nantwins Ehre rettete, als ihm sogar den Ruf der Heiligkeit zuwies.

Als Günther nicht lange nach der Hinrichtung des Unschuldigen eines Geschäftes wegen an der Stelle vorüberritt, wo die Asche und die Knochen zerstreut umherlagen,

wurde das Pferd plötzlich blind. Es blieb stehen und sträubte sich und war nicht weiter zu bringen, bis ein Knecht aus dem Gefolge, welcher dieß bemerkte, die Ueberreste des Martyrers hinwegräumte, und eines der Beinchen dem Pferd vor die Augen hielt, worauf es alsbald wieder sehend wurde. Ein blinder Mann und eine blinde Frau, welche ein Gelübde zu dem Heiligen gethan hatten, erhielten ebenfalls ihr Augenlicht wieder.

Endlich wurden alle Ueberbleibsel der sterblichen Hülle gesammelt, in eine Urne gelegt und in einer darüber erbauten Kapelle aufbewahrt. Eine Marmortafel, welche Nantwins Bild trägt, ist an der linken Seite des Altares, wo die Votivgeschenke hängen, in die Wand eingefügt. Vom heiligen Vater Bonifacius VIII. wurde, zwölf Jahre nach Nantwins Tod, als sich das Gerücht von den seltsamen Begebenheiten und Wundern an seinem Leichnam allmählich verbreitete, ein Indulgenzbrief nach Wolfratshausen geschickt, durch welchen er den bußfertigen Verehrern des Heiligen Ablaß gewährt. Endlich im Jahre 1604 predigte ein Franciscaner von München, den die Marktoberen von Wolfratshausen zur Aschenweihe berufen hatten, auf Eingebung des heiligen Nantwin vor allem Volk und erneuerte so das beinahe erloschene Gedächtniß des Heiligen. Darauf entstand ein ungeheurer Zusammenlauf der Menge an seiner Begräbnißstätte. Groß waren die Gnaden, welche er seinen Verehrern spendete. Die Schatzkammer füllte sich und allmählich wurde das kleine Heiligthum zu einer stattlichen Kapelle.

Dem schönen Kupferstich, welcher in Raderi Werk die Feuermarter des armen Nantwin veranschaulicht, sind die naiven Distichen beigefügt:

Auri sacra fames quid non mortalia cogis
Pectora? quod facinus non sitis audet opum?
Insidias vitae nectit, quaerensque per ignes
Argenti venas, obruit igne fidem.
Saepius insontis virtus sine teste laborat,
Et scelus opprimitur posteriore prius.
Sed tandem pulsa, lux emicat aurea nube,
Testeque testis adest, deficiente, Deus.

Es ist mir nicht klar, was eigentlich der Kern der Sache ist. Wahrscheinlich ist der Justizmord aus Habsucht an einem reichen durchreisenden Kaufmann, ein Manövre, das einem Vogt des dreizehnten Jahrhunderts gut zu Gesicht steht.

Soweit diese mystische Geschichte. Die Wallfahrtskirche, welche dem Unglücklichen zu Ehren gebaut wurde, steht in Nantwein, einem Dörfchen, welches etwa eine Viertelstunde von Wolfratshausen, jenseits der Loisach liegt. In dem Daisenbergerhause, das wir oben erwähnt haben, soll laut der daran befindlichen Inschrift Nantwin eingekerkert gewesen sein. Von einem früheren Besitzer des Hauses geht die Sage, daß er, der seines Zeichens ein Schlosser war, freventlich die Ketten, an welchen der Heilige gelegen war, in seinem Handwerk verarbeitet habe. Er wußte, daß es die Ketten des Heiligen waren, und nahm sie doch. Dafür wurde er mit dem Verluste seines Verstandes gestraft.

In dem Kirchlein werden Nantwins Hirnschale und ein hölzernes Pilgerfläschchen, beide in Silber gefaßt, bis auf den heutigen Tag aufbewahrt. Aus dem Fläschchen wurde früher zu gewissen Zeiten den Wallfahrern und an der Kirchweih in Nantwein dem Volke vom Priester Wein

gereicht. Dieser Brauch hat sich bis in die neueste Zeit erhalten, ist aber nachmals, wie A. Schöppner, dessen Sagenbuche ich die Mittheilung entnommen, meint, wahrscheinlich nur aus dem Grunde abgestellt worden, weil dem „Pilgerflaschl" die Eigenschaft von St. Ottmars Fläschchen, nie leer zu werden, abging.

Der Name des Guten bedeutet „Freund der Kühnheit." Es ist aus den oft vorkommenden althochdeutschen Wörtern nand, Kühnheit und vin, Freund, zusammengesetzt. Beide Wörter sind in Compositionen häufig. Ich erinnere an Nanthildis, Nanthar, Nandulf, sowie Alwin, Liubwin, Erwin.

Um nun auf die thatsächliche Geschichte Wolfratshausens zu kommen, sei vorerst bemerkt, daß da seit uralter Zeit die Gaugrafen des Huosin Gau *) herrschten. Diese Huosin- oder Hausengrafen waren bedeutende Männer und erfreuten sich großen Ansehens. Das Geschlecht war, glaube ich, eine Abzweigung derer von Diessen und Andechs. Auf dem Hügel, welcher den Markt überragt, auf dem jetzt Sommerkeller im kühlen Grunde stehen und den ein herrlicher Wald bedeckt, stand die Zwingburg, die einer der Grafen, Wolfbert von Hausen, erbaute. Diese Zwingburg wurde am 7. April 1734, zu welcher Zeit sie als Pulvermagazin diente, vernichtet. Es fuhr ein Blitzstrahl hinein und sie flog auf.

*) Ueber diesen Gau siehe Lang, die Grafschaften Baierns.

Schon früher wurde die Burg, wenigstens nach der Erzählung des Weingarten'schen Mönches, einmal verbrannt. Otto III. Graf von Wolfratshausen, schloß sich in einer Fehde, welche Friedrich von Hohenbogen, der Abkömmling eines reichen alten Geschlechtes, welcher von Regensburg bis Passau hinunter herrschte, gegen Heinrich den Großmüthigen von Baiern führte, dem Hohenbogner an. Dazu hatte er allerdings einen persönlichen Grund. Denn sein Sohn Heinrich war zum Bischof von Regensburg erwählt worden, und wurde wegen dieses Ausfalls der Wahl und auch wegen eines anderen Vorfalls vom Herzog Heinrich, der dem ganzen Geschlecht wegen seines Uebermuthes abgeneigt war, angefeindet.

Es war nämlich, wie der Abt Cölestin von St. Emmeran in seinem Mausoleum berichtet, der Fall vorgekommen, daß die Abtei St. Emmeran wegen unterlassener Zahlung an Rom vom Papst auf kurze Zeit in den Bann gethan wurde. Bischof Heinrich, des Wolfratshausner Otto Sohn, empfing die Exekution des Bannes gegen das Kloster und führte sie auf das rücksichtloseste durch. Er behandelte die Mönche rauh, verbrannte die alten Freiheitsbriefe und zerbrach die goldenen Kelche und Gefäße. Heinrich, ein mächtiger Herr, dem sogar Mantua, Parma, Modena, Reggio und ganz Toscana gehörten, wollte dieß Gebahren eines Bischofs nicht dulden. Nachdem er fruchtlos bei Papst und Kaiser wider die Bischofswahl reclamirt hatte, belagerte er Regensburg. Die Stadt konnte er nicht einnehmen, doch verbrannte er die Vorstädte und verheerte die bischöflichen Besitzungen.

Nachdem er noch Donaustauf, eine Veste des Bischofs, ge-

nommen, wandte er sich dem Stammsitz des Geschlechtes, Wolfratshausen, zu. Auf dem Wege dahin wäre er fast umgekommen. Denn Graf Otto, der von der nahenden Gefahr benachrichtigt war, lauerte unterwegs dem Herzog, der nur mit wenigen Rittern einherzog, auf. Des Herzogs Roß war den Wolfratshausenern bekannt, und so entrann er seinen Feinden nur dadurch, daß er mit einem seiner Knechte Roß und Rüstung tauschte. Er kam davon, der Knecht aber wurde von dem getäuschten Otto erstochen.

Die Wolfratshausener konnten sich denken, daß ihnen diese Geschichte nichts Gutes bringen würde. Sie rüsteten deßhalb aus aller Kraft, und sahen sich nach Bundesgenossen um. Unter diesen gewannen sie den Markgrafen Leopold von Oesterreich.

Heinrich aber standen ganz andere Mittel zur Verfügung. Die Macht der Welfen war die erste in Deutschland. So kam sein Bruder Wolf aus Italien mit einem zahlreichen Heere ihm zur Hilfe. Was dem Geschlechte der Wolfratshausener gehörte, ward vernichtet. Zuletzt wurde Wolfratshausen selbst eingeschlossen. Dießmal wären die Grafen nicht so gut weggekommen, wenn es nicht Otto von Wittelsbach, der sich in des Herzogs Lager befand, mit seiner Beredsamkeit gelungen wäre, die Widerspenstigen von unnützem Blutvergießen abzuhalten. Der Bischof von Regensburg mußte die Grafschaft Hohenburg am Inn abtreten, sein Vater Otto mußte Urfrieden schwören, seine Burg in Flammen aufgehen sehen, und das Land meiden, ebenso wie der Hohenbogener Friedrich, der vor dem gewaltigen Welfen einen Fußfall um Begnadigung gethan hatte.

Damals konnte Heinrich freilich noch nicht ahnen, daß

er sieben Jahre später ein noch viel schlimmeres Ende finden würde, als diese seine Besiegten.

Mit Heinrich II. erlosch 1158 das Geschlecht der Wolfratshausener Grafen. Dieser starb bei jener furchtbaren Expedition, in welcher der letzte und größte aller Welfen, Heinrich der Löwe, mit dem größten der Hohenstaufen nach der Lombardei zog, um über den Schutt des niedergebrannten Mailand Salz zu streuen.

Die Grafschaft fiel jetzt denen von Andechs anheim. —

Herzog Rudolph, der getreue Partisan des Kaisers, Heinrich von Luxemburg, welcher durch Vertrag von seinem feindlichen Bruder Herzog Ludwig IV. alles baierische Land links von der Isar in Besitz genommen hatte, verlieh 1312 dem Orte Markt-Freiheit und niedere Gerichtsbarkeit, die späteren Herzoge Wilhelm und Ernst anderweitige Privilegien und das Zollrecht.

Im Jahre 1632, einem der entsetzlichsten Jahre in der süddeutschen Geschichte, statteten die schwedischen Vandalen auch diesem abgelegenen Marktflecken ihren Besuch ab. Zwar wehrten sich die Bürger tapfer und trieben die Barbaren mehrmals in die Flucht, doch die Uebermacht der Soldateska trug den Sieg davon. Der Feldherr Banner und besonders Pfalzgraf Christian von Birkenfeld, die zwei schwedischen Befehlshaber, plünderten, sengten und brannten damals auf der ganzen Strecke zwischen Lech, Isar und Donau. So ging es auch unserem Wolfratshausen. Da gossen die Soldaten den Landleuten, um ihnen das Geständniß vergrabenen Geldes zu erpressen, Unrath in den Hals, schwedische Tränke; man drosselte, man legte Daumschrauben an, man peinigte die Menschen mit Zangen und

Nägeln. Pest und Seuchen schleppte das Gesindel mit sich daher. Besitzthum hatte fast gar keinen Werth mehr. Güter, die, selbst nach dem damaligen hohen Geldwerth 10—20,000 Gulden gegolten hatten, waren um 70—80 Gulden nicht mehr anzubringen. Die Dörfer waren unbewohnt, die Aecker mit Gesträuch überwuchert, die Wälder voll Wölfe, die Städte Ruinen.

Man sehe sich Sutner's Schrift: München im 30jährigen Krieg an, da ist eine grauenhafte Statistik darin. Und München war noch glücklich, wenn man z. B. Augsburg oder andere große Städte des Südens damit vergleicht. Von unsern kleineren Städtchen haben die Glaubensstreiter Landsberg das furchtbarste Schicksal bereitet.

Ich will nur noch rasch erwähnen, daß im Jahre 1809, auch einer tristen Zeit für Deutschland, nach seinem Rückzuge von Kochel, hier das baierische Armeekorps des Grafen Arco stand, und damit hat der Leser über und über an Fehden und Kriegsgeschichten genug. —

Unter den vielen süddeutschen Sagen, die von dem Wüthen der Schweden und oft von wunderlicher Errettung erzählen, gefällt mir ganz besonders eine, wobei ich den Wunsch nicht unterdrücken kann, die darin vorkommende Manipulation möge gerade so sich wirklich zugetragen, und auch so tief wie möglich gewirkt haben.

Als die Stadt Kissingen bedroht war, kam ein Bürger, Peter Heil, auf den Einfall, man solle alle Bienenkörbe von ganz Kissingen zusammenbringen und von den Mauern hinunter auf die Feinde werfen. So geschah es. Zahllose Bienenschwärme stürzten sich auf die überraschten Landsknechte,

und verursachten mit ihren Stichen ihnen solche Schmerzen, daß sie sich wehrlos auf die Flucht begaben.

Die Gegend von Wolfratshausen belebt das Märchen mit allerlei Gespenstern, Geistern und Kobolden.

So finde ich in F. Panzer's Beitrag zur Geschichte der deutschen Mythologie eine Geschichte von drei verwunschenen Jungfrauen, die ich mittheilen will, obwohl sie weder durch Form noch durch Inhalt geeignet ist, mehr als locale Theilnahme zu wecken.

Der Erzähler, ein Greis von 88 Jahren, wußte sich des Ortes, wo der Schloßberg steht, nicht mehr zu entsinnen. In der Nähe von Wolfratshausen, sagte er, ist ein Schloßberg, wo einst ein von drei Fräulein bewohntes Schloß stand, welches aber versunken ist. Da liegt ein Schatz verborgen, von welchem einst ein muthiger Mann so viel nahm, als er tragen konnte. Das ging so zu: Zuerst beichtete er, und nahm ein geweihtes Amulet unseres Herrgotts und der heiligen Mutter auf die Brust, damit ihm der Böse nicht schaden konnte. So nahte er sich dem Platze, wo vor der Höhle ein schwarzer Hund mit glühenden Augen saß, welcher ihm aber den Eingang nicht verwehrte. Er gelangte in ein Zimmer und erblickte drei Jungfrauen in drei Betten liegen. Eine von diesen Jungfrauen, oben weiß, unten schwarz, war wach, die beiden andern schliefen. Als der Mann das feine Bettzeug bewunderte, sagte ihm die halb schwarz, halb weiße Jungfrau, er solle es nur mit dem Finger befühlen; aber das Feuer war so mächtig, daß es ihm gleich die Fingerspitze verbrannte. Er ließ sich aber dadurch nicht abschrecken, sondern ging auf die beiden mit Geld gefüllten Kisten hin. Auf einer Kiste lag eine Schlange, den Schlüssel im Maul, welchen sie sich willig

nehmen ließ. Er öffnete sie und die halb schwarze, halb weiße Jungfrau sagte ihm, er solle nicht mehr nehmen, als er tragen könne, was er auch befolgte. Im Hineinwege hatte er viele Plagen zu bestehen. Der Teufel erschien ihm in allerlei Gestalten und fuhr auf ihn los; er hatte Durst und es wurde ihm Trank geboten, aber er nahm nichts; denn alles war nur Blendwerk, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Mit den drei Jungfrauen aber hatte es folgende Bewandtniß: Sie waren sehr reich und wollten ihr Gut theilen; zwei von ihnen waren blind und wurden von der bösen, halb schwarz, halb weißen Jungfrau betrogen. Sie maß nämlich das Geld mit dem Viertelmaaß. Bei ihrem Theile machte sie das Maaß immer ganz voll; wenn aber die Reihe an die blinden Schwestern kam, kehrte sie das Viertelmaaß um, bedeckte blos den Zwischenraum vom Boden bis zum untern Rand mit Geld und ließ die Schwestern mit den Händen darüber streichen, um zu erproben, daß das Maaß voll sei. Wegen dieses Betruges ist sie verdammt. Der Teufel peitscht sie mit Ruthen, bis die Fetzen von ihr hängen; dann wirft er sie Nachts um die zwölfte Stunde in ihr Bett, wo sie augenblicklich wieder ganz wird. Diese Strafe dauert fort, bis Alles fort getragen ist.

Durch Konrad Maurers schönen Aufsatz in der Bavaria über den Volksaberglauben und die Sagen Oberbaierns, die übrigens weit weniger zahlreich und jedenfalls viel weniger beachtet und gesammelt worden sind, als die Ueberlieferungen jedes andern deutschen Stammes, bin ich noch auf ein anderes Gespenst bei Wolfratshausen aufmerksam geworden. Es ist freilich nur ein ganz unschuldiger Pudel; aber er ist schwarz und hat feurige Augen, und einem solchen Hund

begegnet man Nachts nicht gern, wenn er auch Niemanden beißt oder anbellt.

Auf dem Gasteig oder Gasta (wir haben das Wort oben schon besprochen) bei Wolfratshausen hält dieser sonderbare Pudel in der Geisterstunde Wacht. Er begleitet die Wanderer, entweder voraus= oder hintendrein laufend, ohne ihnen Schaden zuzufügen. Sein Aussehen ist gewöhnlich; nur wollen manche außer den lichterlohen Augen auch noch eine lange feurige Kette gesehen haben, die er hinter sich nachschleift.

Aus der Schlucht hervorkommend, die ich oben schilderte, wo sich die von München kommende Straße mit der nach Starnberg kreuzt, und sich dann in den tiefen Einschnitt hinabsenkt, zieht der Gastapudel über den Berg, und erscheint bei der Wendung der Straße, von der aus man Wolfratshausen zum ersten Male sieht, auf dem Weg. Einmal gingen mehrere Wolfratshauser Bürger in später Nacht von Starnberg heim. Es war stockfinster, sie nahmen daher in Dorfen (einem kleinen Ort oberhalb der Einsenkung der Straße) eine Laterne. Als sie auf den Gasteig kamen, sahen sie in einiger Entfernung vor sich einen schwarzen Körper in der Größe und Gestalt eines Hundes laufen. „Aha!“ riefen Einige, „das ist der Gastapudel! den wollen wir jetzt erlösen;“ also riefen sie die Gestalt mit dem bekannten Spruche an: Alle guten Geister loben Gott den Herrn, sag an, was ist dein Begehren? Das Ding lief, ohne Antwort zu geben, weiter — etliche der Bürger mit Stöcken hintendrein. Aber am Fuße des Berges angekommen, verschwand das Gespenst in einem Hause. Die Männer verfolgten es bis in das Haus hinein, da verwandelte

sich der Pudel plötzlich in ein Schwein, das die Frau des Hauses als das ihrige ansprach.

Eine Hauptrolle spielte der Gastapudel in den Erlebnissen alter Floßknechte, die sich auf ihrem Heimweg von München verspätet, und so den Gasta erst in später Nacht zu passiren hatten.

Auch das unheimliche Schlerf- oder Schlärfweib, mit den Schlappschuhen, das in vielen Gegenden Deutschlands spuckt, wird in Wolfratshausen gesehen.

In früheren Zeiten, heißt es, war dort eine Hebamme, die man schon zu ihren Lebzeiten „G'schlerf" nannte. Sie trug nämlich nach damaliger Sitte Pantoffeln mit hohen Absätzen und mit Eisen beschlagen, die sie im Gehen nachschleppte — „schlärfelte."

Einmal soll diese bei der Geburt ein Kind getödtet haben, und dafür muß sie bis heute als Geist auf Erden umgehen. Das Eigenthümliche dieses Gespenstes ist es, daß es sich ungeheuer groß und klein machen kann, gewöhnlich den Leuten im oberen Stock zum Fenster hineinschaut und gerne Hausfrauen schreckt, wenn die Männer nicht zu Hause sind. Sonst wird sie beschrieben als eine ärmliche Frau in alter Tracht, mit einer schmal verbrämten Pelzhaube, etwas zerzaustem Haare, wollenem Röckchen mit Leibl und oben erwähnten Pantoffeln, durch deren Geklapper auf dem Pflaster sie sich gewöhnlich ankündigt; indessen wollen sie auch viele wie die Windsbraut sausend durch die Straße des Marktes dahineilen gesehen haben.

Oefters sieht man sie auf einer Bank vor den Häusern sitzen, plötzlich erhebt sie sich, „schlärfelt" durch den Markt, schaut irgendwo im oberen Stock zum Fenster hinein, und verschwindet wieder, wenn der Hahn zum ersten Mal gekräht hat.

Gutes bedeutet aber ihr Erscheinen nicht; meist tragen sich schlimme Dinge darnach zu. (Schöppner.)

Diese Gespenstergeschichten sieht man dem Markt nicht an. Die große, seine einzige, Gasse, welche ihn durchzieht, ist mit ganz reinlichen, schmucken, neu angestrichenen Häusern besetzt. Auf manchen der sauber getünchten Façaden befinden sich grelle altmodische Fresken, welche oft eine kurze Inschrift erläutert. So sah ich auf einem Hause nahe an der Loisachbrücke die bunt gemalte Figur des heiligen Nikolaus von Patera und darunter:

St. Nicolaus Als ein sonderbahrer patron in wassers
gefahren stehe vnß bei. —

In dem freundlichen Markte ist es früher Abend geworden, als draußen auf der Straße, weil die Sonne hinter dem grünen Schloßberge steht, der sich im Westen des Marktes erhebt. Die Leute kehren munter von ihrer Arbeit heim.

Die frühe sich verloren hatten,
Begegnen sich im Abendschatten
Und gehen Hand in Hand zur Ruh.

Der prächtige Frühlingsabend duldet die gewohnten Besucher in den gastlichen Stuben der vielen Bräuhäuser des Ortes nicht. Sie ziehen es vor, die rasch dahin fließende Loisach zu überschreiten und im Keller des Postbräu sich der milden Luft und des wunderbaren Glanzes der Berge zu freuen. Das kühle Bier, welches da geschenkt wird, schadet dem Eindruck nicht.

Die rosafarbenen Wölkchen, welche sich von dem tieferen Violett des Gebirgs abheben und im Zenith am hellsten schimmern, spiegeln sich in der klaren **Linbis-Aha**, dem „lieblichen Wasser". Die Glocken läuten. Es sind

nur wenige Gäste da, kein Lärm, kein Gefiedel unterbricht die Stille des sinkenden Sonnentages. Wenn so das Licht abstirbt, die Vögel flatternd ihre Ruhestätten suchen, wenn Thiere und Menschen nach der Hast des Tages und seines Elends ruhend sitzen, liegen, schlummern, überkömmt mich keine Stimmung der Elegie, kein Matthison'scher oder Hölty'scher Nachtgedanke. Es entsteht ein Gefühl, für das ich kein bezeichnendes Wort finde. Am ersten möchte ich es die Erbitterung der Langweile nennen.

Es gibt zweierlei Langweile; die erste gewöhnliche Sorte, ist die ordinäre Empfindung der Leere, die allen Faullenzern und Pflastertretern wohlbekannt ist. Es fehlt gerade an Amusement. Diese Sorte kenne ich nicht, weil ich mich, so lange ich wach bin, stets mit irgend etwas oder in irgend einer Weise beschäftige. Aber die zweite Art, die ich die bodenlose, die ungeheure Langweile heiße, die kenne ich. Gerade nach den mühevollsten Tagen, nach den angestrengtesten Stunden stellt sie sich am öftesten ein. Das Gespenst nähert sich damit, daß es fragt: Was? Wozu? Warum? Und ich kann ihm keine Antwort geben; könnte ich das, so hätte ich das Wort, es verschwinden zu machen. „Was ist Dein Treiben, abgehetzter Thor? Wozu mühst Du Dich? Um Geld oder Belohnung? Die wird Dir höchstens soweit gereicht, daß Du Nachts ruhig schlafen kannst, um morgen dasselbe Spiel wieder zu beginnen, das weißt Du. Zur Belehrung, zur Erfreuung, zur Förderung des Wohles Deiner Mitmenschen? Darauf hat ein einziger Webstuhl, die kleinste Dampfmaschine mehr Einfluß, als Du und zehntausend Deiner Art. Schau das unermeßliche Elend der Welt, schau den Kampf, schau das Leiden — hast Du heute einen einzigen Schmerz gelindert, eine einzige Thräne getrocknet? Ja hast Du

selbst in der wahren Erkenntniß der Wesenheit der Dinge einen Schritt weiter gethan? Weißt Du in der That, daß, was Du heute gelernt, ein Korn der unvergänglichen Wahrheit ist? Gibt es überhaupt Wahrheit oder spiegelt sich die Erscheinungswelt nur in den Visionen der Gehirne?

Ich kann nicht antworten, ich kann nur sagen: Laß mich gehen! Du hast die Weisen am Ganges wie am Pentelikon gefragt, sie konnten Dir nichts entgegnen. Der große Mann von Nazaret sucht Dich vergebens mit Hoffnungen fern zu halten. Ja selbst wirkliche, angestellte Professoren der Philosophie lassen sich mit Dir in keine Disputation ein, wenn Du sie je besuchst, was selten vorkommt. Du hast schon gar keine Schule und deine Fragen sind unsystematisch. Im äußersten Fall wirft man Dich mit den Ideen a priori hinaus. Ueberwältigen Dich auch die nicht, so kommt Moral und Staatsräson. Die lassen sich freilich nie gern dazu herbei, denn das an den Haaren Hergeschleppt-werden, thut weh. Laß also mich Aermsten in Ruhe und vergönne mir zu hören, was soeben der Herr Assessor drüben dem Herrn Staatsanwalts-Vertreter vorträgt.

Es handelt sich um das Humplbräubier. Mein Gespenst verschwindet wirklich. Es kommt nicht zu häufig, bleibt aber dann um so hartnäckiger neben mir sitzen, und heute verdanke ich es nur der interessanten Conversation der üben sitzenden Würdenträger, daß es sich sobald auf die Fersen gemacht hat. Es ist merkwürdig, wie es gerade vor solchen Erörterungen Reißaus nimmt.

Das Humplbräubier ist jetzt schlecht, bei manchem Wirth dagegen, der es vom Bräuer bezieht, ist es viel besser, als beim Bräuer selbst. Wie mag nur das zugehen? Der Staatsanwalts-Vertreter beruft sich auf den Pschorbräu

in München, bei dem das Publikum schon ähnliche Erfahrungen habe machen müssen. Vielleicht sind die Keller daran schuld. Der Herr Staatsanwalt bekämpft die Eiskeller. Auch der Herr Assessor hält nicht viel darauf. Selbst das Hofbräuhausbier in München wird viel zu viel auf Eis gelagert, meint der Herr Staatsanwalt. Der Herr Assessor, der vorgestern in München war, behauptet, es gebe im Augenblick gar kein wirkliches Hofbräuhausbier, das jetzt dort verzapfte sei von Schleißheim. Der Herr Staatsanwalt bezeichnet das als eine Sage, die seines Wissens schon mehr als einmal unbegründet aufgetaucht sei, und fragt, ob der Herr Assessor den „Stoff" auch wirklich an der Quelle getrunken habe. Der Herr Assessor muß zugeben, es in der Wurstküche consumirt zu haben. Jetzt findet der Herr Staatsanwalt Alles begreiflich, nicht nach der Wurstküche, sondern höchstens noch nach dem Hotel Leberwurst oder dem weißen Bräuhaus dürfe man das kostbare Getränk beurtheilen.

Der Herr Assessor protestirt.

Unterdessen ist es fast dunkel geworden. Plötzlich tönt es aus der buschigen Kastanie — es tönt noch einmal, jetzt ein ganzer Accord, ah, es ist eine Nachtigall. Bleiches, bleiches Mondlicht zittert in der Luft und auf dem Boden; es kämpft noch mit den letzten Dämmerstrahlen, welche die Abendwolke zurückwirft. Immer süßer, immer melodischer entquellen dem versteckten Vogel die Lieder. Dumpf summt das Wasser in der Ferne, eine leichte Brise regt die Wipfel der Bäume auf.

— Für das nächste Jahr hat sich der Haderbräu zwei große Pfannen bestellt, sagt der Herr Assessor.

— Wollen sehen, wie noch Alles wird, gähnt der Herr Staatsanwalt.

— Wie viel hat dem Doktor sein Schimmel gekostet? fragte der Assessor.

— Die Einen sagen zwölf Karolin, die Andern fünfzehn.

— Das ist er werth. Wo muß nur heute der Herr Amtmann sein?

— Der hat heute Gesellschaft. Es wird das Faß Hofbräuhausbier angestochen.

— Zum Tarocken sind wir gut genug, aber bei so etwas —

— Ich bitte, ich mag nicht daran denken.

Pause. Die Abendglocke läutet zum Gebet. Einige Bürger nehmen ihre Kappen ab.

— Haben Sie diese Woche keine Commission gehabt, Herr Assessor?

— Ja, in Ammerland. Das Bier war nicht zum Trinken.

— War es Tutzinger?

— Ja.

— Da glaub ich's.

— Der in Feldaffing hat jetzt Münchener.

— So? In Starnberg gibt's auch meistens Münchener, vom Leistbräu, nicht schlecht.

— Ich komme jetzt nicht mehr so oft hinüber. Das Seefelder früher hat mir gar nicht behagt.

— Und ich habe es immer loben hören. Man hört überhaupt so vielerlei. —

— Jetzt habe ich den Grundsatz, um die auswärtigen

Biere kümmere ich mich das ganze Jahr nicht. Wenn's nur bei uns nicht gar zu arg auslaßt. —

— Nun, jetzt passirt's doch noch, Gott sei Dank. Aber im vorigen Sommer, wie es so auf den Herbst zu ging, da war es schon zum Erbarmen.

— Sie denken sich halt, getrunken wird's doch, die Spitzbuben.

In wenig Minuten stehen wir wieder auf der Loisach-Brücke.

Feuchten Dunst heraufhauchend durchzieht der Fluß die Joche. Weiße Schaumblasen schimmern im Mondschein. Sein Wasser muß über viele Wehre und Fälle stürzen und trägt den Gischt so meilenweit mit sich. Aus dem dicken Uferröhricht zirpt und quakt es in hundert Stimmen. Das Geländer der Brücke ist naß von reichlichem Thau. Er verheißt einen sonnenklaren Morgen.

Der Schein des Tags, der die Unendlichkeit verschleiert, ist von der hohen Wölbung verschwunden. Enthüllt glänzen die lichtvollen Kugeln, ewige Räthsel, herab. Wie Nebel fließen die Weltenhaufen der Milchstraße über den schwarzblauen Himmel. Dort flimmert Kassiopeia, hier scheint röthlich Mars, dort spannt Orion seine sternglänzenden Arme. Du hast Dich und Deine Gestalten in die Unendlichkeit hinaufgetragen, Mensch, und bist selbst auf dem armen kalten Sterne, der die Asche und die Keime alles Lebendigen birgt, ein vorüberwehendes Atom. Ja, mein Freund, in wenigen Jahren werden auch wir wieder in unserer Wiege liegen, aus der uns unerforschliche Triebe

geweckt, todter Thon in der unermeßlichen Bildnerstätte des All. Es wird doch so sein, wie der große William sagt: „Des Leibes Werth ist das, was in ihm lebt.“ Wenn ich daran denke, ist mir der Gedanke der Vernichtung nicht mehr so ganz schrecklich. Aber arg ist er doch; es ist schwer, sich darüber hinweg zu philosophiren. Für mich am Ende, für die einzelnen selbst, glaube ich, ist das Grausen über die eigene Zerstörung nicht so stark, weil mit der sinkenden Lebenskraft wohl auch der Lebensmuth sinken wird. Aber Jemanden, den man geliebt hat, in die faulende Grube hineinwerfen zu sehen, o das ist schwer, das drückt auf das Herz. Ich kenne aber ein Entsetzen, das noch größer ist: dieses Wesens Todeskampf und Ringen zu sehen. Der fürchterlichen Thatsache gibt man schneller ihr Recht; aber das Leiden, das entsetzliche Leiden, welcher Dämon hat das in die Welt gebracht? Ich muß sagen, daß, wenn ich ein gläubiger Christ wäre, mich nichts so oft in meinem Glauben irre machen würde, als die Scenen des physischen Leidens. Dafür sehe ich armer Erdenwurm keinen Grund ein, nein, ich werde, ich will ihn nie einsehen! Denn was ihr mir darüber sagt, ist Trug, wie der glitzernde Sternenschein über dieser Welle.

Von dem Volke der hiesigen Umgegend läßt sich sagen, daß es gute Seiten besitzt, vor Allem, daß es redlich, treu, zuverlässig ist. Die Schattenseite zeigt eine namhafte Rohheit, die sich nicht bloß in Raufereien und Körperverletzungen äußert. Darüber ließen sich verschiedene Geschichten erzählen.

Vor mehreren Jahren, als ich einmal an einem kalten Herbstabende von einer Excursion in der Umgegend mich in einem Gasthause zu Wolfratshausen restauriren wollte, saß ich, wie ich bei solchen Gelegenheiten es zu halten pflege, in der Bauernstube des Bräuhauses, welche sich vor der Herrenstube befindet. Ein sehr herabgekommener Mensch, welcher das Aussehen eines ländlichen Strolches hatte, befand sich einige Tische von dem meinigen entfernt in der Gesellschaft mehrerer junger Bürgerssöhne des Marktes. Der Strolch hatte sein Glas Bier ausgetrunken und erklärte, zwar noch Durst aber kein Geld mehr zu besitzen. Einer der „Bürgerssöhne“ war großmüthig genug, ihm das Anerbieten eines weiteren Glases Bier zu machen, wenn der Empfänger sich „brennen“ lassen wolle. Ich verstand anfangs nicht, was damit gemeint sei. Doch ließ mir das sofort beginnende Experiment keine Zeit zu zweifeln mehr. Der Bürgerssohn fachte durch wiederholtes Anziehen die Cigarre, welche er eben rauchte, zu erhöhter Gluth an, der Strolch streckte seine Kniescheibe her, welche durch einen ungeheuren Defect in der Hose bloßgelegt war, und nun ging's an's „Brennen“. Damit die Brandwunde nicht etwa zu klein wurde, fuhr der generöse Tränker des Durstigen mit der Cigarre über die ganze Peripherie der nackten Stelle, die über Gebühr umfangreich war. Der Schmerz mußte groß sein, denn der Unglückliche setzte beim Trinken nicht ab, und hatte das Glas in weniger als einer Minute geleert. Auf Befragen, ob er unter derselben Bedingung noch ein zweites wünsche, antwortete der Durstige verneinend. Wie ich später vernahm, mußte ihm der Fuß vom Knie an amputirt werden.

Ein Bauer, der sich zu einer „Wallfahrt“ nach Palä-

stina entschlossen hatte, kehrte im Pilgergewand von der großen Reise zurück. Als er am ersten Abende, dem Abende seiner Heimkehr, im Wirthshause saß, und durch die Ueberreste seines Kostüms sowie durch seinen langen Bart Aufsehen erregte, stichelten andere Bauern und Burschen an dem zurückgekommenen Frommen mit boshaften Reden und Fragen. Dieser nahm Anfangs alles gutmüthig hin und lachte; bald aber vergalt er Scheltwort mit Scheltwort. Darüber kam es zu Thätlichkeiten; die ganze Rotte riß den „Pilgrim" zu Boden, und stampfte abwechselnd mit den schweren nägelbeschlagenen Schuhen so lange auf ihm herum, bis er für todt liegen blieb. Das war er nun zwar nicht, aber doch so zugerichtet, daß er auf Zeit Lebens ein hülfloser Krüppel bleiben wird. Wenn er so die langen Tage und Nächte daheim auf seinem Schmerzenslager liegt, hat er Zeit, über den Empfang in der süßen Heimath nachzudenken.

Vor mehreren Jahren wurde ein Bursche bei einer jener blutigen Raufereien erschlagen, die in Altbaiern alljährlich ein Dutzend Menschenleben hinwegraffen. Die Mordwaffe war einer jener langen und dicken Haselstecken, wie sie unsere Bauernburschen an unbeschäftigten Tagen, oder wenn sie über Land gehen, zu tragen pflegen. Der Schädel des Erschlagenen war mit dem Stock so zugerichtet, daß die Schwarte und Kopfhaut vollständig zerschunden und die Knochen desselben höchst wahrscheinlich an vielen Stellen zerbrochen waren. Um die einzelnen Fracturen und deren Tödtlichkeitsverhältniß zu untersuchen war die Wegnahme der Kopfhaut nothwendig. Diese war aber nur durch Sieden loszulösen. So trennte man denn den Schädel vom Rumpfe und ließ ihn in einem Kessel so lange sieden, bis die Haut sich abschälte. Bei dieser Procedur waren als

Zeugen mehrere Beamte, ein Arzt, und ein Verwandter des Ermordeten, dessen Schädel im siedenden Wasser auf- und abhüpfte, zugegen. Als nun das Wasser im Kessel schäumte, und das ausgekochte Eiweiß des gebrühten Fleisches Blasen warf, bat dieser nahe Verwandte den Vorstand der Commission, er möge ihm erlauben, das mitgebrachte Brod in diese fette Suppe zu tauchen. Was und in welchem Ton die Antwort war, läßt sich denken. Darauf meinte der alte Kerl: „O, in Rußland wären wir zu Tod froh gewesen, wenn wir eine solche Suppe gehabt hätten."

Seit kurzer Zeit sind unter mehreren verübten Mordthaten in diesem Bezirk auch einige unentdeckt geblieben. So wurde ein armer Teufel im Bett mit seiner eigenen Heugabel, zwischen deren Zinken man ihm den Hals einzwängte, erdrosselt. Ein anderer schlug einen jungen Bauernbuben todt, verscharrte ihn im Walde, fuhr mit dessen Roß und Wagen nach München, wo er sie verkaufte, ohne daß bis heute eine Spur von dem Verbrecher wäre aufzufinden gewesen.

Fragt man nun nach den Gründen solcher Erscheinungen, so hört man von solchen, welche Einblick in die Verhältnisse haben, immer dieselben Antworten. Der Unterricht ist schlecht. Das nothdürftigste Wissensnothwendige wird verabsäumt, dagegen auf das, was diese Leute „Religion" nennen, ein übertriebenes Gewicht gelegt. Es ist doch z. B. nicht nothwendig, daß die Kinder wissen, wer die heilige Golinduca, wer die heiligen Euspicius und Acepsimas waren. Dagegen wäre es angedeutet, die Jugend eindringlich über das Verabscheuungswürdige von Verletzungen des Menschenkörpers überhaupt, vor Allem aber darüber zu belehren, wie das bürgerliche Strafgesetzbuch sich

derlei Dinge ansieht. Mancher von diesen Raufbengeln ist keine Verbrechernatur, er sticht zu, denn im „G'rauf" muß zugestochen werden, das ist von Alters hergebracht. Wüßte der Mensch, daß da, wo er hineinsticht, Herz, Lunge, Leber, Pfortadern sind, deren Verletzung das Leben auslöscht, wüßte er das eben so gut, wie er weiß, daß er nach dem Tod vorläufig in's Fegfeuer versetzt wird, wo er bis an den Hals in Flammen stehen muß, oder daß das heilige Fronleichnamsfest vom heiligen Vater Urban eingesetzt wurde — er stäche vielleicht nicht, und müßte nicht sein junges Leben im Zuchthaus verhärmen.

Aber von einem ordentlichen Unterricht wollen die geistlichen Herren nichts wissen. Ihnen ist es viel lieber, wenn der Schullehrer weiter nichts ist, als ein Meßner oder Organist. In jedem, der mehr Bildung hat oder besitzt, wittern sie die Pestilenz der „Aufklärung". Pessimisten sagen, daß an eine gründliche Abhilfe solcher Uebelstände ohne vollständige Trennung der Kirche von der Schule nicht gedacht werden dürfe.

Auch als Persönlichkeiten scheinen mir manche der Herren durchaus nicht geeignet, auf so ungeschlachtes Volk einzuwirken. Ich habe solche gesehen, die roher aussahen, als der rohste Bauer. Oeffneten sie den Mund, so geschah es, um von ihrem Feld, ihren Gäulen oder gar von ihrem Prozeß mit der Gemeinde zu reden. Denn ihre Habsucht erstreckt sich nicht allein auf die Vermehrung der Glorie Gottes. Allerdings ist es z. B. den Vorkämpfern der streitenden ecclesia Volphertshusiana geglückt, so viel zusammen zu bringen, daß wenn drei derselben in der Hauptkirche miteinander vor dem Altar stehen, sie einen Werth von acht bis neuntausend Gulden darstellen, die Gewänder nämlich.

Es ist unglaublich, auf welch verschiedene Art derlei Summen aufgebracht werden. Wir reden so viel von Civilisation, daß man versucht sein könnte, zu glauben, wir hätten es schon gar weit darin gebracht und können doch nicht verhindern, daß in unsern kleinen Städten und Marktflecken selbst der gebildete Mann von diesen Leuten gebrandschatzt wird. Von Zeit zu Zeit sammeln sie Beichtzettel, das heißt, pfarramtliche Quittungen über abgelegte Beicht: Auf den Büreaux der Behörden muß vom Rath bis zum Rechtspraktikanten jeder einen solchen Zettel aufweisen, wenn er nicht in gesellschaftliche und andere Unannehmlichkeiten gerathen, kurz, wenn er nicht gegen den Strom schwimmen will.

Zu welcher Herabwürdigung der Religion selbst das führt, läßt sich voraussehen. Viele, namentlich von den jüngeren Leuten, wollen eben nicht beichten, und doch wegen eines solchen Papierstücks in der kleinen Welt des Ortes nicht um ihre Habilitation kommen. Sie geben daher irgend einem der Bettelweiber, die sich an oder in den Kirchen herumtreiben, ein paar Kreuzer, die beichten und geben ihnen dann ihre Beichtzettel. Das Beste an der Geschichte ist, daß den Geistlichen ein solcher Sachverhalt natürlich wohl bekannt ist. Aber mit dem Einsammeln dieser Zettel ist auch die Erhebung von mehr oder minder unfreiwilligen Geschenken, den sogenannten „Beichtgroschen" verknüpft, und wenn die fließen, so bleibt die persönliche Ursprungsfrage der Beichtscheine wohl eine unerörterte.

Es ist hier nicht der Ort, gerade diese Materie ausführlicher zu behandeln; aber ich wiederhole und versichere es auf das Bestimmteste, daß die Bildung unseres Klerus eine jämmervoll niedrige und daß ihr Beruf, der Führung

der Seelen, von ihnen in den seltensten Fällen geahnt, geschweige denn erfüllt wird. Müssen sie sich doch in vielen Dingen sogar von der Bureaukratie bugsiren lassen. Ich kann mich nicht erinnern, je eine Gallerie von so entschieden ländlichen Köpfen gesehen zu haben, wie bei der Versammlung der katholischen Vereine im Glaspalaste zu München, Herbst 1861. Ich hielt es anfangs für gar nicht möglich, daß die Herren wirkliche Kleriker seien, so in terram proni sahen sie aus. Mit welchem Fanatismus wurde damals von den Unwissenden eine der Freiheit theure Sache begeifert! Welch' traurige Rückschlüsse ließen sich aus jenem Schauspiel auf die heimische „Seelsorge" machen!

Die Rohheit, namentlich der jungen Leute unter den Bauern, hat noch einen anderen Grund. Dieser ist die gezwungene Ehelosigkeit. Es wird von den Gemeindeverwaltungen die Ansäßigmachung auf Lohnerwerb ungemein erschwert, aus thörichter Furcht, sodann Kinder und Wittwen aus Gemeindemitteln ernähren zu müssen. Würde man das Concubinat, in der Form des „Kammerfensterlns" u. s. w. nicht stillschweigend dulden, so fehlte es ganz und gar an ländlichen Arbeitskräften. Denn diese sind so gesucht, daß der Lohn, im Vergleich zu dem, was der arme Arbeiter in der Stadt verdient, und im Verhältniß, bei der größeren Wohlfeilheit der Lebensbedürfnisse auf dem Land, ein sehr hoher genannt werden kann.

Wenigstens ist er viel beträchtlicher, als für die Existenz bei nur einigermassen mäßigen Ansprüchen nothwendig wäre. Der Bursche, der Niemanden zu versorgen hat, wenigstens nicht legitim, verschleudert daher den Ueberschuß seines Verdienstes in Wirthshäusern, betrinkt sich, rauft, sticht und ist auf einmal Verbrecher, ohne zu wissen, wie. Es gibt wenige

Menschen, welche in einem legitimen Familienband nicht die entsprechende eheliche Versorglichkeit zeigten. Man versuche es nur — es ist nicht Schade darum, wenn Wirths- und Zuchthäuser leerer werden.

Wir verlassen Wolfratshausen am nächsten Morgen, der, wie es uns Sterne und Luft verhießen, sonnenlächelnd in's Land schaut.

Die Isar bietet von hier bis Tölz wenig Anziehendes an ihren Ufern. Der Weg an der Loisach, der alten Liubis-Aha, hinauf ist nicht weiter und wie wir später sehen werden, wegen seiner Wendung an den Vorbergen der Alpen hin, unvergleichlich annehmlicher, als die Straße, welche sich ersterem Fluße näher hält.

Von jetzt an haben wir durch die bedeutende Nähe des Hochgebirges, auf das wir gerade zugehen, einen viel massigeren und grandioseren Hintergrund als gestern.

Die Auen, durch welche wir am Fluß hinschreiten, werden von waldigen Hügeln, dem letzten Wellenschlag der ungeheuern Bewegung, welche einst die Alpen aufthürmte, unterbrochen. Zwischen den Wiesen liegen oft Moore und Sümpfe, zwischen deren hohem Ried Millionen blaßblauer Orchideen hervorlugen. An den Erhöhungen, welche uns rechts ständig zur Seite bleiben, der Wasserscheide zwischen Loisach und Starnbergersee, sieht man von Zeit zu Zeit am Waldrand eine Sandgrube oder eine Art Steinbruch.

Es gibt in der Welt eine Dreifaltigkeit, die wahrlich allgegenwärtig ist: menschliche Schlechtigkeit, menschliche Dummheit, menschliches Elend. Wenn nicht von allen Dreien, von einer sieht man gewiß überall irgend etwas. So ist es hier in diesem versteckten Winkel der Erde, den

Forste umrauschen, den wilde Alpenströme durchfurchen, mit dem Jammer. Du gehst nicht fünf Minuten, ohne auf eine Tafel zu stossen, die irgend eine miserable Unglücksgeschichte darstellt. Die Texte, welche derlei Bildwerke begleiten, sind meist kurz und trocken. Gewöhnlich lauten sie einfach, wie z. B. folgender:

Zum andenken des ehrengeachteten Joseph März, Pauker von Bolzwang, welcher den 17. März 1857 im 35. Lebensjahre unweit von diesem Platze durch das Eingehen der Sandgrube verschüttet wurde. Ruhe in Frieden.

In selteneren Fällen ist des denkwürdigen Unglücks auch in Versen erwähnt.

So sah ich auf einem Bilde mehrere junge Leute nackt im Wasser, von denen einer nur die beiden Hände herausstreckt. Aus der Inschrift entnehmen wir, daß der und der neunzehnjährige Jüngling beim Baden hier in der Loisach verunglückte. Darunter steht:

Junges Blut auch Du kannst sterben,
Denke an die Ewigkeit.

An einer andern Stelle erblicken wir wieder ein Wasserunglück; da stürzte ein Flößer von seinem Fahrzeug in den tosenden Strom:

Er kehrte nicht zur Heimath wieder,
Der Floß am Ziel, — im Jenseits er,
Wie dieß gegangen, liebe Brüder,
Diesseits erfährt es Niemand mehr.

Ich halte den Gebrauch, einem armen Knecht an der Stelle, wo er im Schweiß seines Angesichts arbeitend, sein mühevolles Leben einbüßte, so ein bescheidenes Denkmal zu

setzen, für einen äußerst liebenswürdigen, weil er etwas von wahrer Menschlichkeit an sich hat. Menschlichkeit? Sage ich recht? Vielleicht gebrauche ich nur ein falsches Wort für eine Sache, von der eben die allermeisten Menschen gar keinen Begriff haben. Es ist etwas von dem Zug darin, der gerade über das alltägliche „Menschliche“ hinausgeht. Es zeigt von Liebe und Mitleid. —

Unendlich höher halte ich ein solch gebrechliches Kreuz, das verwittert draußen im Feld, im Wald, von Wind und Regen bedrängt, steht, als die hölzernen, wächsernen, metallenen Votivgeschenke, mit welchen ein grasser Aberglaube die sogenannten wunderthätigen Gnadenbilder und Kapellen behängt. Diese Augen, Arme, Beine, Hände; dann die gemalten Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe haben etwas von der allerschlechtesten Seite des Heidenthums, das ich sonst sehr hoch stelle, an sich. Es ist der Glaube an die superi und inferi, welche Unglück zu- und abwenden, denen man, wie zur Belohnung für ihre gewährte Hülfe solche Erinnerungs-Gegenstände, auch Geld, Juwelen, Edelsteine schenkt, wie man sie ihnen vorher, um sie günstig zu stimmen, versprochen hat. So lief man in die Tempel des Serapis, so besuchten die Kranken die dem Asklepios geweihten Stätten, so verlobten sich die Kreisenden zur Juno Lucina, so bedankten sich die Heimgekehrten bei der Fortuna Redux, so beschenkten Seefahrer den Meeresherrn Neptun — alles das, wie sämmtliche christliche Gelübdegeschichten stehen nicht höher, als das Gebahren des Wilden, der seinem Götzen in das eine Nasenloch Tabak steckt, in's andere Blut schmiert. Wenn mich bei den Alten dieser Dämonenglaube anwidert, was soll man dann von solchen Dingen bei Christen denken, die doch an einen allweisen, allgütigen, all-

gerechten Gott zu glauben behaupten? Es ist blöder Anthropomorphismus.

Ich möchte doch sehen, wie die thatsächliche Auffassung, welchen die Gelübde im Volke unterliegen, von den auf dem Standpunkt des Dogmas stehenden Kirchenlichtern vertheidigt wird. Ihre Verblümungen, welche sie ohne Zweifel zu Hülfe rufen werden, können der unleugbaren Wirklichkeit gegenüber nichts helfen.

Man muß allerdings gestehen, daß in der Anschauung, welche das gewöhnliche Volk vom Christenthum hat, es weniger der neutestamentliche, als der alte Judengott mit allen Verstocktheiten und Bosheiten, welche das eines solchen Ideals würdige Volk ihm beilegte, ist, welcher Einfluß auf Handlungsweise, auf Sitten und Gebräuche der Leute hat. Die absurde altjüdische Vorstellung von einer einzigen Person, welche Schöpfer, Herr, Belohner, Strafer der Welt ist, schwächt Verstand und Moral. Denn letztere muß aus Furcht oder Hoffnung eine durchaus egoistische, und jeder wahren sittlichen Bedeutung entbehrende werden. Der müßte ja ein Thor sein, und keine Spur von Berechnung besitzen, der für die paar Jahre, die er sich auf der Erde in lasterhaften Genüssen herumtreiben kann, eine ganze Ewigkeit voll Qual eintauschen würde. Er wartet also ab, und macht ein besseres Geschäft, als der Lump, der in die Hölle kommt. Ich begreife nicht wie die Moral des Evangeliums, welche in ihrer unendlichen Höhe durch einen Vergleich mit dieser Calcül-Religion nur herabgewürdigt wird, dennoch in der heutigen Erscheinungsform des Christenthums so stark nach dem foetor Jehovae riecht.

Ich glaube, die ersten klugen Dogmatiker und Hierarchen, überhaupt solche, welche an der Gründung einer

„Kirche" Mitschuldige sind, haben das Herüberführen des Semitismus, der häßlichsten und widersinnigsten aller Religionsrichtungen, in das System des Christenthums beschlossen, weil es ein strammeres Regiment und eine eingreifendere Bethörung der Massen fördert. Wie groß steht dagegen der Glaube an die Zusammengehörigkeit und vollständige Einheit aller Wesen des einen All da, welcher die älteste Religion unseres indo-europäischen Geschlechtes war. Es gibt keinen Unterschied zwischen Mensch und Natur. Diese ist nicht, wie im Christenthum, isolirt oder gar verachtet. Das befördert die Lust am Dasein, läßt fremde Schmerzen als eigene Schmerzen erkennen, schwächt oder vernichtet die Furcht vor dem Tode. Ja, in einer solchen Anschauung gibt es den Tod eigentlich gar nicht, weil das Individuum nur eine Erscheinung im All, keine Wesenheit ist.

Hat man sich endlich, durch ein günstiges Schicksal geführt, wieder zu jener heiligen Quelle zurückgefunden, aus welcher die Ahnen aller unserer Völker, die Inder, die Hellenen, die Lateiner, die Germanen, die Slaven, die Kelten ihre erste Geistesnahrung gezogen, so ist man in der Regel schon so alt, daß man die größte Mühe hat, das als Christenthum wieder aufgewärmte Judenthum und seinen individualisirenden Griesgram, der einem durch zwanzigjährige Dressur bis in die Knochen eingebeizt ist, sich vollständig aus dem Leib zu schaffen. Das schönste, was das Christenthum hat, ist indischen Ursprungs: die Ascese, das Streben, seine Individualität abzustreifen. —

Die Gegend, die wir so durchwandern, ist noch jetzt ungemein wild. Es fällt Einem unwillkührlich das achte Jahrhundert ein, in welcher diese Wälder von klostergrün-

denden Benediktinern durchschritten wurden. Grauenvoll war nach ihren Schilderungen die Oede. Da wäre es vielleicht gewesen, wo der Pfaffe Lamprecht gesagt hätte:

Ouh sach ih dâ trachen
Unde andre manige Sachen
Unde manige grôze Slange
Grôze unde lange.
Uf den boumen sâzen affen
Unde wilde merekatzin
Unde freislich gefugele:
Daz hête dâ sin gesidele.

Die Affen wird er wohl nicht gesehen haben, aber Schlangen werden damals noch weit mehr dagewesen sein, als heute. In der That ist die Kupfernatter hier eine sehr häufige Erscheinung. Ihr Biß ist gefährlich, am Morgen oder Abend jedoch weniger, als am heißen Mittag. Auch bei kühlem Wetter ist bei weitem so viel nicht zu befürchten. Am öftesten werden Knechte und Mägde von ihr beschädigt, wenn sie beim Mähen des hohen Grases sie mit irgend etwas berühren. Dann fahren sie mit einem Satz auf, und schnellen sich um die bloße Hand, um den bloßen Arm. —

Jetzt rückt die Loisach näher an die Hügel und zwängt die Straße dicht an ihren Fuß. Wir sind darüber nicht verdrossen, denn der Laubwald, der sie vom Gipfel bis zur Thalsohle bekleidet, ist kein unwillkommenes Schutzdach vor den immer schärferen Sonnenstrahlen.

Oben auf dem Hügel muß die Luft bewegt sein; denn man hört es durch die Bäume herabwehen. Es ist ein

lautes Flüstern in den hohen Gängen. Viele Bächlein fallen in die gelbe Erde des Hügels eingeengt herab, und eilen der Loisach zu. Auf der andern Seite des Hügels ziehen sie sich nach den Gewässern des großen See's.

Wir überschreiten ihre trüben Wasser auf kleinen Prügelbrücken.

Jetzt geht es wieder eine Anhöhe hinauf, und siehe da, der langgedehnte Zug der Vorberge vor der Benedictenwand, deren breiter Rücken uns seit Baierbrunn selten aus dem Gesichtsfeld verschwand — er ist nicht mehr blau, wir sind ihm jetzt so nah gerückt, daß wir mit dem schwächsten Aug die Wälder, ja fast die einzelnen Stämme auf ihm deutlich erkennen.

Das Ahnungsvolle hat sich verloren; es hat, weil wir uns ihm genähert, einer leicht übersehbaren Form Platz gemacht. Gehen wir noch weiter, so sehen wir sein Unterholz, und betrachten wir mit dem Mikroskop seine Moose und Rinden, so vermögen wir die Zellen zu schauen, aus denen seine Wälder aufgebaut sind. Graben wir einen Schacht in seine Tiefe, so lernen wir sein Gestein kennen. Nur was wir nicht sehen oder nicht sehen können, kleidet sich in die Farbe des Himmels; was wir wissen, sehen und kennen, trägt die Farben der Erde.

Vor uns, etwas zur Rechten, auf waldgekröntem hohen Hügel erhebt sich Schloß Eurasburg. Ein schön angelegter Weg führt zu dem Bergschloße. Aus seinen Fenstern muß der Ueberblick über Vorland und Hochgebirg ein erhebender sein. Doch ich für meinen Theil ziehe den Anblick vom tieferen Grunde aus vor, weil die Abstufung der Farben wirksamer in die Augen fällt. Grüne Wiese, grünes Wasser; darüber hinan der lichte Wald, auf den Höhen

der finstern Tannen schweigsame Reihen; der dunkelnde Grund der Vorberge, das Lichtblau des Hochgebirges, der blitzende Schnee, der Lasur des Himmels — dieses Bild gruppirt sich, baut sich in der Tiefe in Farbenterassen vor mir auf, während der Blick von einem der drei Thürme des alten Schlosses, aus der Vogelperspektive in den reizenden Wettstreit der Lichter hineingeworfen, Sonderung und Abstufung nicht sieht.

Die alten Herren von Iring besaßen einst diese Höhen. Iring heißt Nachkomme des Iro.

Ein mythologischer Held Iring ist bei allen Deutschen bekannt. Die Milchstraße heißt der Iringesweg. Ob der einfache Name Iro oder Hiro mit dem gothischen hairus, dem altsächsischen heru, dem angelsächsischen heoro, dem altnordischen hiörr, welche alle Schwert bedeuten, zusammenhängt, vermag ich mit Bestimmtheit nicht zu behaupten. Einer von diesen Iringern also, Otto, Herr de castro Iringsburg, gründete um 1120 das Kloster Beuerberg, das wir in einer Stunde erreichen werden.

Als dieß edle Geschlecht ausstarb, folgten als Besitzer die Herren von Thor 1552—1597, Herzog Wilhelm V., nachdem er vom Throne gestiegen und sich in klösterliche Einsamkeit zurückgezogen hatte 1609, dann Christoph Ulrich von Elsenheim 1616, Herzog Albrecht in Baiern 1626. Dieser ließ hierauf 1630 das alte Schloß abbrechen, den Berg zum Theil abgraben auch unten herum Alles wölben, und neben dem neuen Schloße eine schöne Kappelle sammt einer Vorkapelle erbauen.

Nach dem erfolgten Tode dieses Besitzers 1667 folgten ihm dessen Sohn Herzog Albrecht Sigmund, Bischof von Freising, dann Maximilian Heinrich, Churfürst zu

Köln 1686 und endlich im Jahre 1688, noch immer unter der friedlichen Regierung Ferdinand Marias, Max Philipp, Herzog in Baiern. Dieser verkaufte es dann wieder 1698 an Jakob von Pessol, von welchem es im 18. Jahrhundert an die Herren von Schrenk, später an die von Gumppenberg kam. Durch Heirath einer Freiin von Gumppenberg kam Herr von Barth, aus einem alten Patriziergeschlecht Münchens, in den Besitz von Eurasburg. Ein neuerer Besitzer war Schweyer von Friedberg, der jetzige ist Baron von Peck.

Ich bringe diese langweiligen Daten nur in der Voraussetzung, daß es viele Leute gibt, die nach historischem Notizengram begierig sind. Suum cuique.

Zwischen Eurasburg und Beuerberg bietet der schmale, sich durch Sumpfwiesen und hochstämmige Wälder dahinziehende, Weg wieder viele der anziehendsten, selbst überraschenden Veduten.

Bald erscheint letzteres Dorf, die Spitze eines Hügels behauptend, hinter einer Staffage von jungen Buchen und schneidet eine Silhouette in den duftigen Alpenhintergrund. Jetzt ist es die Loisach, die zum Behufe des Flößens und Tristens mitunter in wohlgezimmerte Wehren gebannt, in der Eile kleine Wasserfälle bildet, welche unsern Blick aus der holden Verirrung im Grünen scheucht.

Tristen, das ist die Beförderung großer Holzscheite einfach durch die schnelle Fluth des Alpenflußes. Im Mai treibt so das Geschenk des Waldes, der vielfach gespaltene Stamm, die Loisach und Isar hinab. In München werden die Ankömmlinge in einem großen Bassin aufgehalten und erwarten, in hohe Stöße geschichtet, den Winter. Dann heizen sie die Oefen der sturmdurchpeitschten Hauptstadt.

Viele hunderttausend gehen zu Grund; Wasser dringt in die lockeren Poren, vertreibt daraus das leichtbrennende Harz und bringt das schätzbare Stück Holz zum Sinken; andere werden von Kies überschüttet, wider andere jagt anschwellendes Hochwasser weit über die strauchigen Ufer. Da bleiben sie, wenn die Fluth sinkt, an verborgenen Stellen festgehalten liegen, vermodern, und düngen den spärlichen Humus der Haidekraut tragenden Kiesbank.

Manche wenige finden ihren Weg auch in die Hände derer, welche ihr Brennmaterial lieber umsonst als um ihr Geld beziehen. Die Mühe des Stehlens, des Forttragens, des Stehens im Wasser ist so groß, daß man die Beute den Aermsten wohl gönnen darf. Viel ist ohnehin nicht zu bekommen. Wer im Frühjahr Tag aus Tag ein den ungeheuren Zug der Hölzer die schwellende Isar hinabziehen sieht, jammert um die schnöde Verheerung der Wälder; er komme hinan und er wird sehen, daß die Vorrathskammer unermeßlich ist.

Wer dann über die Zerstörung des Hochwaldes klagen will, der gehe erst hinauf auf die hohen Gebirge. Da schaut man allerdings böse Dinge, die aber in der unüberwindlichen Natur der schwer zugänglichen Berge liegen. Wenn ein noch so prächtig herabfließender Schneebach plötzlich versiegt, was nach einigen Sonnentagen leicht möglich ist, läßt er die herrlichsten ihm anvertrauten Stämme in seinem jähen improvisirten Bett liegen. Im nächsten Jahre wachsen auf dem verwitterten Holze schon neue Sträucher und üppige Moose. —

Manchmal windet sich die Loisach mitten durch Wald; so daß die Wurzeln seiner Pflanzen über die Uferwelle herausragen.

Wir stehen vor **Beuerberg.** Der große weithin sichtbare Bau war das berühmte Kloster.

Der Orden, welcher in den weitläufigen Gebäuden des alten Klosters heute schaltet, gefällt mir eben so wohl, wie das milde und edle Wesen seines Gründers.

Es sind die Schwestern der Heimsuchung Mariä, auch Salesianerinnen genannt, deren Gründer François, Graf von Sales, war. Sie widmen sich nur der Krankenpflege und der Erziehung zarter Kinder Sie sind alle arm und vertauschen alljährlich ihre wenigen Habseligkeiten untereinander. Die Regeln des Ordens sind gelind; Klausur gibt es nicht.

Dieser Graf von Sales, welcher mit der durch St. Beuve's Port-Royal bekannten Angelika ein ungetrübtes Freundschafts-Verhältniß unterhielt, hat einst zu dieser ein vertrautes Wort über den Unfug in Rom gesprochen, das ernsthafte Katholiken unserer Zeit besonders beherzigen dürften:

„Siehe, meine Tochter, das sind Gegenstände der Thränen; denn im dem Stande, wie es einmal ist, zu der Welt davon reden, heißt unnützer Weise Aergerniß verursachen. Diese Kranken lieben ihre Uebel und wollen nicht davon geheilt sein. Die ökumenischen Kirchenversammlungen mußten das Haupt und die Glieder reformiren, da sie ohne Zweifel über dem Papste sind. Aber die Päpste werden bitter, wenn sich die Kirche nicht ganz unter ihnen beugt, obgleich die Kirche, wenn sie universell und kanonisch berufen ist, nach der wahren Ordnung von Gott über ihnen steht. Ich weiß dieß so gut als die Doktoren der Sorbonne, welche davon reden, aber die heilige Pflicht der Verschwiegenheit hält mich ab, davon zu sprechen, da ich nicht sehe, welche Frucht davon zu hoffen wäre. Man

muß weinen und Gott in's Geheime bitten, daß er Hand anlege, wo die Menschen es nicht können."

Also dieses Mannes Töchter sind die frommen Schwestern. Es steht zu hoffen, daß sie die ihnen Anbefohlenen nicht nur in der unnützen Werkthätigkeit des Aberglaubens unterrichten, sondern im Geiste der Liebe zu braven Menschen heranziehen. Es ist ein nothwendiger Unterschied zwischen der Bildung einer künftigen Klosterfrau und einer Hausmutter. Möchten das die guten Damen nie vergessen.

Doch eins gefällt mir nicht; da an der Wand im Hofe, den wir eben durchschreiten, hängt das in Oel gemalte Bild einer Nonne. Sie hat ein junges liebliches Gesicht. Sie liegt auf den Knieen und ihre Augen schauen in himmlischer Verzückung nach einem flammenden Herzen, das beflügelt oben in einer Glorie flattert. Ich will hoffen, daß dieses Kunstwerk nur der heutigen Prozession zu Ehren ausgehängt ist. Zuverlässig ist es nicht ständig den Blicken der Jugend ausgesetzt. Das wäre schlimm. Ich sage nichts gegen die Ascese, im Gegentheil, ich lobe sie, wenn auch nicht gerade die christliche Form derselben; aber die allerwenigsten, unter Millionen vielleicht Einer, haben den Beruf des sich Abziehens von der Sinnenwelt. In der Sinnenwelt muß die Menschheit athmen, arbeiten, dulden. Dieß ist ihre einzige Heimath. Wozu also durch die Reizmittel ekstatischer Malerei die Empfänglichkeit der kindlichen Einbildungskraft bethören?

In den schönen Künsten als solche lasse ich mir die Verzückung gefallen. Da befördert sie die Nachahmung des Ideals und läßt den Geist sich selbst überfliegen. Aber im Leben, nein, das gibt Nervenstörungen, Krankheit.

So ist es — der Prozession, der Prozession der Frohnleichnamsoctav, zu Ehren hängt das Bild im Freien, unter dem hohen Tag, das sonst die süßschaurige Gebetsinbrunst der Jungfrauen des Klosters erhitzen mag. Denn eben bin ich recht gekommen, um das Ende derselben in die Kirche zurückkehren zu sehen. Die Bauern singen im Zug; einige junge baarhäuptige Weiber, die sich angeschlossen haben, halten Notenblätter und singen auch. Alle übrigen Weiber, die pelzmützentragende Schaar, halten zusammengefaltete Sacktücher und Gebetbücher und stehen dichtgedrängt im hintersten Hintergrund des Hofes. Schon naht das Sanctissimum unter dem Himmel; der goldbedeckte graukopfige Geistliche der es trägt, schaut neugierig nach mir, dem einzigen Fremdling, um. Die Weiber aber spähen gesenkten Blickes nach einem trockenen Fleck, auf den sie sich, ohne ihre seidenen Schürzen zu beschmutzen, hinknieen können. Jetzt hat sie das heilige Gefäß erreicht; im Augenblick liegen alle auf den Knieen. Die Glocken läuten, die Sonne scheint heiß. So hat die Kirche ihr höchstes Fest, das Symbol ihres einstigen Triumphes, im Himmel und auf Erden, in diesem Dorf gefeiert. Ueber den blumen- und grasbestreuten Hof, über dessen duftige Streu die Füße derer hinschritten, welche im Gefolg der hohen Ceremonie gingen, erreiche ich das Wirthshaus.

Wir haben Speise und Trank ersehnt, unser Marsch war lang.

Im Gastzimmer sitzen schon viele schlechte Christen, welche das Ende der Feierlichkeit nicht abgewartet haben,

wie sich's gebührt. Dicht gedrängt führen sie an den langen Tischen Gespräche, deren Mittelpunkt ganz andere Dinge bilden, als der kirchliche Festzug, dessen letzte Feierstimmen noch nicht verhallt sind. Der Flug des Bauern vom Himmel zu der Erde, die für ihn so hart, ist rasch. Kaum aus der Kirche, vielleicht in der Kirche, deren Festtage für ihn nur die Bedeutung des Feierns haben, drehen sich seine Gedanken um Haus und Hof, Acker und Zugthier und Alles, was sein und nicht sein ist.

Es wird vor Allem getrunken; der oberbaierische Bauer ißt selten etwas in einem Wirthshaus. Er hält das für eine Schande, für ein Anzeichen, daß er zu Hause keinen Vorrath von Lebensmitteln, daß er nichts zu essen hat. Nur einen einzigen sehe ich essen; er hat ein gräßliches Ragout vor sich stehen, das er mit dem Löffel hinabschlingt. Aber das ist ein Geschenk, er hat es dafür erhalten, daß er soeben einen lahmen aber reichen Bauern auf seinen Armen in's Wirthshaus hereingetragen hat. An einem Antlaßtag (so heißt der Fronleichnam) das Wirthshaus zu versäumen, das ist nicht der Brauch. Der „Hansgirgl", so heißt der reiche Lahme, ist ein bleicher Mensch mit tiefliegenden Augen. Er kann nicht in die Sonne hinausgehen, darum ist er bleich. Alle behandeln ihn mit mitleidvoller Zuvorkommenheit. Wenn er den größten Hof von allen besitzt, welche der festliche Tag in dieser Stube vereinigt hat, ist er doch von allen der Aermste. Denn in ihm steht sein Krankenbett, das er für immer nur verlassen wird, wenn man da d'rüben über der niedrigen Mauer, von wo Kreuze und blühende Fliederbüsche herschauen, für ihn eine Grube gräbt. —

Die Kirche, die man durch die niedrigen Fenster sieht, wie alle Gebäude, welche sich an sie anlehnen, sind die Er-

weiterung einer kleinen Kapelle und eines Asceteriums, welche einst, wie wir sagten, Otto von Iring und seine Brüder zur Ehre der Apostel Petrus und Paulus hier erbauen ließen. Die Stiftung hieß Puriberg.*) Es war im Jahre 1121, einer gewaltigen Zeit des deutschen Reiches. Es ist die Ungeheuerlichkeit, welche jene furchtbare Epoche auszeichnet. Riesenhafte Kämpfe, Blut und Verheerung beschäftigten die Einbildungskraft unseres Volkes, welches damals noch in der unmäßigen Fülle seiner barbarischen Kraft stand. Die schweren Schicksale und die unerhörten Umwälzungen, welche über unsern Erdtheil hinjagten, gebaren eine Welt der Wundergläubigkeit. Die Unruhe des Morgen- wie des Abendlandes, die für Zeichen des Weltunterganges gehaltenen Erdbeben und Sonnenfinsternisse, trieben dann die fehdemüden Streiter zur Errichtung von Einsamkeiten. Es war die wahre Zeit der Klöster.

Da entstanden in Baiern die Stifte Rottenbuch an der Amper, Diessen, Prüfening, Untersdorf, Windberg, Steingaden, Bernried.

In jener Zeit also — der schwarze Heinrich war Herzog — zogen die regulirten Herren vom heiligen Augustinus in das neugebaute Stift. Calixtus II., trübseligen Angedenkens, bestätigte die Schankung noch im selben Jahre. Bald folgten weitere Geschenke der Herren von Iring. Diese blieben unverheirathet, mit dem Heile ihrer Seele beschäftigt,

---

*) Ich will hier ein für allemal bemerken, daß Beuer, Beuern, einzeln, sowohl in Zusammensetzungen stets Ansiedelung, Wohnstätte bedeutet. Es ist das althochdeutsche bûr. Mit ihm hängen die Wörter gipûro, pûari das heutige Bauer (agricola), das englische bower und unser Vogelbauer d. i. Vogelwohnung, Vogelkäfig zusammen.

hatten nicht für Kinder und Kindeskinder zu sorgen und konnten so dem frommen Werke an Gütern zuwenden, was nur in ihrem Belieben stand. Heinrich, dem ersten Propste des Klosters, der wahrscheinlich vorher bei ihnen Kaplan gewesen war, und sich durch Reinheit der Sitten und untadelhaften Wandel ihre Gunst erworben hatte, wendeten sie kurz darauf zur Vergrößerung der Klostereinkünfte noch ihr Schloß Haag zu mit allen Zugehörigkeiten und allen Freiheiten, wie sie dieselben selbst besessen hatten.

Heinrichs Nachfolger, Propst Trugo, welcher schon unter den Mönchen gewesen war, die sich zuerst angesiedelt hatten, mußte die ersten zwei Brände dieses später noch oft durch Brandverheerungen zerstörten Klosters sehen.

Unter dem vierten Propst, Eberhard, wurde Tegerndorf mit anderen Kirchen dem Collegiatstift einverleibt. Die Bestätigung verlieh Innocenz III. im Jahre 1212.

Heinrich II., des Stiftes neunter Propst, erlebte einen neuen furchtbaren Brand des Klosters 1292. Schon ließ er Alles, was zu einem neuen Bau nöthig war, herbeiführen, als ihn der Tod überraschte, so daß er das Wiedererbauen des Stiftes seinem Nachfolger Leuthold überlassen mußte, welcher es, unterstützt von fürstlicher Freigebigkeit der Herzoge von Baiern, namentlich Herzog Rudolph's I., in kurzer Zeit zum Ziele brachte. Zu jener Zeit erlaubte sich Ludwig von Wildeneck, des Stiftes Schutzvogt, so viele Widerrechtlichkeiten, daß die Chorherren nach des Propstes Leuthold Tod im Jahre 1300 sich genöthigt sahen, den Schutzvogt seiner Würde zu entsetzen, und sie dem Otto von Thor anzuvertrauen.

Konrad Glaner, der elfte Propst, vergrößerte den Ruhm des Klosters durch den unermüdlichen Eifer, mit

dem er die kostbare Handschriftensammlung durch neue Ankäufe vermehrte. In Zeit von zwölf Jahren füllte er den Lesesaal mit 3000 Manuscripten.

Unter dem vierzehnten Propst, Glaner, einem Verwandten des vorigen, wurde im Jahre 1330 durch die Unvorsichtigkeit eines Kochs die Klosterbibliothek mit ihren Schätzen ein Raub der Flammen. Nur wenige Handschriften konnten gerettet werden.

Von diesen waren es gerade die unwichtigsten, Kirchenväter, exegetische und homiletische Werke, welche man den Flammen entriß. Griechische und römische Klassiker, die der Manuscriptensaal ohne Zweifel auch besaß oder das scriptorium copirt hatte, waren nicht mehr da. Unter den fünfunddreißig Handschriften, welche die Münchener Hofbibliothek aus den Spolien des Beuerberger Klosters besitzt, ist keine einzige, welche nicht theologischen Inhalts wäre. Insbesondere habe ich darunter bemerkt:

Haimons, des Bischofs von Halberstadt, der um 840 lebte, Erklärung der Offenbarung Johannis. Andere schreiben dieses Buch einem Franzosen, dem Remigius von Auxerre zu.

Dann des Papstes Honorius Commentar über das Hohelied. Auch ist darunter das Buch, welches der große Gregor, den die Kirche neben Ambrosius, Augustinus, Hieronymus den vierten doctor ecclesiae nennt, der eifrige Beförderer ascetischen Lebens, über das Buch Hiob schrieb. Der gute heilige Vater, mag, als er das weißgeglättete Pergament mit seinen Moralia bedeckte, wohl nicht geahnt haben, daß die frivole Kritik der Neuzeit das ehrwürdige Buch für ein hebräisches Theaterstück erklären sollte. Noch eine vierte Handschrift habe ich darunter gesehen, deren Ver-

lust gerade auch kein Unglück gewesen wäre. Es ist eine sehr alte Copie der bekannten Goldenen Heiligenlegenden des Jakobus de Voragine. Einen besseren Begriff von der grenzenlosen literarischen Geschmacklosigkeit des Mittelalters kann man sich nicht verschaffen, als durch die Lektüre dieses Sammelsuriums. Von dem dichterischen Reiz, der sonst nicht selten L:genden belebt, ist hier keine Spur: die abgeschmacktesten, gröbsten, phantasielosen Erfindungen, lächerliche Spielereien eines barocken Mönchskopfes bilden ein Buch, welches im Mittelalter eines der allerbeliebtesten und verbreitetsten war. Es wurde in alle möglichen Sprachen übersetzt; auf der Bibliothek des böhmischen Museums sah ich sogar eine Uebertragung ins Czechische vom Jahre 1350. Vier andere czechische Uebersetzungen existiren noch handschriftlich, zwei weitere Uebersetzungen in Incunabeldrucken von 1480 und 1495. Das ist czechisch: nun stelle man sich vor wie viele Handschriften und Ausgaben dieses Machwerk rohen Aberglaubens Deutschland und Frankreich besitzen. Ja, der bekannte Gräße in Dresden hat es für nothwendig gefunden, noch 1845 das Buch wieder herauszugeben. Er hat zwar dabei versprochen, die Sagen und Mythen auf ihre Quellen zurückzuführen; bis jetzt hat er seine Verheißung nicht erfüllt und wird sie nicht erfüllen können, weil diese angeblichen Sagen keine Traditionen, keine wirklichen durch Volksmund oder sonstwie vermittelten Ueberlieferungen, sondern meistens eitel Hirngespinnste des Autors sind, von dem übrigens schon Melchior Canus mit mit Recht sagt, er sei ein homo ferrei oris et plumbei cordis, er, der Verfasser der „aurea" legenda.

Soviel über diesen Unsinn.

Der gute Kaiser Ludwig, der überhaupt so fromm

war, daß mir der Bannstrahl nicht einleuchtet, der ihn getroffen hat, gab Beuerberg und dem dazu gehörigen Tegerndorf das Hofmarks-, d. h. dem Stift das Territorialrecht über beide Besitzungen.

Die Geschichte der nächsten praepositi will ich kurz übergehen. Ebenso spreche ich nicht über den gräulichen Wirrwarr der Disciplin, der zu gewissen Zeiten in diesem Kloster herrschen mußte, wie aus Hund, Metropolis Salisburgensis tom. II. 210 hervorgeht, welches, nach der Meinung des guten Ertl, „diesem besser in der Feder eingetrucknet, als zu Scandalisierung der blöden Hertzen also freymüthig entdeckt worden wäre.“ Einer von ihnen, Konrad IV., verlegte sich wieder besonders auf die Vermehrung der Handschriften.

Leonhard Mochinger, der 29. Präpositus, baute das ganze Stift und die Kirche neu vom Grunde auf.

Unter Paulus Streicher, dem 39. Probst, machte das Stift ein gutes Geschäft. Der Churfürst Ferdinand Maria, der sehr viel Sinn für ländliche Vergnügungen hatte, selbst auf dem Starnbergersee ein großes Lustschiff, den vielgenannten Bucentoro, besaß, wollte zu seinen Sommerschlössern noch eines in der allernächsten Nähe Münchens besitzen. Dazu ersah er sich eine Hofmark, welche früher der Familie Gaßner, dermalen dem Kloster gehörte, Ober- und Unterkemnat. Er schenkte sie seiner Gemahlin Adelheid und diese baute auf dem Grunde das prachtvolle Schloß Nymphenburg. Der Tauschhandel hatte dem Kloster großen Vortheil gebracht.

1803 kam. Das Kloster wurde zunächst ein Handelslehrinstitut. Jetzt ist es also theilweise seinem früheren

Zwecke, wenn man von der jetzt darin gehaltenen guten Schule absieht, dem Klosterleben, wiedergegeben. —

Der Bauer mir gegenüber am Tische lacht, indem er den Deckel seines Bierglases betrachtet.

Ich trete neugierig hinzu. Auf dem Porzellan sitzt der edle Gambrinus auf seinem Thron, dem Faß; unten steht: Dem Bierkönig bin ich gern unterthan. Ja, nicht wahr, Alter, sein Scepter ist milder, als die Faust der alten Klostervögte, die Deine Ahnen mit Ruthen zum Frohndienst peitschten? Haha! —

Von Beuerberg gehts nun nach Süden weiter. Der Weg ist abwechselnd, aber in der Abwechselung eintönig. Die Loisach macht große Windungen, der Weg folgt ihr. Oft können wir die allergrößten Bogen durch die gerade Linie eines Fußpfades abschneiden. Hügel und Hohlweg, Sumpfwiese und Walddickicht nehmen uns in der Reihenfolge auf. Es gibt keinen hervorragenden Punkt, nichts besonders des Hervorhebens Würdiges, was auf diesem dreistündigen Marsche auffällt. Unzählige seiner Landschaften verdienen, die einzelne für sich, die Bewunderung des Naturfreundes; aber die ununterbrochene Wiederkehr gleichförmiger Bildungen tödtet die Wirkung der vereinzelten.

Endlich stehen wir vor **Bichl**, am Fuße der Benedictenwand. Jetzt sind wir am, vielmehr, weil wir auf der linken Seite von Vorbergen überflügelt sind, schon im Gebirge. Die Felsen sind mit den Händen zu greifen. Wie klein laufen wir da unten herum!

Es ist ein reizendes, unter Obstbäumen verstecktes Dörfchen. Links oben winkt ein kühler Bierkeller; der ist heute geschlossen, also in's Gasthaus des Dorfes.

Wegen seiner Nähe an München, wie am gewaltigen Hochgebirge — Walchensee, Partenkirchen, Starnbergersee, die Riß sind fast gleichweit entfernt, ist da eine beliebte Villeggiatur. Doch jetzt noch nicht, im Schimmer des Mai. Erst im August sitzen die Tables d'Hote reich garnirt mit prätentiösen Damen und gelangweilten Herren. Beide haben sich in der Stille schon längst wieder nach Hause gewünscht. Aber der Landaufenthalt ist bon ton und der winterlichen Repräsentation wird die Portion Ennui, die man auf dem Bauernnest über sich ergehen lassen muß, gern zum Opfer gebracht. „Sie waren doch auf dem Lande?“ wird man im Museum, im Casino, auf Bällen fragen. „O ja, in Bichl; wir gehen alle Jahre hin, es ist ein delicieuser Aufenthalt!“ Wie pauvre wäre es, eingestehen zu müssen, daß man englischen Garten und Reibel nicht aus den Augen verloren hat. Also courage, hinaus, in vier Wochen ist Alles überstanden!

Jetzt, mein Freund, haben wir städtische Gesellschaft, die auf dem Land mit wenigen Ausnahmen zu den Plagen gehört, noch nicht zu fürchten. Wir sind allein, höchstens ein redelustiger Kaplan oder rauchender Forstwart ist zu gewärtigen. Wir sehen durch's Fenster hindurch die Alpen ohne eine Staffage von Tüllhäubchen und das Geplätscher des Brunnens wird von dem affectirten Gequick der nächsten besten geschminkten alten Pomeranze unserm stadtmüden Ohr nicht unterbrochen. Kein Hin- und Herreichen von Schüsseln und Tellern mit affectirt flötenden Stimmen, keine ununterbrochene Nomenclatur von Titulirungen, die über den Tisch fliegen, keine herzerweichende Schilderung von dem gestern in dem „abscheulichen“ Regen verdorbenen Kleidern.

Von allem dem nichts; im Gegentheile hat uns ein

günstiges Geschick heute neben dem Vergnügen einer Natur ohne Honoratioren auch noch die Möglichkeit eines anspruchslosen Kunstgenusses vergönnt. Im ersten Stocke des Gasthauses hängt vor dem Fenster ein großes schönbemaltes Tuch, auf dem in großen Buchstaben steht: „Großartiges noch nie dagewesenes Marionettentheater mit ganz neuen Figuren.“ Dahinter schaut ein Mann mit dem obligaten rothen griechischen Feß heraus.

An der Thüre ist gleich der Theaterzettel angeschlagen: „Der Berggeist im Uralgebirg. Hohe, verehrungswürdige Gönner! Da dieses Stück sowohl mit Moral überhaupt, als auch mit sittlichem Scherze des Kasperl versehen und mit geschmackvollen Decorationen geziert ist, so hoffe ich einen gütigen Besuch mit dem Versprechen, daß gewiß kein geehrter Besucher den Schauplatz mißvergnügt verlassen werde. Xaver Widmann, Mechaniker. Der Schauplatz ist bekannt. Man bittet die Zettel aufzubewahren, indem sie wieder abgeholt werden.

Unten steht mit Tinte geschrieben: „Auch findet bei Unterzeichnetem ein Bursch, der Lust hat, das Spielen mit Marionetten Figuren zu erlehrnen als Gehilfe eine bleibende Stelle.“

Wir lassen uns in dem hübschen Zimmer nieder, welches mit landschaftlichen Fresken geziert ist, die mehr wohlmeinend als getreu die hauptsächlichsten Merkmale verschiedener Gegenden des Hochlandes geben. Der Imbiß ist gut, wir konnten ihn von diesem Gasthause nicht anders erwarten. Es besitzt einen wohlbegründeten Ruf unter den gastlichen Stätten der Berge.

Vom Tisch gehen wir sobald als möglich, denn die wunderbare Fernsicht, die man schon von den Zimmern des

Erdgeschosses aus auf Benedictbeuern und die darüber in den Himmel ragenden schneebedeckten Berge hat, schwächt das gastronomische Interesse.

Die Mönche drüben vor Zeiten mögen sich wohl in dieser Weise haben weniger stören lassen, denn nach einzelnen Küchenzetteln, die ich gesehen habe, müssen die Mahlzeiten von behäbiger Dauer gewesen sein. So lese ich in den „absonderlichen Anmerkungen, so in unserer Klosterkuchel das ganze Jahr durch zu beobachten sein“, einem Manuscript von 136 Seiten, welches der Pater Küchenmeister 1714 zur Directive der Küche verfaßte, folgendes Bülletin für den größten Fasttag des Jahres, den Aschermittwoch:

„In die cinerum auf Mittag: Erstlich durchtriebene Arbisssuppen mit gebähten Brotschnitten, Eier mit Schmalz auf etlichen Schüsseln, soviel nämlich erklecklich sind, auch soviel Schüsseln gerösteten Hechten, alsdann ein guten Sudfisch jedem sein Portion etlich Stückel oder mehr, damit Alles wohl erklecklich sei. Item Zettelkraut und auf jede Schüssel vier Häring. Nach diesen vier Schüsseln gebachene Dollen, item vier Schüsseln Platais, daß in jeder wenigstens sechs liegen, dann vier Schüsseln geselchte Renken oder eingemachte Ruten, mehr, vier Schüsseln geschmelzte Stockfisch, vier Stück Lachs in einer süßen Brüh mit Zwiebeln und Mandeln, vier Schüsseln Schnecken in Häusern, vier Mandeltorten, vier Schüsseln Hasenehrln und eben so viel Krebsen und Zwetschgen und zuletzt drei Schüsseln Obst.“

Ich halte ein solches Régime für vollständig gerechtfertigt, wenn die Phantasie sich nach oben schwingen soll. Mir wenigstens wäre es unmöglich — von andern Hindernissen abgesehen — Andacht zu empfinden, wenn nicht die rein physiologischen Bedürfnisse des Leibes vorher voll-

ständig befriedigt sind. Denn die Andacht ist ein innerlicher Aufschwung des religiösen Lyrismus, gehört also wie Poesie, Philosophie u. dgl. zur luxuries animi. Und die luxuries muß gut unterhalten werden, sonst schwindet sie gegen den besten Willen unmerklich und rasch.

Also wir haben gegessen und gehen hinaus.

Da wartet unser ein herrliches Schauspiel. Ueber die tiefe Einsenkung, welche der Walchensee zwischen Kesselberg, Herzogstand und Karwendel macht, zieht ein Regenschauer daher. Die Schwüle der Luft wird von keinem Hauch bewegt. Die Blumen und Kräuter im Garten stehen ganz starr und schauen halb erschrocken, halb verlangend nach der drohenden Wolke. Dort auf dem Gebirg, das ist ein graues Meer. Felsspitzen, Nebel, Regenwolke und Schneefelder, es ist ein unlösbares Gewirr.

Manchmal schimmert ein blaßer Sonnenstrahl dazwischen; dann meint man hinter dem verworrenen Dunstschleier eine ganze Welt voll blendendem Licht verborgen. Aber es wird rasch wieder düster; und düster senkt es sich immer weiter zur Tiefe und klimmt an den Höhen der Berge fort. Schon hat es die lange Kante des Herzogstandes verschlungen, schon will es den Heimgarten einwickeln; schon sind auf unserer Seite die Bergrücken von Walchensee bis Benediktenwand in ihre häßliche Wolkenhülle versteckt, schon muß ein Fluthregen hinabrauschen, wo der Kochelsee gegen die Felswand des Jochs schlägt — und noch immer dröhnt der Donner nicht über den Bergen, dem aus den weiten Alpen millionenfach der Wiederhall nach den Wolken antwortet — noch immer donnert es nicht, es ist kein Gewitter.

Aber regnen wird es, Freund, verlasse Dich darauf. Verschieben wir also unsern kleinen Spaziergang nach

Benediktbeuern, das dort in der Entfernung weniger Minuten mit seinem großen, zweithurmigen Monasterium herüberschaut, trinken wir d'rin im Zimmer Kaffee und schauen zum Fenster hinaus.

Es ist etwas Prächtiges um den eigenthümlichen Geruch, den ein Gewitter oder ein Gewitterregen vor sich hertreibt. Die Physiker sagen, es ist freies Ozon in der Luft; von Schönbein habe ich gelernt, daß Ozon Sauerstoff in Spannung ist. Nun ist aber Sauerstoff die Lebensluft par excellence und wenn mir die Physik nicht sagte, daß Ozon Sauerstoff ist, ich glaube, ich machte es wie ein Naturphilosoph und behauptete es auf's Gerathewohl. Nichts erhöht das Lebensgefühl, die Leichtigkeit des Athmens, die Erregbarkeit der sensibeln Sphäre so, wie diese Luft mit ihrem griechischen Namen. Andere behaupten, es sei ein Schwefelgestank; das finde ich ganz und gar nicht. Ich möchte meiner Lebtag in dem Ozon athmen.

Es scheint, die Vögel draußen sind derselben Ansicht, denn sie flattern so lustig hin und her, es ist ein solches Gezwitscher zwischen den Aesten — es muß ihnen wohl auch gut thun. Oder ist es Aengstlichkeit vor dem bald herabströmenden Regen, welche sie so herumjagt? Auch möglich. Arme Vögel, ihr seid wahrhaft die ärmsten unter den Thieren, denn nichts Lebendes gleicht so dem Schriftsteller wie ihr. Mit der größten Anstrengung müßt ihr in der ungeheuern Natur aufsuchen, was zu euerm einzigen Werke, euerem Neste, nothwendig ist; soviel Studien müssen wir im unermeßlichen Gebiet der Sinnenwelt machen, um etwas zu schreiben, was man lesen kann. Ich will damit nicht sagen, daß es auch solche gibt, die nichts gelernt haben; die gleichen aber dann entweder den Adlern, die auf himmel-

ragenden Höhen unter sich eine verschrumpfende Welt sehen, das sind die großen Geister; oder sie sind den Sumpfvögeln ähnlich, die in schmutzigen Pfützen sich von elendem Zeug nähren, — das sind die gewöhnlichen Scribenten. Wer nicht unter die beiden Geschlechter gehört, muß etwas gelernt, etwas durch Fleiß und Erfahrung zum Aufbau seiner eigenen Persönlichkeit zusammengetragen haben.

Auch noch eine andere Aehnlichkeit habt ihr, ihr Vögel mit uns Aermsten. Frei steht euch die blaue Luft, frei die unendliche Höhe; Fittige sind euch gegeben, euch hinaufzuschwingen, wohin ihr nur wollt. Auf der Erde aber wohnt ihr auf dem schwanken armseligen Ast, den der dümmste, erbärmlichste Zufall mit euch herabwehen kann. Allen Winden und Stürmen ist euer mühevolles Leben preisgegeben. Ihr habt keinen Mangel an Thieren, die euch verfolgen, die euch martern. Und kommt schlimme Zeit, müßt ihr hungern und es ist Niemand, kein Auge, unter dem weiten Rund, das in Fürsorge über euch wacht. —

Jetzt ist der Regen da, und welcher Regen! Wasser und Wolken miteinander tummeln sich draußen herum. Es gibt keinen Ton, keinen Laut mehr, als das Gießen der herabstürzenden Fluth. Wenn wir hinausschauen, sehen wir soviel, wie der alte Judengott Jehova gesehen haben mag, wenn er in seinen langweiligen Tagen vor Erschaffung der Welt zum Himmelsfenster hinaussah. Möglich, daß ihn so einfach das Bedürfniß, endlich einmal nur irgend ein vis-à-vis zu haben auf den Einfall brachte, eine solche Welt herzusetzen; das wäre noch eher verzeihlich, als manche anderen Motive, die ich über diesen schwierigen Gegenstand in Hahns Gedanken vom Himmel gelesen habe.

Wenn es auch regnet, unseres Bleibens in dieser Wirthsstube ist ewig doch nicht. Wir haben ja Parapluies, gehen wir hinaus und ärgern den Jupiter Pluvius damit. Denn ich bin sicher, es ärgert ihn, wenn man sich so um sein Schalten und Walten gar nichts kümmert.

Der Weg von Bichl nach Benediktbeuern ist ungefähr so weit, wie in der guten Stadt München die Entfernung von der Hauptwache zum Isarthor. Aber die Coulissen sind andere. Freilich sehen wir jetzt gar nichts davon, aber komm nur an einem schönen Tage her, und Du sollst sehen, was das für eine Landschaft ist. Links zuvörders herrliches Waldgebirg, dann die hohen Felsterrassen der Benediktenwand, dann der hohe bewaldete Giebel, dessen Fuß an das „Urfeld" am Walchensee stoßt. Gerade vor Dir den beschneiten Zug des zerklüfteten Karwendel, zur Rechten, etwas nach vorwärts, die reizenden Wände des Herzogstandes und des Heimgarten. Der Alpenkönig hat würdige Antichambres.

Gerade dieser Zugang zu der wundersamen Welt, die Süd und Nord trennt, in sich aber, in ihren unbeschreibbaren Phänomenen, vereinigt, ist einer der schönsten, die ich kenne. Der über den Bodensee in die Schweiz ist geradezu gleichgiltig, der über Steiermark nicht überraschend, nur im Salzburgerland und hinter Murnau hat sich das erhabene Gestein gleich würdige Eingangspforten errichtet. Du bist hier binnen dreistündigen Marsches im Flachland und in der großartigsten Alpenlandschaft.

In Schlehdorf bist Du in der Ebene; am Ufer des Walchensees, über dessen tiefdunkeln Spiegel überall Schneespitzen hereinblinken, dessen Gestade ringsum vom Fuß hoher Gebirge gebildet wird, daß Dich's vom leichten Nachen aus

schwindelt hinaufzusehen, bist Du in einer der allerbedeutendsten Alpenscenerien, die es von dem Rhone zur Mur gibt, und das, mein Freund, diesen Contrast in zwei bis drei Stunden zu Fuß durchmessen zu können, das gibt es in Europa nicht mehr. Ich rathe also Jedem, der das Glück hat, eine Alpenreise zum ersten Mal zu machen, auf diesem Wege vorzudringen, um so mehr, als dieß nebenbei die Straße ist, die von München nach Innsbruck führt, von wo ihm dann alle Zauber Tyrols in Tagemärschen nahe liegen. Ja, dieses Debüt der Alpen ist schön, es ist einzig! —

Doch wir hätten ja fast unsere Freundin Loisach vergessen, die wir kurz vor Bichl überschritten haben. Sie war grün von der Fluth des klaren Kochelsees, den sie durchströmt. Von dort ist Dir ihr Lauf, den wir miteinander heraufgekommen sind, bekannt. Aber ihren Ursprung wissen die wenigsten. Wenn Du auf der herrlichen Gebirgsstraße, die von Reutte im Lechthal (wo Du auf der Post Lana Ausbruch getrunken haben wirst) gegen Lermos zuschreitest, siehst Du kurz vor letzterem Orte, bei dem Dorfe Lähn *), rechts von der Straße hohe Schrofen. Hinter diesen, am Fuß der Wannenspitze, dort kommt sie hervor. Ihr Wasser ist weniger rasch, weniger klar, als das der Isar, die sie vor Wolfratshausen aufnimmt. Wir müssen sie jetzt verlassen, um in wenigen Stunden, wieder der Begleiterin unserer Reise, der hochfluthenden Isar, nahe zu sein. —

Der Leser hat erst oben von mir eine langweilige

---

*) Dieses Dorf hieß früher Mitwald, und wird jetzt „in der Lähn" genannt, weil es im 15. Jahrhundert von einer ungeheuren Lawine (Lähn) vollständig zerstört wurde.

Klostergeschichte gehört, ich will sie ihm hier für Benediktbeuern nicht in diesem Umfange wiederholen. Merkwürdig aber ist der Ursprung des Conventes. Drei Geschwisterkinder Karl Martells, Landfrid, Waldram und Eliland gründeten 740 das Heiligthum in Mitten furchtbarer Wildniß. In Kochel, welches zu jener Zeit Ascahi hieß, war von der Schwester dieser Brüder, Kailwindi, bereits ein Nonnenkloster errichtet worden, das aber später bei dem Einfall der Hunnen vernichtet und nie mehr aufgebaut wurde. 955, unter dem 8. Abt, Snelbart, traf dieses Schicksal auch Benediktbeuern.

Von Wolfhold bis Rigenbert, 969–1031 trat eine Art Interregnum ein. Die zerstörten Gebäude wurden von Weltpriestern bewohnt. In letzterem Jahre erst konnte Graf Adalbert von Sumpt, der Schutzherr Benediktbeuerns, mit Hilfe des Kaisers Heinrich III. die Benediktiner wieder einsetzen. Der Kaiser berief den Abt Ellinger von Zürich mit zwölf Mönchen. Der Krieg des Herzogs Otto von Meran und des Herzogs Otto in Baiern brachte große Verwüstungen über die Landgüter des Klosters, und ein aus Unvorsichtigkeit im Jahre 1248 entstandener Brand legte es wiederholt in Asche.

Aus der Zeit des Abtes Bernhard des II., also aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts ist ein Katalog der Handschriften vorhanden, der außer einem sehr alten Virgil, noch folgende Klassiker aufweist:

Josephus Alterthümer, Lucan, Salust, Cicero de senectute et amicitia, Ovid Briefe, ex Ponto und de arte amandi, Persius, Aristoteles de elenchis.

Unter dem Abt Heinrich III. (1289) wurde den Schulen eine vorzügliche Aufmerksamkeit zugewendet. Er hatte dem

Kämmerer den Auftrag gegeben, daß alle Widderfelle zu Pergament sollten verarbeitet und dieses den Schülern gegeben werden.

Im achtzehnten Jahrhunderte war es Karl Meichelbeck, der Autor der historia frisingensis, welcher von allen Schriftstellern, die über Benediktbeuern geschrieben haben, als eine der ausgezeichnetsten Zierden des berühmten Klosters gepriesen wird. Derselbe ist Verfasser des Werkes:

Gründliche vnd genaue Besichtigung jener auß allerhand liederlichen lutherischen rostigen Trimmeren armseelig zusammengeschwaißten Stich- vnd schneidlosen Sensen, welche seit unlängst wider den Acker der allein Seeligmachenden Catholischen Kirchen auß der liederlichen Rüst-Cammer Lutheri so grimmig als einfältig hervorgezogen Joseph von Sensen, gelübds- vnnd religions-vergessner Mönch, vnd dermahlen verweibter Pastor zu Darmsheim in Würtemberg. Nun aber an dem Felsen der wahren Kirchen, der heiligen Vättern probieret vnd zertrimmeret P. Carolus Meichelbeck, O. S. B. Profeß. in dem exempt-vralten Stüfft Benedictbayrn. München 1709.

Besonders interessant in diesem Werk ist das dritte Capitel: Ob der Stachl des Fleisches dem Gebott deß Priesterlichen Caelibats nachstelle?

Ich habe der ganzen zwischen dem dreizehnten Jahrhundert und diesem großen Mann liegenden Zeit deßhalb keine Erwähnung gethan, weil die einfache Anführung von Abbrennen und Wiederaufbauen, wie das 1316, 1378, 1490 geschah, dann die trockene Erzählung von Schankungen, Privilegien u. dgl. in einem Buche wie das meinige, keinen eigentlichen Platz haben.

Eine größere Bedeutung für die Entwickelung der Wissenschaften als durch alle während des Mittelalters in ihm abgeschriebenen Hymnarien, Litaneien, Gradualien, Antiphonarien, Specula und Sermones erhielt Benediktbeuern nach der Klosteraufhebung.

Der Mann, der als Lehrling in dem finstern winkeligen Gäßchen, dem Thiereckgäßchen, unter dem Schutte des Weichselbergerischen Hauses vergraben lag, den die Aufmerksamkeit des Königs Max Joseph für einen großen Beruf rettete, dieser Mann ist mit dem großen Gebäude da drüben unzertrennbar verflochten. Dort löste Fraunhofer, der große Optiker, eine der schwierigsten Aufgaben in der praktischen Optik, indem er zum Poliren der sphärischen Flächen großer Objective eine Polirmaschine erfand, mittelst deren Anwendung nicht nur die Form der Objectivflächen keine Veränderung erlitt, sondern auch überdieß die beim Schleifen unvermeidlichen Fehler in jeder Beziehung verbessert werden konnten.

Die größten Verdienste um die Optik aber erwarb er sich durch die Vervollkommnung des Flintglases. Das Flintglas ist jene Sorte des Glases, welche ausschließlich zu optischen Zwecken gebraucht wird. Es unterscheidet sich vom Krystallglas dadurch, daß mehr Blei zu der Mischung von Kieselerde oder Borsäure mit Kali zugesetzt wird. Das Flintglas nun, welches man vor Joseph von Frauenhofer sowohl in Benedictbeuern als in England erzeugte, enthielt stets Streifen und Wellen, durch welche das Licht unregelmäßig gebrochen und zerstreut wurde. Frauenhofer bemühte sich von 1811 an unabläßig, zur Verfertigung großer und vollkommener Objective eine große und vollkommen homogene Masse Flintglas herzustellen.

Aber erst nach Jahren gelang es ihm, die vielen Schwierigkeiten, die sich ihm dabei in den Weg stellten, zu überwinden.

Zuerst machte er eine Reihe von Versuchen, ein homogenes Licht künstlich hervorzubringen; da ihm aber dieses direkt nicht gelang, so erfand er einen Apparat, durch welchen mittelst Lampenlicht und der Prismen es hervorgebracht wurde. Im Laufe dieser Versuche entdeckte er die fixe helle Linie, welche im Orange des Spectrums sich findet, wenn es durch das Licht des Feuers hervorgebracht wird, und diese Lienie diente ihm hernach zur Bestimmung des absoluten Brechungsvermögens der Materien. Die Versuche, welche er darauf machte, um zu erfahren, ob das Farbenspectrum vom Sonnenlichte dieselbe helle Linie im Orange erhalte, wie das vom Lichte des Feuers, führten ihn auf die Entdeckung der unzähligen dunkeln fixen Linien in dem aus vollkommen homogenen Farben bestehenden Spectrum vom Sonnenlichte, wodurch es möglich wurde, den Weg des Lichtes für alle Farbennuancen mit Winkelinstruten völlig genau und direct zu verfolgen.

Das erste Bild was wir neben der Thüre des Wirthshauses, das wir nun erreicht haben und das uns vorläufig wegen des Regens bergen muß, ist wieder ein Fegfeuerbild. Drei Nackte stehen in den rothen Flammen und strecken die Hände bittend empor:

Ein weich brünn dropfen hier auß sprütz
Weill ich in diesen flammen sitz,
Ich bitt, ich bitt herzliebster Christ.

Ich möchte nur wissen, warum gerade diese Fegfeuergeschichte auf dem Lande so beliebt ist, daß alle künstlerische Thätigkeit zur Hälfte von ihr in Anspruch genommen wird. Es wird wohl den Grund in der Begünstigung durch die Geistlichkeit haben. Denn es ist einleuchtend, daß nichts so die einträgliche Werkheiligkeit der Bauern begünstigt. Seelenmessen, Ablaß u. dgl. bringen Geld. Ach du lieber Gott! Ja,

schmählichen Anblicks liegt auf Erden das Leben der Menschen,
Unter der Religion gewaltsam niedergetreten,
Die vorstreckte das Haupt aus den himmlischen Regionen,
Mit entsetzlichem Blick herab auf die Sterblichen drohend:
Einst trat auf ein grajischer Mann, und wagte zuerst es,
Aufzuheben dagegen das Aug' und entgegen zu streben:
Nicht der Götter Ruf, noch Blitze, noch drohende Donner
Schreckten ihn ab; sie reizten vielmehr nur schärfer des Geistes
Angestrengten Muth, die Riegel niederzubrechen,
Und der erste zu sein, die Natur aus dem Kerker zu lösen.
Also hat obgesiegt die lebendige Kraft und der Geist drang
Ueber die Grenzen hinaus der Flammenwälle des Aethers,
Forschte mit tieferem Sinn das unermeßliche Weltall.
Von da kam er als Sieger zurück und lehrte was sein kann,
Und was nicht, und wie beschränkt durch die eigenen Kräfte,

Jeglichem Ding ein Ziel, ein endliches Maaß ihm gesteckt sei.
Und so liegt die Religion nun wieder zur Erde,
Unter die Füße getreten; der Sieg erhebt uns zum Himmel.

Lucretius, de rerum natura, lib. I.

Ja, wackerer Epikuros, wenn du nicht so gar grob gewesen wärest, du wärst der Philosoph der Welt geworden. Deine ἀταραξία wäre das größte Gut, das wir erringen könnten, wenn nicht im Ringen und Streben selbst Glück läge. Unerschütterliche Ruhe ist groß; aber der Kampf der bewegten Brust, des zweifelnden Gehirns mit den Phänomenen der Welt ist noch größer. Was du sagst, ist gut und wahr, aber du bist mir zu nüchtern, und nebenbei heiße ich dich den größten Egoisten, den die Erde getragen hat. Widersprüche birgst du auch genug.

Das hindert aber Alles nicht, daß ich die Verse, die dein Schüler singt, für etwas Gediegenes und Goldnes halte.

Ich werde mich bestreben, vom Idealismus nicht abzufallen, unter den Menschen aber und in ihrem rauhen Verkehr deiner Unterweisung zu folgen.

Ein hübscher Ort ist Benedictbeuern. Es fehlt ihm nur ein See, ein größerer Fluß. Zwar rinnen die klarsten Bächlein von den Alpen herab in sauberer Fassung, gewissermaßen in Rinnen, durch das Dorf dem Kochelsee zu, und murmeln die kurze Sommernacht durch vor Deinem

Fenster — aber die unmittelbare Nähe einer großen bewegten Wasserfläche fehlt.

Da lobe ich mir doch Kochel, oder das herrliche Schlehdorf. Nun, sie liegen vor der Thüre, in ein, in zwei Stunden können wir sie erreichen und wollen deßhalb immerhin noch mit Benediktbeuern vorlieb nehmen, dessen schönste Zierde, die hohe Kette der Benedictenwand, überall durch Blüthen hereinschaut. Denn reichliche Fruchtbäume breiten sich auf den grünen Angern neben den Häusern aus; das Klima muß hier, wo der Schutz der Berge vor rauhem Ostwind den zarten Wuchs hütet, viel gemäßigter sein, als weiter draußen auf der großen Hochebene, wo sich alle Stürme begegnen.

Auch scheint mir, ich weiß nicht warum, in diesem, wie in manch anderem Alpenthale, das ich kenne, der Pflanzenwuchs viel üppiger zu sein, als draußen. Ich spreche nicht von Tyrol, dessen südlichere Lage man als Grund ansehen könnte, ich will nur von unseren baierischen Alpen z. B. die Umgegend von Tegernsee, Kreut, Brannenburg, selbst Berechtesgaden anführen. Namentlich das Unterholz ist es, das durch seinen Reichthum auffällt. Die Gräser, die Moose, die Farrenkräuter sind fetter und höher, als Du sie jemals in der Ebene siehst. Das fiel mir nie so auf, als an einem Tage, wo ich, aus Italien kommend, mich an den Thoren der Heimath verlief. Vierzehn Stunden, seit Aufgang der Sonne war ich verirrt in den Wildnissen, an den Wasserstürzen der großartigen Hochgebirge zwischen dem Brandenberge und dem Achenthale, ohne Weg und Steg herumgeklettert, als ich plötzlich am Abhange eines Joches mich hinablassend, die Baieralpe erreichte. Tyrol hatte ich damals nur im Fluge, so zu sagen, ohne mich

nach etwas umzusehen durcheilt, weil ich es schon sattsam kannte. Die Eindrücke der lombardischen Ebene waren das letzte Landschaftsbild, das mir noch im Kopfe schwebte. Und wie staunte ich nun da, als ich links und rechts von dem neuen Wege, der von Kreut nach dem Schinder führt, und den ich nun in wenigen Minuten betrat, eine Fülle des Wachsthums, eine Ueppigkeit des Grüns sah, wie sie der tiefere Süden nicht bietet. Unsere Natur ist viel ursprünglicher, frischer, blatt- und thaureicher. Noch tosen die Wasserfälle in tausend Klammen waldiger Gebirge, noch rieseln alle Hochalpen von kühlen Quellen. Das kennt der weichere Süden nicht.

Bichl ist im Allgemeinen beliebter als Benedictbeuern, wahrscheinlich wegen der besseren Unterkunft im Gasthause. Ich will das gelten lassen, obwohl die „Post“ in Benedictbeuern, in der wir jetzt vor dem Regen Schutz gesucht haben, nichts weniger als zu verachten ist. Ich erinnere mich manches heitern Abends, den ich da auf den ledergepolsterten behäbigen Stühlen des Herrenstübchens zubrachte, und mancher „ruhsamen“ Nacht in den guten Betten des Gasthauses. Bei der Vorliebe für Bichl mag wohl noch das mitwirken, daß die Bäder von Heilbrunn in Wannen ins Wirthshaus gebracht werden. Denn der Kurort Heilbrunn selbst ist so langweilig, daß Vermöglichere es meist vorziehen, die Kur in Bichl zu gebrauchen, das kaum eine Stunde davon entfernt ist, und dessen Wirth, wie gesagt, so die Möglichkeit gibt, sich auch in einer mehr angenehmen Umgebung im Mineralwasser zu baden.

Unser Abend heute ist einsam; brechen wir wieder nach Bichl auf, vielleicht finden wir dort mehr Gesellschaft.

Der Regen hat aufgehört, die Felder und Wälder

ringsum dampfen in der schwülen Luft, und sieh, das dunkle Hochgebirge, wie klar, wie geläutert schaut es jetzt herüber!

So läutert und klärt sich das Gemüth des Menschen, wenn der Sturm der Leidenschaft und hinter ihm der Thränenstrom der Schmerzen darüber hinweggetost sind. Der Mensch hat eine neue Linie, einen neuen Umriß gewonnen. —

Die ständige Gesellschaft im „Löwen" zu Bichl ist heute auf der Kegelbahn. Thut nichts, wir haben nichts verloren, wenn wir keine kannegießernden Assessoren — doch die gibt's hier nicht einmal, also sonst irgendwelche ländliche Weisen, zu sehen bekommen. Remoti amabuntur iidem.

Landgesprächen habe ich das vorzuwerfen, daß sie sich entweder in den allerordinärsten Angelegenheiten und Fragen des kleinen Ortes bewegen oder Themata der umfassendsten und schwierigsten Art anregen. So hörte ich einmal einen Landdoktor mit dem Herrn ersten Assessor binnen zwei Stunden folgende Materien abhandeln: Den Scharlach beim jüngsten Buben des Krämers, die Occupation von Rom, die bedenkliche Nichte des Herrn Pfarrers, die Füllung der Orsinibomben und zuletzt gar noch die Unsterblichkeit der Seele. Ein moyen genre gibt es in diesen Kreisen nicht. In diesem einen Fall war doch noch für Abwechslung gesorgt, und das ist immerhin schon etwas, aber gewöhnlich schleppt sich die Trivialität, sei es in Besprechung einer großen oder einer kleinen Sache, in die äußerste Monotonie fort.

Der nächste Morgen verspricht nicht viel Sonnenschein; doch nur getrost weiter, das Ziel unserer Wanderung ist nahe.

Der Weg von Bichl nach Tölz, ein dreistündiger Marsch, dreht sich im Halbbogen um die äußersten Ausläufer des Hochgebirges, vor der Benediktenwand her. Es gibt wohl auch Fußpfade über die Berge selbst; näher sind sie keinen Falls, lohnend ist die Aussicht wohl nirgends, dagegen genug Näße, Schmutz und spitzige Steine. In solchen Fällen behält man die Landstraße bei.

Eine Viertelstunde vor Bichl theilt sich die Straße. Gerade aus setzt sie sich nach Königsdorf und nach dem Norden, rechts nach Tölz fort.

Unser Weg führt uns zuerst eine ziemlich ansteigende waldbedeckte Höhe hin. Bald haben wir die Einöde Unterenzenau erreicht. Nach dem eine kurze Strecke entfernten Weiler Oberenzenau zeigt sich links, etwas erhaben, eine Kirche. Das ist der Badeort **Heilbrunn.**

Das Mineralwasser dieses Ortes soll gegen Drüsenkrankheiten, Skropheln, Syphilis u. dgl. helfen. Möglich; Thatsache ist, daß der Gebrauch der Bäder alljährlich ein allgemeinerer wird. Wie viel die Mineralwässer, wie viel die reine Luft, die geeignete Diät, das Freisein von Geschäft und Plage zu einer Heilung beitragen, das ist eine andere Frage.

Beim Weiler Hinterstallau überschreitet man eine jäh fallende Ach, die aus den Schluchten der Vorberge heraus nach der Loisach eilt. Wenn wir bei unserem Spaziergange an der oberen Amper uns in den Alpen begegnen, Leser, wirst Du sehen, wie die Achen entspringen, in wie vielen

Absätzen ihr sprudelndes klares Wasser herabstürzt, wie dunkel und kühl es in ihren Klüftungen, den Klammen, ist, wo alle Felswände triefen und hoch oben ein Streifen Himmel zwischen dürren Tannen sich durchwindet, welche die Blitze der Alpengewitter versengt haben.

Wenige Schritte, und wir haben eine kleine Erhöhung gewonnen, von der aus wir einen ziemlich fern reichenden Rundblick genießen: Die Hügel um Starnberger- und Ammersee, das weite Flachland in blauen Wellenlinien, die sanft anschwellende Kuppe des Hohenpeißenbergs.

Wir werden das Alles bald näher sehen.

Ein kleiner See — er ist gewiß an Forellen reich — füllt mit seinem grünen Wasser die schmale Mulde aus, welche hier die Straße von den jenseitigen Hügeln trennt. —

Drüben blüht am Waldsaum, mitten unter Eichen, Tannen und Buchen verirrt ein schneeweißer Obstbaum, ein lieblicher Anblick.

Jetzt kommt der Weiler Vorderstallau und hinter ihm haben wir die vorgestreckten Hügel, welche die beiden Alpenthäler von Benediktbeuern und Tölz trennen, umgangen.

Hier möchte man Landschaftsmaler sein, es weckt der Ort die Lust dazu, da ist Arbeit. Gerade hinter Säule 1 (von Tölz) zieht sich rechts von der Straße ein wunderherrlicher Baumanger hin, ein Baumschlag, ich habe selten etwas schöneres gesehen. Ueber ihm heben sich hohe aber bewaldete Berge hinauf und — ganz oben, jenseits der Berge ragt eine beschneite Felsspitze, ein rechter Hochalpengrat, von dem Rücken der Waldberge wie abgeschnitten in die grüne Einsamkeit herein. Das gäbe ein wahres Cabinetsstück, von Giroux oder Loignot gemalt.

Auf dem grünen Plan, vor den Bäumen, grasen glockenläutende Kühe. Die Träger des Utilitätsprinzipes dürften mir nicht in das Cabinetsstück. Dieses hat einen ganz andern Sinn.

Im trüben Sonnenschein der Urwelt sah es hier herum anders aus.

Die Hauptgebirgsart der ganzen Gegend zwischen Benediktbeuern und Tölz bildet nämlich die sogenannte Molasse, Mergelsandstein, Braunkohlensandstein oder postpaläotherische Mergelformation. Die Molasse war jene seltsame Zeit der Erdoberfläche, in der Land und Wasser in häufigem Wechsel, aber noch nicht in große Kontinente und große Oceane vereint erscheinen, auf der die Flußläufe mehr noch eine Kette von Seen und Sümpfen darstellen und die Meere nur durch die Beschaffenheit der Gewässer, noch nicht durch ihre Ausdehnung sich von den Binnengewässern unterscheiden.

An den Gestaden der durch breite Rinnsale und Seen unterbrochenen eigentlichen Flüsse standen finstere Cypressenwälder. Darin hauste eine schreckliche Robbe *) und verfolgte die ungeschlachten Paläotherien, welche die mit üppigen Leguminosen bedeckten Triften harmlos abweideten. Ungeheure Schirmpalmen warfen ihren Schatten in die Uferbrandung des Meers; dazwischen dufteten seltsame Oleander und senkte der gelbe Cytisus seine vollen Blüthentrauben. Weit draußen im wirbelnden Meer schwankten unendliche Tangwiesen; in ihrem dichten Geflecht wälzte sich ein Ungeheuer, halb Eidechse, halb Wallfisch, der Hydrarch, und

*) Palaecyon primaevus.

verschlang die unzähligen Mollusken, die auf der grünen Bank wimmelten.

Die Trümmer dieser Welt nehmen in der Schweiz das ganze Becken zwischen Jura und Alpen, vom Genfersee bis an den Bodensee ein, erstrecken sich von da über Memmingen, Kempten, Füssen, Weilheim hieher, dann über Miesbach gegen Salzburg hin und laufen neben dem Nordrand der Alpen bis in die Gegend von Wien fort.

Wieder rieselt ein heller Bach herab, an ihm hat sich eine Stampfmühle angesiedelt.

Ein äußerst sauberes, einladendes Gasthaus steht vereinzelt an der Straße zwischen den hohen Waldgebirgen. „Gasthaus von Heiß;“ in ganz Tyrol gibt es nichts, was so appetitlich aussieht. Ueberhaupt stehen vor allen Ländern, die ich gesehen habe, die Landwirthshäuser in unserm sonst nicht übersauberen Altbaiern an Reinlichkeit von außen und innen, an guten Speisen und Getränken, auch an freundlicher Bewirthung — und vor Allem an Wohlfeilheit unerreicht da. Das ist ein edler und nicht genug zu preisender Zug, denn wie könnte man mit verdorbenem Magen und durch hohe Rechnungen geärgertem Humor die Natur ohne beklagenswerthe Voreingenommenheit genießen?

Jetzt nimmt die Umgebung der Straße, die sich durch tannige Gründe, eine rein thüringische Landschaft, weiter zieht, einen Character an, daß man sich einem größeren, und zwar gewerbfleißigen Orte nahe fühlt. Schneidmühlen, Werke jeder Art stehen am Weg.

Plötzlich ein letzter Hügelvorsprung und — da liegt auf luftiger Höhe Tölz über der brausenden Isar. Stolz schauen vom schön bewaldeten Kalvarienberg die Kirchthürme herab.

Wir schlagen einen näheren Fußweg ein und stehen bald auf der ersten, diesseits der Isar befindlichen, Straße der alten Tolenza.

Elegante Häuser mit gut gepflegten Gärten, Alles neu und geschmackvoll angelegt überraschen den Ankömmling. Rechts von der Straße sehen wir das „Kurhotel“, in der That ein Hotel, das ohne Scheu in einer viel größeren Stadt stehen könnte. Rechts schauen die weit herab beschneiten Berge der Jachenau und der Riß herüber, links schweift unser Aug die hochgehende Isar hinab, und so halten wir unsern Einzug in dem anmuthigen Orte, dessen Beschreibung unsern dießmaligen Ausflug abschließt.

Der Name Tölz tritt erst am Anfange des 13. Jahrhunderts, das Schloß im Laufe des 12. Jahrhunderts urkundlich auf. Die damalige Form war Tolnze. Quellen und Er. 213, 1266. Also lautet die Form im 8. Jahrhundert Tolenza. Nach Karl Roth's Meinung bezeichnet das einen Ort, wo Trauben (tolun von tola) wachsen;*) ebenso ist Feldenza (Veldenz) gebildet, und die „Fischenz“ (das heißt das Fischrecht, Schmeller I. 572) wäre vielleicht damit zu vergleichen.

Diese Ansicht, welche dem Namen Tölz seinen deutschen Ursprung festhält, ist jedenfalls gegründeter als die geradezu willkürliche Hypothese des Professor Sepp, der von „Wenden im Isarthal“ spricht und das Wort zu einem slavischen stempeln will.

Nie haben Slaven in Südbaiern gewohnt. Ueber das Pusterthal nördlich hinaus ist in der Alpenwelt

*) Der Weinbau war im Mittelalter bis weit nach Oberbaiern herauf verbreitet.

kein slawischer Stamm gedrungen. Die Slawomanie fehlte gerade noch. Wo hat Professor Sepp solche Behauptungen aufgegriffen? Vielleicht aus dem Cestopis do horní Italie des verrückten Kollar?

Aus den Thatsachen gewiß nicht, denn es gibt keine historische Notiz bei irgend einem Schriftsteller, kein Denkmal, kurzum gar kein sichtbares Zeichen, welches auf das Vorhandengewesensein dieses Volks hinwiese. Und Wörter? Da hat Professor Sepp die unwissenschaftlichste und verkehrteste Methode, die es geben kann, wenn überhaupt eine solche Bezeichnung zulässig ist; ohne jegliche Kenntniß von Sprach- und Lautgesetzen stellt er auf's Gerademohl nach oberflächlichem Gleichklang die Wörter aneinander, wie es eben die alte Schule der Etymologen trieb. —

Von dieser „Methode" des Professor Sepp genüge folgendes Pröbchen ein für allemal, er spricht von Partenkirchen:

„Par..henios haben die Ureinwohner das frische Bergwasser genannt: nur aus der Sprache der Griechen erklärt sich dieser Flußnahme. Artemis παρθένιος erfrischt ihre ätherischen Glieder im parthenischen Quell im Thale Gargaphia; und Hera, die mit ihrem Namen Juno selber die Verjüngerin heißt, badet im Flusse Parthenios in Paphlagonien, und gewinnt dadurch mit jedem Neumonde ihre Jungfräulichkeit wieder. Auf ihrer heiligen Insel Parthenia oder Samos, an der Stätte ihrer Geburt, wurde dieselbe Göttin jährlich von Jungfrauen unter Fackelbegleitung in feierlicher Prozession aus dem Parthenion, ihrem Tempel getragen, um das hochzeitliche Bad im Flusse Imbrasus zu empfangen, der nach ihr ebenfalls den Namen Parthenios führte. Es ist also ein Jungbrunnen damit bezeichnet, und

zweifelsohne hat mit der Heilquelle zu Parthenkirch sich ehedem diese Idee, vielleicht sogar dieselbe Mythe verbunden."

Ich frage, wo ist hier eine Spur von Einsicht in vergleichende Grammatik, in vergleichende Mythenforschung? Der Herr Verfasser scheint à la Siegert und Koch von einem Bopp, einem Schleicher, einem Pott nichts zu wissen. Gerade die Erklärung von Ortsnamen setzt mitunter das allergrößte und correcteste Wissen von Laut- und Wortbildungsgesetzen der indogermanischen Sprachen voraus und hierin sind ernste Vorstudien, mit jeglicher Vermeidung aller Phantasterei, unerläßliche Bedingung.

Wenn man in der indo-europäischen Grammatik nichts gelernt hat, dann allerdings macht man Zusammenstellungen wie obige. Man nimmt eben griechische, slavische Wörterbücher zur Hand und sucht so lang, bis man gleichklingende Wörter und einen Anflug von dazu passendem Sinn herausgesyllabirt hat. Geht es nicht mit diesem, so wird's auch ohne ihn probirt. Das von Steub scherzhaft angeführte Beispiel der Ableitung „Protzenhausen" von *πρῶτ-ος*, der Erste, und *ζῆν*, leben, = Häuser, wo die Ersten leben, illustrirt solche Spaß-Etymologen trefflich.

Der andere slavische Ortsname in Oberbaiern, der den Professor Sepp zu seinen „Wenden im Isarthal" begeistert, ist die Scharnitz.

Das ist wieder ein ganz gutes deutsches Wort. Die Sprachwurzel ist skar, das heißt soviel wie ragen, ausstrecken. Davon kommen in den mannigfachen Wandelungen germanischer Mundart z. B. auch die Skära, die hohen Riffe, an der norwegischen Küste, auch unser allbekanntes Wort „Schornstein" entspringt derselben Ver-

balwurzel. Die Endung iz, die den wackern Slavisten bethört hat, ist ein echt deusches Wortbildungssuffix, wie er sich im zweiten Bande von Grimm's deutscher Grammatik belehren lassen kann. So heißt albiz der Schwan; in den Weiterbildungen iß und eis wird er es auch in den heutigen Wörtern Horniß und Ameis finden. Der ältesten Form Scarantia liegt einfach eine Participialbildung zu Grund.

Mit dem früheren keltischen Namen des Passes, Scarbia, hat dieß deutsche Wort nichts gemein. Es ist ein zufälliges Zusammentreffen. Das keltische Wort wird: Furth bedeutet haben. Im heutigen Irisch hat sgairbh diese Bedeutung, die auch jedem, der den seichten Isarfluß dort betrachtet, wo man ihn, um nach Tirol zu kommen, nothwendig überschreiten muß, sehr annehmbar erscheinen wird.

Es ist unbegreiflich, wie man bei so vieler Erudition auf solche Einfälle kommt, wie der phantasiereiche Autor der „Wenden im Isarthal". Vollständig wirr aber kann man von den Pelasgo-Italioten, den Tyrsenern, den Liburnern u. s. w. werden, die eine spätere Abhandlung des Verfassers in diese Gegend verweist. Der gewöhnliche Menschenverstand sieht sofort, in welche Saturnalie von confuser Gelehrsamkeit man ihn versetzen will.

Wörter aller Zeiten und Sprachen werden bunt untereinander geworfen. Und doch hat der Professor eins nicht studirt, was unglücklicher Weise in dieser Sache das allerwichtigste ist: vergleichende Grammatik. Würde er sich auf diese verlegen, so dürften die „Italioten" verschwinden, und auch von den „Pelasgern" wenig mehr übrig bleiben. Was würde man von einem Paläontologen sagen, der z. B. die thierischen Organismen der Liasperiode beschreiben wollte, ohne in der Zoologie bewandert zu sein?

Nur mit eingehender Kenntniß der vorhandenen Bildungen lassen sich untergegangene aus ihren seltenen Trümmern reconstruiren, durch Visionen nicht.

Diese sind in der Dogmatik u. s. w. am rechten Ort und darum bietet sich dem Erschaffer der Wenden und Italioten an der Isar eine nützlichere und erfolgreichere Thätigkeit bei der Confundirung des Heiden Renan, mit welcher er eben die trostbedürftige Welt erbaut. Ueber dem Verdienst etwas zur Rettung der Gesellschaft beigetragen zu haben, werden schließlich seine etymologischen pecadillos gern übersehen werden. Daß es solche sind, und immer nur solche sein werden, wenn man sich vorher nicht mit dem beschäftigt hat, was ich so frei war, dem Herrn Professor anzurathen, darüber möge ihn des Weiteren das gut entwickelte Urtheil eines Dritten, Unbetheiligten, belehren. Dieses wird er, aus einer bessern Feder, als der meinigen, finden, wenn er sich die Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 12. Januar 1857 geben läßt und dort auf Seite 186 die Anmerkung nachliest.

Vielleicht werden dann in einem weiteren Hefte der „Beiträge zur Kenntniß des baierischen Oberlandes" die ethnographischen Conjecturen wegbleiben, welche das sonst sehr schätzbare Buch verunzieren.

Die Geschichte von Tölz ist kurz beieinander: Freiheitsbriefe, Brände, Plünderungen, Schweden, wunderthätige Bilder.

Auf der links von der Isar liegenden Seite des Marktes bemerken wir zuerst die Franciskanerkirche. Um sie herum liegt ein Kirchhof. Auf diesem Kirchhof habe ich

einige sehr schöne Jasminstauden und das Grabmal der Familie Kurzmiller näher betrachtet. Erstere waren gerade am Aufblühen und letzteres ist eine große frisch polirte, glänzende Platte an der Wand mit goldenen Buchstaben.

Die Kirche der Franciskaner inwendig macht keinen besonders günstigen Eindruck; sie ist zu kahl und weiß getüncht. Das Altarblatt scheint kein Meisterwerk zu sein.

Von der Franziskanerkirche ist die Isarbrücke nur wenige Schritte entfernt. Wir überschreiten sie. Von ihr ist die Aussicht auf den jenseits der Hügel hoch hinaufragenden Markt, den Kalvarienberg, die großartigen Isargebirge und den reißenden Strom selbst eine prächtige.

Der Markt sieht von da ganz städtisch aus. Hohe Mauern, italienische Dächer — in andern Provinzen Baierns würde man den Ort, der über 3000 Einwohner zählt, ohne Weiteres eine Stadt nennen.

Also die lange steile Hauptgasse hinauf. Da sehe ich denn wieder die alte Sitte der Fresken, großer Fresken an den weiß getünchten Häusern. Hier sitzt riesengroß Jesus beim Schein der Kerze mit Nikodemus im eifrigen Gespräch, dort trägt ein ungeheurer Christophorus das Jesuskindlein über den Fluß. Darunter die witzige Inschrift:

Christoph trägt Christum,
Christus trägt die ganze Welt:
Sag mir, wo hat Christophorus
Den Fuß hingestellt?

Alle möglichen Heiligen sind an den Façaden abgemalt. Am beliebtesten sind solche, die in römische Kriegertracht gesteckt werden können. Das gibt dem Hause Relief. Die angewendeten Farben sind immer dieselben, roth und braun.

In Meißners „Charaktermasken“ habe ich einmal gelesen, daß der heilige Leonhard in Tölz für das große Vieh „gut“ ist, während man sich für das kleine Vieh besser nach Lenggries wendet. Ich konnte darüber nichts weiter erfahren, und erwähne die Sache nur als kennzeichnend für den armen Alpenbewohner. Sicher ist, daß dieser Heilige in Tölz in hohen Ehren gehalten wird.

Von Tölz ließe sich mit Merian sagen, „daß es gen Mittag sehr lustige und köstliche Fisch habende See und ganz anmuthige Wäldlein, so sich allenthalben herum mit allerhand Gewilde, sonderlich viele Hirschen, sehen lassen; und sehe man das Tyrolisch Gebirg gleichsam vor der Thür liegen.“

Seine Einwohner schildert das Münchener Intelligenzblatt von 1783: Sie sind ehrlich, aber streitsüchtig und leicht zu bösen Handlungen zu überreden. Die jungen Leute lieben den Kleiderpracht, Kirchweihen und die Ergötzungen des Tanzes. Da ihnen aber dazu die Mittel fehlen, so ist Untreue unter ihnen nichts seltenes. —

Nun, untreu sehen diese dunklen, braun- oder schwarzäugigen Burschen gar nicht aus. Alles möchte ich ihnen eher zumuthen, vor Allem ein gewisses Maaß derber Ungeschlachtheit. Und der Anblick trügt nicht. Denn hier ist noch immer das klassische Terrain des „Haberfeldtreibens“, einer großen Unsitte allerdings, aber einer originellen.

Wir treten in der „Post“ ein, einem alten gemüthlichen Wirthshause, das mir viel besser gefällt, als das gegenüberliegende anspruchsvollere „Wein- und Gasthaus von Reinl.“ Man kredenzt uns ächtes Tölzer Bier. Dieses Getränk hat etwas überaus Angenehmes und Gesundes an sich. Es trinkt sich ungemein leicht, ein süßes, leichtes

Sorbetto von Hopfen, Malz und Wasser. Ich glaube ein geübter Biertrinker könnte wohl ein ziemliches Quantum davon vertilgen.

Eines besonderen Rufes erfreut sich das Bier, welches die ehrwürdigen Väter ordinis sancti Francisci im Kloster zu Tölz für sich brauen. Ich wäre gerne dahingegangen, aber es hat sein Unangenehmes, sich den guten Leuten, die nun doch einmal ein Kloster und kein Wirthshaus bewohnen, gewissermaßen aufzunöthigen. Ich weiß das von den verschiedenen Malen, wo ich die Söhne des seraphischen Vaters zu München besuchte. Die Mühe und den Zwang, den man sich als gesitteter Mensch in den stillen Räumen auferlegen muß, hat mir der Genuß des vortrefflichen Saftes nie aufgewogen.

In meiner Jugend erinnere ich mich, war das Tölzerbier viel berühmter als jetzt. Da waren z. B. auf der Theresienwiese beim Octoberfest eigene Tölzerbierbuden aufgeschlagen, die sich des größten Zulaufs erfreuten. Ueberhaupt war Alles damals viel lustiger; da wo die Bavaria steht waren damals im October allerlei Hundshetzen, Eiertänze, Sacklaufen und Spiele der verschiedensten Art. Jetzt ist das Alles nicht mehr so.

Auch in einer kleinen Kneipe zu München, welche unlängst der Ladenwuth zum Opfer gefallen ist, gab es im October Tölzerbier. Das war noch vor wenigen Jahren. Mit Vergnügen erinnere ich mich des alten ehrwürdig aussehenden Wirthes in seiner Sammetmütze, der schweren eichenen Stühle, des finstern niedrigen Stübchens, und der großen schwarzen Katzen. Auch brannte da kein Gas. Viele meiner Leser werden sich noch daran erinnern; es war in der Burggasse nahe an dem Bogen, durch welchen man in die Lederergasse geht.

Da saß ich manchen Abend wie träumend allein bei dem guten, gesunden Tölzergetränk, und ließ meine Gedanken fern hinauf gegen Süden schweifen, an die Berge, und über sie hinweg nach dem schönen Lande, wo die alten finstern Städte stehn, und süße Stimmen und Mandolinenschlag in den engen Straßen tönen.

Jetzt denke ich nicht mehr so gern an den Süden. Es ist der rechte Ort für die Sehnsucht der Jugend, für süße Liebe und große Entwürfe. Der gegenstandlose Drang verschwindet, die Jahre machen die Knochen hart und der bewegliche Fluß jugendlicher Stimmungen verrinnt. Durch das Ungestüm, welches nach der Schönheit verlangte, hat sich ein anderer Wille mit Macht heraufgedrängt. Es ist das Streben, etwas zu gelten. Daheim irgend etwas wirken, das ersehnt der einstige Träumer. Etwas thun — früher hat er es nicht gekonnt, denn die vorüberjagende Welle des Augenblickes wand ihm Alles aus der Hand, was er fassen wollte. Aber schön däuchte es in jenen Tagen, dem Strome zu folgen.

Tölz macht einen freundlichen Eindruck. Der Ort ist sehr reinlich und es scheint, als ob viel darin gearbeitet würde. Die Leute sehen ganz städtisch aus und von manchen derselben hört man Gespräche, wie sie dem civilisirten Europäer anstehen.

So streiten am andern Tische zwei ältere Männer über die Herkunft des Menschengeschlechts. Der eine behauptet von Herrn N. (wahrscheinlich einem Schreiber beim Landgericht) gehört zu haben, es sei ein neues Buch herausgekommen, das ungeheuer gescheit sei, und in welchem bewiesen werde, daß wir alle von Affen herstammten. Er

meint wahrscheinlich Darwin's Untersuchungen über die Species, die sehr populär geworden sind.

Der andere kann sich nicht Wunder genug hören. Er beruft sich auf Adam und Eva, auf das Paradies, auf Abraham und Jakob.

Der erste läßt ihn nicht zu Worte kommen; mit halb verdauten Begriffen und Anwendung einer ungeheuren Anzahl verderbter lateinischer Termini bringt er den andern endlich so weit zum Rückzug, daß er im Glauben an seine Gottähnlichkeit schwankt. Bevor dieser aber den Kampfplatz verläßt, kann er sich nicht enthalten, mit Schnupftuch und Faust auf den Tisch zu schlagen und zu rufen: „Und mir wär's halt doch lieber, wenn mein Großvater kein Aff' g'wesen wär'!"

Es wäre viel zu sagen über die populär naturwissenschaftliche Literatur, ich will aber schweigen, weil ich nicht in den Reihen der Gegner stehen mag. So viel scheint mir gewiß, daß der Vorrath wirklich damit beigebrachter Kenntnisse gleich Null, und ihr Werth, wenn überhaupt, darin zu suchen ist, daß der Mensch im Allgemeinen zu irgend einem Denken angeregt wird. Denn mit dem bloßen Glauben werden die Leute am Ende immer dümmer.

Vor Tölz draußen, auf der Straße nach Dietramszell oder nach Tegernsee, ist eine der schönsten Bergansichten in den Voralpen. Da ist der grüne Planberg, der schneeige Kirchstein, ein gewaltiges Stück vom Karwendel und Wettersteinzug, die Gebirge des Walchensees. Wenn wir uns wieder nach Norden wenden, ist das eine treffliche Mitgabe, ein herrliches Andenken an die schöne Welt der Berge, deren Rand wir betreten haben.

Nun, lieber Leser, mich ruft die Obliegenheit der Vor-

bereitung zu einem anderen Ausfluge, den ich mit Dir machen werde, in rascher Flucht nach München zurück. Glaube deßhalb nicht, daß ich Dich ohne Unterweisung da stehen lasse.

Ich rathe Dir weder den Weg unserer Herreise, noch den über Dietramszell zur Rückkehr einzuschlagen.

Geh vorerst nach Tegernsee, das rath ich Dir. In drei Stunden, soviel hast Du nicht einmal nothwendig, blinkt Dir vor Gmund durch dunkle Tannen der Spiegel des herrlichen Sees entgegen. Dann überschreitest Du die Brücke der grünen Mangfall, und Du siehst hinein über den lachenden See in die prangenden Alpenthäler und Höhen, denen Du dort viel näher stehst als hier, und die dort auch mehr Reiz entfalten, Dich in ihre Labyrinthe zu locken, in denen das Herz himmelan schwillt.

Sanft gleiten Gondeln über die abendlich schimmernde Fläche und verwehter Zitherklang, weiche, sehnsüchtige Töne dringen an die Wände der alten Riesen.

Mädchen, die echten Töchter des schönen Menschenschlages zwischen Isar und Inn, mit ihren grünen Hütchen und seidenen Miedern grüßen Dich lächelnd auf der Straße.

Muntere Bursche spielen Mundharmonika oder jauchzen auf den Wegen. Es ist ein anderes, fröhlicheres Gebiet.

Dann steigst Du den Weg nach dem drüben liegenden Schliersee hinan. Die Rinnen triefen über die kühle Ache hinweg, der Weg hebt sich gegen die Schneide des Baumgarten. Vergiß nicht die Kreuzalpe mitzunehmen; sie ist nicht hoch. Du aber siehst die Gletscher hinter dem heitern Zillerthal, die Gebirge vor Innsbruck, das glitzernde Haupt des großen Venediger in lasurner Ferne und gerade vor Dir eine Welt von Schneewüsten. Zur linken steigt der

schön geschnittene Wendelstein hinan, draußen liegt im Duft das weite Flachland, eine Unendlichkeit, und die vielen Seen des Baierlandes schauen wie der schönen Erde Augen zum Himmel.

Wenn Du an den smaragdnen Schliersee kommst grüße mir auf der Halbinsel die alte Donna del Lago, von deren Haus aus die Maler vor vierzig Jahren das baierische Hochland entdeckten. Es ist eine herrliche Frau.

Schau Dir noch das freundliche Miesbach an, und wenn Du mit der Eisenbahn bei der Nacht hereindampfend, von der Hessellober Brücke aus am Himmel den Widerschein der unzähligen Lichter der großen Stadt siehst, dann weißt Du, daß ich Dir wieder nah bin, um Dich an einem andern Sommertage in unsern schönen Süden hinaus zu führen.

Ist doch das Entzücken an den Herrlichkeiten der unvergänglichen freien Natur ein besonderer Genuß und das bevorzugteste Vergnügen aller derer, quibus ex meliore luto dedit praecordia Titan.

An der Amper.

Da schleppen nun Titanen ohne Zahl,
Den alten Sisyphus mit eingeschlossen,
Rastlos geschunden und verdrossen,
Gar manches schöne Bergundthal zusammen.
Aus den fluthenden Flammen
Des Acherons herauf
Müssen die ewigen Felsen jetzt.

Der Triumph der Empfindsamkeit.

Vor der berühmten Wallfahrtskirche zu Andechs stehen Trödelbuden, in denen bleierne, zinnerne, messingene Idole und Heiligenbilder verkauft werden. Wachsfiguren und Cruzifixe, Mooskrippen und Denkmünzen an den wunderthätigen Ort liegen in zahlreichen Aushängkästen. Hundert Bilder geben auf Himmel oder Hölle Aussicht. Abbildungen der heiligen Jungfrau, ihrer weißen oder schwarzen Figur, locken andächtige Kauflustige. Die schwarze wird vorgezogen und für kräftiger gehalten, denn schon ihre Farbe deutet auf ein Mirakel. Sie rührt davon her, daß die Kapelle oder Kirche, in welcher das conterfeite Gnadenbild steht, einmal mit ihrem ganzen Inhalte niedergebrannt ist, wobei diesem allein die tempelschändende Flamme blos das anthun konnte, daß es im Gesichte geschwärzt wurde. Solcher schwarzer „Muttergottes" gibt es viele und ihre Beliebtheit ist groß.

Wir nehmen uns einiges davon mit für unser culturhistorisches Museum, wenn wir ein solches haben, drehen uns um und schauen den Thurm hinan. Denn wir sind gekommen, ihn zu besteigen, und aus seinen hohen Lucken die schöne Reliefkarte zu betrachten, welche die wunderbare

Natur der Voralpen uns selbst zu unserer Reise Amper-aufwärts ausgebreitet hat. Wenn der Rückblick auf einen Weg angenehm ist, so ist es der Vorausblick nicht minder. Er rückt uns die fern schwebenden Ziele nah, gibt uns Muth und winkt uns mit den hohen, blauen Bergketten, deren Labyrinth wir durch den Zauber des Fernblickes überschauen können. Dabei nimmt er uns doch keinen Genuß im Vorneheinein weg; denn was er uns zeigt, bleibt eben nur ein Bild. Die Freude des schrittweisen Vorrückens, das Behagen an den Erscheinungen, welche uns der Weg bieten wird, daran tastet er nicht. Unsere Ueberraschungen — und wir werden deren erleben — bleiben uns vorbehalten.

Der Küster wohnt links von dem Eingangsportal. Es ist ein alter gefälliger Mann. Gutmüthig gibt er uns die Schlüssel, ohne sich im Genusse seiner Dampfnudeln mit Zwetschencompot stören zu lassen, welche ihm heute der Kirche ernstes Gebot statt des erwünschteren Bratens auferlegt. Denn es ist Freitag, also Fasttag. Und wenn ein Küster auf dem heiligen Berg Andechs nicht fastet, welcher Sterbliche in der profaneren Welt wird sich dann dem süßen Joch beugen? Wir wünschen pflichtschuldig besten Appetit, nehmen die Instrumente, und versprechen der wiederholten Bitte, beim Fortgehen oben die kleinen Fenster wieder zu schließen, eingedenk sein zu wollen. Wir werden es auch wohl thun, sonst muß der Greis selbst über die elenden Leitern den hohen Thurm hinauf.

Das Besteigen eines solchen macht mir immer mehr oder weniger Vergnügen. Zuerst die dumpfen, kalten und engen Gewölbmauern mit der steinernen Schneckenstiege unten, dann die freiere hölzerne Treppe, dann die vergitterten

Schalllöcher, durch welche brausender Wind hereinzieht und die weiten Fernen schauen, dann die Glocken und ihre alten Reime, endlich im obersten Winkel die unbehinderte Aussicht auf Städte, Wälder und die langen Adern der Flüsse: für die Mühe des wenigen Steigens die belohnendste Abwechselung. Auch höre ich da oben gern die Uhr picken und die Glocken schlagen, das erhöht die Täuschung der Erhabenheit über die unten liegende Welt, denn man vernimmt dabei die Zeit fühlbar vorüberrauschen, wie ein Fluß, die Zeit, an die man unten so selten denkt, weil sie Alles gleichmäßig zudeckt. Man denkt auf einem Thurme an die Zeit, wie man auf einem hohen Gebirge an den Luftdruck denkt; in der Ebene sind beide nicht so fühlbar.

Andechs liegt auf einem hohen Hügel am Ammersee, auf dem höchsten Punkte dieses Hügels steht die Kirche, und über die Kirche ragt der hohe Thurm. Du denkst Dir also wohl, lieber Leser, daß von da die Aussicht in das Flach- und Hügelland, das sich gegen die Berge zu erstreckt, eine weite und genußreiche sein muß. Und so ist es. Wenn wir irgend eines der aus vielen kleinen Glasstückchen zusammengesetzten Fenster in der Kuppel aufmachen, sehen wir uns ein schönes Stück Land entgegen lachen. Da siehst Du gegen Süden die unbeschreibbaren Züge der Berge, die hier oben ganz anders über das vor ihnen gelagerte Hügelbollwerk hervorragen, als unten, wo Wälder und die anschwellenden Terassen ihrer Ausläufer ihnen ein gutes Stück der Höhe vor den Blicken wegnehmen. Im Osten schauen Wälder und die Höhenzüge von Pöcking herüber, die drüben mit ihren grasigen Matten in den Starnbergersee abfallen; im Norden blinkt die Fluth kleiner Gewässer, des Pilsen- und Wörthsees. Aber die wahre Aussicht, das Panorama,

welches uns das Heraufklimmen über die staubigen Leitern belohnt, das ist im West und Südwest.

Ein Ruf des Erstaunens folgt dem ersten Blick aus dem Fensterchen. Da liegt tief unten gerade vor Dir die waldige Schlucht des zerrissenen Mühlthales, dann — dann kommt die weite blaue Fläche des hügelumgränzten Ammersees, dort hinter ihr auf dem schattirten Grün des Hohenspeißenbergs schaut die hohe Kirche in's Land hinaus, von Süden drängen sich überall Schneezacken und gewaltige Steinriesen heran, und zwischen den bewaldeten Kuppen zieht sich der weiße Streifen der Amper, bis er dort bei Diessen durch buschiges Sumpfland in dem Becken des breiten Ammersees verschwindet.

Kein Segel, kein Nachen furcht drüben die verlassene Fläche. Kaum daß Du den Kirchthurm eines Dorfes gewahrst. Von dem großen weißen Fleck, dem Markt Diessen, an der Südspitze des großen Wassers bis gegen den Amperausfluß im Norden deutet nur wenig auf Anwohner und Leben. Höchstens entdeckst Du mit scharfem Auge manchmal einen trägen Einbaum durch das Uferried schleichen. Solche Fahrzeuge haben wohl auch die Menschen jener grauen Zeit gehabt, deren Ueberreste in den Pfahlbauten die wissenschaftliche Neugierde unserer Tage mehr überrascht als befriedigt haben. Es sind ausgehöhlte Stämme, ganze Stücke. Die armen Fischer können sich den gefügigeren Kahn, den mit spitzigem Kiel die Wellen theilenden Nachen, nicht anschaffen. Sie arbeiten auf dem Geräthe ihrer Väter. Sie sind gewandt und muthig und für den Fischfang mag ein solcher Klotz hinreichen. Wenn aber plötzliche Windstöße das ruhende Wasser zu breitrückigen Wellen emporschlagen und der Schaum von einem Bord des ächzenden Fahrzeugs zum andern fliegt, wenn

die Stürme, welche diesen breitgedehnten See öfter heimsuchen als manchen seiner Nachbaren, das Laub der Uferwälder und die schläferigen Kreisel des stehenden Gewässers zerwühlen — dann, mein Freund, fahren wir nicht mit dem „Einbaum". Wir bleiben herüben am Gestade und sehen zu, wie der Gischt jetzt zwanzig Fuß draußen im See schwimmt, und jetzt an dem Stamm der Tanne, neben der wir stehen, hängt. Da rollen die Uferkiesel und triefen die Sträucher.

Die weite Fläche, die sonst so schön den Himmel im abwärts gebogenen Rund wiederspiegelt, rollt dann finster, von langgedehnten Schaumstreifen durchzogen, in schwankenden Wasserhügeln und Höhlungen über sich selbst dahin. Der Himmel ist noch klar und die Sonne scheint, aber sie findet kein Abbild in der aufgewühlten Krystallebene. Dort steigt, dort stürzt, dort keucht, dort zischt es. Wenn die Leidenschaft des Schwalles ausgetobt hat, dann erst siehst Du den Gegenschimmer von oben wieder.

Doch von solchem Wüthen haben wir heute nichts zu besorgen. So weit das Auge von der hohen Warte reicht, blaut der Himmel rings und die blendenden Wolken, welche ein erfrischender Südost vereinzelt darüber hinführt, erhöhen nur den unergründbaren Farbenglanz des mystischen Gewölbes. Durch die Gipfel der Bäume unten geht nur ein leichter Zug und die Schatten, welche sie auf den grünen Anger werfen, zittern kaum merklich.

Wir haben einen herrlichen Tag und die ungetrübte Helle, in die unser Thurm und wir auf ihm hineinragen, ist ein glückverheißendes Augurium zu unserm Zug nach Südwesten.

Nach Südwesten! Dort, die schluchtenreichen Berge entlang, zwischen denen der Lauf der vielgewundenen Amper uns in die Hochlande einführt, geht unser Weg.

Wir werden dem Sohn der Berge bis dahin folgen, wo aus weißlichen Streifen, die an beschneiten Felswänden herabrinnen und durch ihr Geplätscher den Wiederhall der Berge wecken, sich die jähe Ache zusammensetzt, die man den Ursprung der Amper nennt.

Ich muß hier schon beim Namen eine nothwendige Bemerkung machen. Auf den meisten Karten heißt der Fluß vor seinem Einfluß in den See Ammer, nach demselben Amper. Wozu eine solche Unterscheidung bei einem Strom, welcher den See augenscheinlich durchströmt, für den der See so zu sagen nur ein Reservoir ist, nützen soll, weiß ich nicht. Etwas anderes wäre es, wenn er im Süden etwa als ganz kleines Bächlein ankäme, und den See im Norden als wasserreicher Fluß verließe. Dem ist aber nicht so. Seine Wassermenge ist beim Einfluß bedeutend, beim Ausfluß selbstverständlich vergrößert, aber nicht unverhältnißmäßig. Bleiben wir also bei dem alten, durch Abschwächung noch nicht verderbten Namen Amper. Das ist ein keltisches Wort und bedeutet weiter nichts als Wasser. In der gemeinsamen Ursprache der Indogermanen hieß âb Wasser. Mit einem eingesetzten Nasal hat sich das im Sanskrit ambhu und in diesem unsern keltischen Flußnamen erhalten. Ohne Nasal kommt es in den Namen Abos und Abona, dem heutigen Avon, vor. Der alte Name war ambris. Auch in den deutschen Sprachen erscheint das Wort mit der durch die Gesetze der Lautverschiebung bedingten Modification. So heißt im Hochdeutschen afa das Wasser,

z. B. Aschaffenburg askafa, d. h. Eschen=Wasser*). Im Niederdeutschen heißt er awa, jetzt Aue, z. B. die Königsaue, ein Fluß an der Nordgrenze Schleswigs. In Ober=Deutschland kommt auch noch die Form acha jetzt Ache vor. Diese lehnt sich durch den Guttural an das lateinische akva (aqua) an. Sonst sehen wir im Latein denselben Stamm noch in amnis der Fluß für abnis durch Assimilation entstanden, wörtlich: das Wässerige.

Mit der wiederholten Erklärung, daß wir also an dem Namen Amper für die zwei durch den See getrennten Theile des Flusses, die wir von hier aus als ein Ganzes erkannt haben, ein für allemal festhalten, sagen wir unserer Vogelperspektive Lebewohl und steigen herab. Es ist ein widerwärtiges Klettern durch enge Löcher und über bedenkliche Bretter und ich glaube, ein Theil der reichen Gaben, die der Kirche alljählich von den Wallfahrern zugewendet werden, wäre nicht übel angebracht, einmal diese Thurmtreppe zu restauriren. Denn sie führt zu einer der schönsten Rundsichten vor dem Gebirge und es läßt sich doch wohl vertheidigen, wenn man zur Erleichterung eines so unschuldigen und Geist erhebenden Vergnügen etwas hergibt, und sei es selbst aus Summen, die in den heiligen Schatz hätten fließen sollen. Viel wird es nicht kosten und am Ende ist es sogar ersprießlicher, wenn die Leute, die sich nun doch einmal an einem geweihten Ort befinden, beim Herabsteigen weniger fluchen und maladeien, als ich es leider von Begleitern, denen es angst und bang geworden war, habe hören müssen.

---

*) Nicht Ad scapham, Ueberfahrt, wie Andere unrichtig meinen.

In dem hübschen Wirthsgarten, der unmittelbar an den Abhang des Kirchenhügels sich anschmiegt, kann man sich gut restauriren. Zwar ist das Klosterbier nicht sonderlich, und stehen in der Bereitung dieses erfrischenden Getränkes die Brüder vom heiligen Benedict, welche das alte Stift jetzt bewohnen, weit hinter denen nach der Regel des heiligen Franziskus zurück, aber wenn uns das Glück lächelt, können wir hier Forellen aus dem See zu speisen bekommen. Das wäre eine gastronomische Chance. Beliebter sind allerdings noch die aus der Amper, aber die müßten wir uns wohl erst aus München kommen lassen, wenn wir sie hier in der Nähe ihrer jugendlichen Tummelplätze genießen wollten.

Der Fischfang im Ammersee, das heißt, der Fischbestand darin ist entsetzlich ruinirt worden. Man fischt zu allen Jahreszeiten und kennt während der Laich- und Brutzeit keine Schonung. Viel besser steht es noch damit in den kleinen umliegenden Gewässern, dem Meisinger-, Zell-, Wörth-, vor Allem aber dem Pilsensee, gegen dessen kaltblütige Bewohner die allein berechtigte Gutsherrschaft Seefeld einen durch weise Einschränkungen weniger verderblichen Verfolgungskrieg führt. Wenn es im Ammersee so fort geht, wird in wenigen Decennien für die touristischen Gourmands ein Stück von dem saftigen orangegelben Fleisch mit den unsichtbaren Gräten unter die verschollenen Leckerbissen gerechnet werden müssen.

Weil wir nun doch einmal in dem hübschen Garten dasitzen und unsern bewundernden Ausblick auf das herrliche Hügelland vor dem dunkeln Alpengrund manchmal durch ein Hinübersehen nach dem Kloster unterbrechen, will ich, obwohl es nicht mehr in das Bereich unseres Buches gehört,

das von seinem Titel begränzt wird, nur ein paar Worte vom „heiligen Berg“ sagen.

Dieser altbaierische Hagion Oros, das Athos des Ammersees hat für unser Landvolk die Bedeutung, wie etwa Kiew's Petscherskaja Lawra für den kurzgeschorenen Ukrainer und den armseligen Steppen-Tschumak oder das Kloster des heiligen Igumenen Sabbas für die bettelnde Rajah Rums. Es ist ein klassischer Wallfahrtsort. In vielen Strichen der weitesten Umgegend würde sich der Bauer einer Todsünde zeihen, während der Sommerzeit nicht einmal dorthin gepilgert zu sein. Die Kirche ist mit großen Ablaßtagen und Reliquiengnaden begünstigt. Im Juni, Juli, bis in den Spätherbst hinein begegnet man in verhältnißmäßigen weiten Entfernungen auf Wanderungen im südlichen Theile Oberbaierns überall Pilgrimen nach dem geweihten Ufer.

Der Berg heißt der „heilige“ nicht nur wegen der berühmten Kirche, die sich auf ihm erhebt, sondern noch wegen eines näheren Umstandes.

Im zehnten Jahrhundert, zu welcher Zeit die Hunnen in Baiern ihr Unwesen trieben, und vor Allem die einzigen Schatzkammern jener Epoche, die Kirchen und Klöster plünderten, mußten die Geistlichen ihre Habe oft in möglichst unzugänglichen Zufluchtsstätten unterbringen. So sollen zu jener Zeit in diesem Berge große Reichthümer, Schmuck der Kirchen, vergraben worden sein. Ob der Name „heiliger Berg“ damit zusammenhängt, darüber kann kein Zweifel sein; etwas anderes ist es freilich mit der Glaubwürdigkeit der Geschichte an und für sich. Eine specielle Sage gibt es, welche die Schätze erwähnt. Es soll nämlich ein Theil der vergrabenen Kleinodien so gut versteckt gewesen sein,

daß man ihn nach Abwendung der durch die Barbaren drohenden Gefahr nicht mehr finden konnte. So wußte man lange Zeit nichts mehr davon, bis einmal während der Messe eine weiße Maus auf die Stufen des Hochaltars gelaufen kam, die einen Zettel im Munde trug. Auf diesem Zettel war der Ort des verborgenen Schatzes so genau angegeben, daß man ihn nach der vom Himmel gesendeten Anweisung leicht entdeckte. Diese wundersame Begebenheit verewigt ein Täfelchen in der Kirche zu Andechs, das mit folgendem beschreibendem Vers versehen ist:

Die Maus zeigt durch den Zettel an,
Wo den Schatz man finden kann.

Die Historie des Klosters bietet nichts besonderes dar; seit 1455 war es von Benedictinern bewohnt, im Jahre 1803 mit den übrigen aufgehoben und unter König Ludwig's Regierung wieder zu einer Filiale des Münchener Benedictiner-Conventes gemacht.

Wir wünschen ihm alles Gedeihen, unter Anderem auch gutes Bier und setzen von unserem Garten den Weg gerade nach Süden fort. An einem herrlichen Buchenschlag vorüber, auf einem Wege, der so gut gehalten ist, wie der beste in einem englischen Park, erreichen wir in wenigen Minuten das freundliche Dorf **Erling**.

Während wir dagegen hinabsteigen tönen die Glocken vom hohen Andechs, aus dem tiefen Ramsee am Ufer drunten dringt Geläute und die Kirche des vor uns liegenden Erling ruft durch die morgenthauige Luft. Ein seltsamer Schwall von Tönen fluthet nicht unharmonisch über die sommergrünen Hügel. Es ist, als wenn Accorde von den duftigen Bergen über Hügel und Flächen des Baiernlandes herabschwämmen und an alle Glocken des weiten Gau's

zu gleicher Zeit schlügen. Es ist in diesem Morgenklang, der jetzt in tiefen Wäldern, auf besonnten Hügeln, am umrauschten Seegestad, in üppigen Getreidetriften zu gleicher Zeit durch den blauen Himmel des Südlandes dahin weht, etwas von der Stimmung, welche in dem schöneren Land Tirol über alle Hochgrate und Firner durch alle die heißen Thäler hindurch den weihevollen Ruf schickt, es liegt so etwas Glaubenseinheits-Musik in dem unisonen Geläute von der Salzach zum Lech.

Aber diese Romantik hat unserm Volk viel gekostet, wie viel, will ich hier nicht sagen. Ich glaube, die Berge wären ebenso erhaben, die Seen ebenso blau, die Wälder ebenso gesangesfroh, die menschliche Brust in der klaren Luft ebenso gehoben ohne den Schlag dieser Kelche von Erz. Der einsame Klang einer Kapelle thut wohl; aber diese Fluth von Kirchentönen, die das ganze Land bis zur Donau hinabrinnt, o, diese bedeutet viel. Ihr Anschlagen verkündet ein gewaltiges Element. Denke jeder darüber nach, ob es sich den Arbeiten, die zur Hebung des Menschengeschlechtes aufgeführt werden, gegenüber freundlich oder feindlich verhält. —

In diesem Erling, das so munter aus grünen Büschen lacht, habe ich schon heitere Abende hingebracht. Der wackere Dorfschulmeister, eine vossische Gestalt, ist ein ebenso angenehmer als belehrender Gesellschafter. Der Riese mit den grauen Haaren theilt das Loos seiner Amtsbrüder; diese, deren gesellschaftliche Bedeutung eine ganz andere und unvergleichlich höhere ist, als die eines Generals, müssen in der Hauptsache leben wie Proletarier. Man schweige von der Civilisation des Jahrhunderts, so lang der Soldat wichtiger da steht, als der Lehrer.

Aber auch im Bauernzimmer, das in der Regel stark besucht ist, denn die Umgegend erfreut sich ziemlicher Wohlhabenheit, ist es mitunter sehr ergötzlich. Zitherschlag und Gesang erinnern den sitteforschenden Touristen, daß er sich dem Hochlande nähert. Doch sind es noch nicht immer die echten, wirklichen Schnaderhüpfel, die wir da hören. Vielfach mengt sich noch ein Pseudogenre dieser Couplets hinein, das städtischen Ursprungs ist. Auch die sogenannten „Ebracher" Liedchen, deren Entstehung in das Zuchthaus von Ebrach zurückgeführt wird, hört man nicht selten. Hochländisch ist z. B.

Mein liebes Annerl,
Dös ist a wunderschöns Madl,
Hat kerschbraune Aeugerln
Und sakrische Wadl,

städtisch dagegen das geistreiche Lied:

Guten Morgen Herr Fischer,
Herr Fischer guten Morgen,

das wohl dem Trommelfell eines Jeden, der einmal den Salvatorkeller in der Saison besucht hat, erinnerlich sein wird.

Daß die Gesellschaft, die man da mitunter trifft, auch noch in anderer Beziehung sich anziehend machen kann, beweist ein Geschichtchen, das mir einmal da bei einer zufälligen Einkehr im Wirthshause ein Bauer erzählte.

Schau'ns, fing er an, bei uns heraus passirt halt gar viel, wovon die Stadtleute nichts wissen. Und wenn sie's auch wüßten, sie thäten's nicht einmal glauben, und doch is wahr, so wahr als ich da bei Ihnen sitz. Es geh'n eine Menge Sachen vor, von denen auch die G'studirten nichts wissen. Schau'ns, da war ich — es kann g'west sein im

fünfundfünfziger Jahr in Enzelhausen, das ist im Landgricht Moosburg drunt, Knecht. Da war in der Nähe ein Bauer, der is mit viel Getreid auf Moosburg zur Schranne g'fahren. Wie er aber nach Moosburg kommen is, derweil is das Getreid g'fallen g'west und da hat der Bauer das seinige nit verkaufen mögen, weil's ihm zu wohlfeil war. Da hat er's also auf der Schranne stehn lassen und is mit dem leeren Wagen wieder heimg'fahren. Aber seine Taschen waren auch leer und das hat ihn g'ärgert. Denn er hat sich gedenkt gehabt, er bringt so ein hundert Kronenthaler mit heim und derweil hat er nichts heimbracht. Da war er voll Wuth. Nun steht da an der Straßen ein Crucifix, wissens, so ein Hergott am Kreuz, davor man den Hut runter nehmen soll. Er hat ihn aber nit runterg'nommen, sondern g'schimpft hat er und g'rufen: Gelt, du Racker, g'schieht dir schon Recht, daß du am Kreuz hängst, warum hast du das Getreid wieder fallen lassen! Und dabei hat er zum Knecht g'sagt, der vorn kutschirt hat, er soll ihm mit der Geisel eine über den Kopf fitzen. Der Knecht hat sich aber nit traut, weil er sich g'fürcht hat. Da hat der Bauer dem Knecht die Geisel aus der Hand g'rissen und hat zu ihm g'sagt: da schau her, du dummes Vieh, wie ich's dem Racker da gib. Und wie sich der Knecht nach ihm umschaut, sieht er den Bauer nimmer, aber einen Hund sieht er da steh'n, der vorher nit da war.

— Wo ist denn der Bauer hingekommen? unterbrach ich den Erzähler.

— Ja, der Hund, das war ja der Bauer, erwiederte er eifrig. Wissen's, er hat blos ausg'sehn, wie ein Hund, aber sein menschliche Natur hat er schon noch g'habt. Und da hat er also den Hund, denn der Bauer war's, auf den

Wag'n g'nommen, und wie sie in Hof 'nein fahren, sagt die Bäuerin gleich: Ja, Girgl, wo ist denn der Bauer? da hat er sich umg'schaut und hat nichts g'sagt. Und da hat's ihn wieder g'fragt, wo is denn der Bauer, und da hat er's nimmer verhalten können und hat gesagt: Ja, da sitzt er. Darauf hat Bäuerin g'sagt: das is ja ein Hund. Und darauf hat er g'sagt, der Bauer ist's. Und da is Ihnen die Bäuerin weiter nit erschrocken und hat g'schrien: Jesus, Maria und Joseph! Und nachher hat er ihr die ganze G'schicht erzählt, der Knecht, und wie der Hund Abends in's Bett g'legt worden ist, hat er auch's Reden ang'fangen und hat's selber erzählt. Denn er is ja doch allweil der Bauer g'west, wenn er gleich ausg'schaut hat, wie ein Hund. Und so sind drei Wochen vergangen.

— Was hat denn das Landgericht dazu gesagt, fragte ich, wie der Bauer abgegangen ist? Hat denn das gleich geglaubt, daß der Hund der Bauer war?

— Er ist ja nit abgang'n, er war ja da. Nur ausg'schaut hat er wie a Hund, aber's war doch der Bauer. Versteh'ns mich denn gar nicht?

Ich erinnerte mich an die Geschichte des Sidi-Numan in Tausend und eine Nacht und nickte zustimmend.

Nachher haben's ihn nach Altötting nunter gethan, auf d'Wallfahrt, so schloß der Erzähler, und d'rauf hab ich nichts mehr davon g'hört. Ich weiß nit ob ihm g'holfen worden is oder nit. Aber wenn's einmal ins Landg'richt Moosburg 'nunter kommen, da sagt Ihnen jedes Kind von der G'schicht.

Der Mann meinte es ehrlich und aufrichtig und ich habe mir damals das Wort gegeben, die Geschichte gelegentlich

zum Besten zu geben. Wenn einmal ein altbaierischer Straparola auftaucht, kann er sie benützen. —

Hinter Erling, an der schönen westwärts vom Dorfe gelegenen Villa vorüber ziehen sich reizende Anhöhen fort. Die Straße steigt gegen sie hinan; auf ihrer Höhe ist ein Kreuzweg. Die eine Straße geht geradewegs in die Anlagen gegen den Ammersee hinab, die andere setzt sich gegen seine Südspitze fort. Von hier hat man eine Fernsicht auf See und Alpen, die auch nach der vom hohen Thurm herab noch fesselt; es ist das umstehende Waldgrün, das einen gar lieblichen Vordergrund bildet.

So geht es nun, meist abwärts, weiter. Bald ein Gebirgsbild, von stämmigen Eichen eingerahmt, bald ein Theil der schimmernden Wasserflächen, deren Hellung durch die Zweige bricht.

Manchmal kommt auch ein hochgehäufter Kohlenmeiler, den seine brenzlichen Gase schon von weitem durch allen Wohlgeruch des dichten Waldes hindurch verkünden. Hie und da haben die Wipfel der Bäume noch einen Streifen des hinter ihnen liegenden blauen Gebirgs, dessen oberste Kanten, über sich schwimmen. So erscheint im Theater über der Bühne der Himmel.

Wallfahrer kommen im langen Zuge des Wegs geschritten. Zuerst hinter einem Crucifix die Männer, dann die Weiber. Alle schreien und plappern, so gut es die Lungen bei dem Ansteigen des abschüssigen Weges erlauben. „Gebenedeiet bischt du unter den Weibern" — es sind also Schwaben. Wir treten entblößten Kopfes abseits, und lassen die laute Schaar vorüber wallen. Es sind Alte, Mittlere und Kinder dabei. Sie müssen heute schon weit hergekommen sein, denn ihre Kleider und Schuhe sind dick

beschmutzt. Die meisten tragen Rosenkränze, einige gehen barfuß, vielleicht zur Erhöhung der Verdienstlichkeit des frommen Werkes.

Nach einer Stunde haben wir, immer der Senkung der Straße zwischen den Hügeln folgend, den kleinen Ort **Vorderfischen** und damit die südlichsten Ausläufer des Sees erreicht. Mehrere der nicht sonderlich sauber aussehenden Häuser darin sind mit bunten Emblemen bemalt. Auf einem befindet sich die Darstellung einer Scene, in welcher, wie es scheint, ein Feldherr von seinen Soldaten Abschied nimmt. Der erklärende Text lautet: Der heilige Graf Ratho legt die Feldherrnwürde nieder und nimmt das Kleid des heiligen Benedict an. 973.

Ich kann über diesen Heiligen wenig Auskunft geben. Die Daten gehen gar zu arg durcheinander. Es muß wohl zwei geschichtliche Personen desselben oder ganz ähnlichen Namens gegeben haben, denn ein Graf Ratho oder Rasso von Diessen wird als Stifter des Klosters St. Georgen oberhalb Diessen genannt um 840. Dann soll wieder ein Ratho um 940 unten an der Amper Grafrath (das davon den Namen hat) gegründet haben. Ich weiß nicht, wie das zusammengeht, und muß, wie die Bavaria Sancta gelegentlich anderer unsicherer Notizen über den Lebenslauf dieses Mannes thut, bedauern, „in was vor Ungewißheiten uns der älteren Schriftsteller Einfalt oder Saumseligkeit gelassen hat.

Der eine davon — ich wiederhole nicht zu wissen, welcher — wird von Rader „Marggraf deß gegen aufgang gelegenen bayerlandes“ benamst. Er soll nach Jerusalem gereist sein und von dort viele Heiligthümer mitgebracht haben. Das von ihm erbaute und damit geschmückte Kirchlein ward von den Hunnen zerstört, und die aufbewahrten Kleinodien nach

Andechs gebracht. Es muß wohl ein Graf von Diessen gewesen sein, deren Geschlecht eine Zeit lang die Markgrafschaft Oberösterreichs inne hatte. Denn nur darauf können sich die Verse unter dem Kupfer in der angeführten Bavaria Sancta beziehen:

Schau, steht nit hie
Graf Rasso, wie
Der Fürst, der jetzt regieret?
Nehmlich die Art
In der Nachfahrt
Sich niemals ganz verlieret.
In der Andacht
Und Kirchenpracht
Sind beede gleich auf Erden:
Gib Gott, daß gleich
In deinem Reich
Sie auch belohnet werden.

Alle unsere Seen haben früher, der eine mehr, der andere weniger, aber fast ausnahmslos, eine größere Landfläche bedeckt, als jetzt. Wenn nun von manch früherem Seegrund die Wasser oben auch gewichen sind, so ist er doch noch damit getränkt und oft in solchem Maße, daß er ganz unzugänglich ist. Denn es können weder die Füße der Menschen auf ihm schreiten, noch vermag sich ein Nachen in ihm zu bewegen. Das größte und gefährlichste Terrain dieser Art ist der sogenannte „Rohrsee" beim Ausfluß der Loisach aus dem Kochelsee; ein undurchdringliches Gewirr von Schilf, Algen, Schlamm und stehendem, oft prächtig klarem Wasser. Etwas Aehnliches ist das Murnauer „Filz" südlich vom Staffelsee, und dem Bach Ramsau, sicherlich das Ueberbleibsel eines großen Sees, der bis an die Berge

bei Eschenloh gefluthet hat, dann ein kleiner Strich, nordöstlich von Starnberg und südlich die ganze Umgebung des Starnbergersees von Iffeldorf und Ostersee bis Seeshaupt und St. Heinrich. Das Vordringen in solches recht eigentlich für Amphibien geschaffenes Bereich, ein Zwitterding zwischen Land Wasser, kann zu den entsetzlichsten Situationen Anlaß geben. So verließen sich einst, vor nicht langer Zeit, zwei Jäger, die auf der Entenjagd begriffen waren und in einem Kahne die genannte Ramsau hinauffuhren, auf den damals sehr hohen Wasserstand, und machten mit ihrem Fahrzeug einen Abstecher in das dichte Röhricht, das sich steil, wie ein felsiges Ufer, aus dem Flüßchen zu beiden Seiten erhebt. Jede Bewegung war unendlich mühsam, mußte ihnen aber wohl ungewohnte Reize bieten, denn erst als sie sich über eine Stunde lang hineingearbeitet hatten und schlechterdings nicht mehr vordringen konnten, dachten sie an die Umkehr. Aber bei dieser gelang ihren ermatteten Kräften nicht mehr, was ihnen beim Herweg gelungen war. Sie brachten den Nachen nicht mehr durch das wogende Ried, über die schlammigen Untiefen hinweg, waten, schwimmen — gleich unmöglich. Rufen. Nothschüsse, bis alle Munition verbraucht war, umsonst. Niemand hörte oder beachtete sie. Zudem fing es aus allen Schleußen des Himmels an zu gießen und so mußten sie die ganze Nacht, den ganzen nächsten Tag fieberschauernd und ungesehen in dem hohen Ried liegen. Doch der vierundzwanzigstündige Gußregen war ihre Rettung; das Wasser zwischen den Schilfen stieg höher, der Kahn wurde gewissermaßen flott und so glückte es ihnen, nach ungeheuren Anstrengungen zu entkommen. Es hätte leicht sich anders fügen und so werden können, daß schon in wenigen Tagen kalte

Lurche sich in der Mittagshitze auf ihren Leibern gesonnt hätten.

So schlimm steht es nun zwar mit dem Moos, durch welches die Straße, ein festbekiester Weg, nach Diessen führt, nicht, aber die Gegend ist immerhin unfreundlich. Ein Schritt von der Straße in den angrenzenden Wiesen und es quatscht unter Deinem benetzten Fuß. Die Gräser sehen kümmerlich aus und müssen sauer schmecken. Nur an dem spärlichen Ufergeröll der Amper, die sich durch diese feuchte Niederung ihren Weg nach dem See bahnt, halten sich Weiden.

Diessen liegt immer vor uns da drüben am Hügelabhang, will uns aber nicht näher rücken. Es liegt eben hoch und die Straße bietet wenig Abwechselung. Betrachten wir uns unterdessen die Amper.

Bei einheimischen Lesern setze ich voraus, daß sie das Wasser der Isar und der Würm kennen, denn es gibt wenige Leute in München, die sich nicht in beiden gebadet haben. Für Andere sage ich, daß die eine ein rasches, kaltes, hohe Wellen werfendes Bergwasser, das andere der stille Ausfluß aus einem Landsee, ein warmes, weiches, nach Wiesen und Kräutern duftendes Wässerlein ist. Man mische beides durcheinander, dann hat man das Wasser der Amper. Es entsteht daraus ein Flußbad der angenehmsten und heilsamsten Wirkung. Wer sich jemals zu Bruck oder Dachau in die erwärmten, grünblauen, würzigen, raschen Wellen getaucht hat, wird sich nicht ohne Wohlbehagen daran erinnern. Es ist geradezu eine Kur. Denn wie selten hat eine warme Welle die Vehemenz eines Gebirgswassers, wie da in der Amper. Und so fließt sie auch hier. Hoch gehen ihre Wellen, mächtig wirbelt es um die Ufer,

aber diese sind nicht weite öde Kiesflächen, wie an den meisten Alpenströmen vom Lech zum Tagliamento oder zur Piave, sondern buschige Flächen, Wiesen, Wald. Daher eben der eigenthümliche Character des Wassers.

Wir haben die Brücke lange hinter uns und stehen vor **Diessen**. Wie man den Ort ohne Weiteres zum alten Damasia hat machen können, ist mir ein Räthsel. Bei Strabon ist einmal von einer *τῶν Λικατίων**) *ἀκρόπολις Δαμασία* die Rede, also einer Verschanzung, Damasia genannt, die im Gebiete der Licatier, eines am Lech (Licus) seßhaften keltischen Volksstammes liegt. Jetzt muß das sofort Diessen sein. Wahrscheinlich weil in beiden Namen ein D und ein S vorkommt; das macht der alten ethnographischen Methode alle Ehre. Nicht minder ungerechtfertigt ist, den Namen mit den bekannten Pontes Tessenii zusammenzustellen. Die waren viel weiter oben, etwa in der Gegend von Murnau. Gestehen wir nur, daß wir nichts wissen, und damit ist die Sache abgemacht.

Der Markt ist reinlich und sauber, hat aber in seiner Bauart gar nichts, was an das Hochland erinnert, sondern sieht einem kleinen Landstädtchen gleich. Die Dächer sind mit Ziegelsteinen bedeckt, die Häuser frisch weiß getüncht. Ueberhaupt tritt, wenn man sich den schwäbischen Alpen nähert, das, was man in Baiern den Gebirgsstyl nennt, fast ganz zurück. Auch die Bewohner unterscheiden sich von ihren Nachbarn in der Ebene bei Weitem nicht so, wie zwischen Isar und Salzach. Nichts Landlerisches, Almerisches, kein Gejodel, Zitherspiel u. dgl. zeichnet den Gebirgsbauer vor

*) Nicht *Λικαττίων*, wie es in den meisten Ausgaben steht. Wo soll denn das doppelte *τ* herkommen?

dem Flachländer aus. Es ist alles einförmiger, ich möchte sagen civilisirter, aber auch dafür eben weniger originell. Dagegen sind die Leute mehr gesittet und unterrichtet, was auch seine Annehmlichkeiten hat.

Dießmal kehren wir nicht beim „Maurerhansl“ ein, wie in früheren Jahren, sondern der Abwechselung zu lieb auf der Post. Da ist ein recht gemüthliches mit allerlei Fresken und Hirsch- und Rehgeweihen geziertes Herrenstübchen, das Bier ist gut, die ganze Wirthschaft sieht so gediegen her, daß Einem ordentlich comfortable zu Muth wird. Wenn das fade Gebahren der unvermeidlichen Rechtspractikanten und die wächserne Ruhe der erhabenen Assessoren nicht wäre, die den obern Tisch einnehmen, könnte man sich vollkommen à son aise befinden. Aber an die poses der Offiziellen muß man sich gewöhnen, wenn man in unserm Altbaiern aufs Land geht. Lassen Sie sich in ihrem Aga-thum durch meine bescheidene Person nicht stören, meine Herren; ich setze mich gern an den untersten finstersten Winkel und warte auf's Essen.

Man servirt. Ich bin kein großer Ichthyologe, verehrter Leser, aber den Fisch, den man aufträgt, erkenne ich, obwohl er jämmerlich verbrüht ist. Den „Amaul“ unterscheidet man an den schwarzen Flecken auf seiner Rückenflosse. Ich habe nicht umsonst auf dem Fischmarkt zu München — auf dem herumzuschlendern, nebenbei gesagt, zu meinen liebsten Bummeleien gehört — hundertmal in die Zuber geguckt, um dich zu verkennen, mein Theuerster! Und hier am See bist du mir doppelt willkommen, weil dich hier nur jäher Tod meinem gierigen Magen zuführt; in der Stadt bist du meist eine Leiche, wenn du beim Fischer ankommst, denn du hast neben deinen andern edlen

Eigenschaften auch die, keine Gefangenschaft zu ertragen. Spaß bei Seite, Leser, dieser „Amaul" ist ein edler Fisch, und verdient wohl Deine nähere Bekanntschaft. Wenn er lebendig durch die Fluthen streift, und das thut er bei uns in allen großen Flüssen, sieht er obenher grünlichgrau aus, nach unten ist er silberweiß, oder auch goldig schimmernd. Sein zarter Leib ist walzenförmig und harte Schuppen schützen ihn vor unsanften Berührungen. Sein Wachsthum ist, wie das der meisten Raubfische, ein sehr schnelles, er hat meist eine Länge von anderthalb Fuß, kann aber bis zwanzig Pfund schwer werden. Für die Vermehrung seines edlen Geschlechtes sorgt er durch eine Ausscheidung von dreimalhunderttausend Eiern.

Von unsern Seen kommt die Luciopera Sandra, die vortrefflichste aller Barschen, nur im Kochel- und hier in unserm Ammersee vor. Denn es ist ein Flußfisch und nur durch diese strömen Flüsse. Von seinem Geschmack bitte ich Jeden sich selbst zu unterrichten, und sich's so wohl schmecken zu lassen, wie ich mir.

Das nicht eben frugale Mahl ist beendet und ich trete an's Fenster, um den Straßenverkehr Diessens zu beobachten. Zum Kukuk! Meine Wetterprophetengabe ist abermals zu Wasser geworden. Doch kann ich mich trösten, denn das „Magnum barometrum Academiae Parisiensis cujus ope tempestatis ratio mutatio praegnoscitur, zu haben bei Anton Peter Bayer in Füssen," welches neben an hängt, zeigt auch auf „Beständigkeit schön" und doch fällt reichlicher Regen, der mir gerade wie Einleitung zu chronischem Landregen aussieht, vom grau umwölkten Himmel. Doch das soll mich nicht bestimmen, den Nachmittag etwa da unter den

Wachsfiguren zuzubringen. Lieber die sogenannte Unbill der Elemente, als Fliegen und Landhonoratioren.

Wir haben Diessen bald im Rücken, und wollen, wie auf die weißen Häuschen des Marktes, noch einen Rückblick auf seine Geschichte werfen.

Das Grafengeschlecht, das da seinen Stammsitz hatte, soll von Werlin, einem angeblichen Großkanzler Caroli Magni abstammen *). Demselben Geschlechte gehören die späteren Markgrafen von Görz und Tyrol an. Von diesen wurde der Ort dem im zwölften Jahrhundert gegründeten Kloster geschenkt, von Kaiser Ludwig dem Baier 1326 demselben wieder abgetauscht und mit neuen Marktfreiheiten begnadigt: „Wir veriechen ofenlich an diesem Brief, daß wir abgewechselt haben dem Probst, der Sammung und dem Closter ze Diezzen, die Buß, die sy gehabt haben in dem Markt ze Diezzen."

Das Kloster selbst wurde sozusagen dreimal gestiftet: 840, 1020, dann 1132**). Verschiedene Brände zerstörten den Reichthum des Conventes nicht. Kostbare Gemälde und Handschriften, die Zierden des wohlhabenden Stiftes, wurden stetig vermehrt. Die Spolien auch dieser Sammlung besitzt die Hofbibliothek in München.

So heißt es denn nun auf der Landstraße regengepeitscht weiter marschiren. Düstere Wolken hängen über dem brandenden See. Grau tanzen seine Wellen ans Land und die

---

*) Unsinn! Kein Grafengeschlecht kann seinen Ursprung über das elfte Jahrhundert hinaus documentieren. Ueberdieß kommt dieser „Werlin" nirgends vor.

**) Ueber letztere sieh des Näheren in Finauer's histor.-literar. Magazin, Band I, Heft 2, Seite 121 ff.

Gischt siedet, als ob ihr ein Ungeheuer entsteigen wollte. Wenn ein solches portentum auftauchte, wären wir zur Anzeige derselben verpflichtet, denn der §. 65. der Seeordnung vom 31. März 1841 lautet: Sollte ein auffallender, außergewöhnlicher Fang gemacht werden, so ist dem k. Oberst-hofmarschallstabe Anzeige zu erstatten.

Bald zweigt rechts eine Straße nach Raisting ab, denn diesen Weg wollen wir einschlagen, um nach Weilheim zu gelangen. Die Poststraße über Fischen zurück, nach Pähl u. s. w. ist uns zu einförmig. Dabei haben wir Gelegenheit, uns ein „Moos“ etwas näher anzusehen.

Hinter **Raisting**, einer alten Hofmark, die in früheren Jahrhunderten den Grafen von Törring-Seefeld, später dem Kloster Diessen gehörte, verschwindet der fahrbare Weg. Rechts steigt dichter Wald hügelan, links, nach unsrer Richtung, durchziehen überall braune Sumpfbäche und Gräben die feuchten Wiesen. Schon haben wir vor dem Dorfe die Roth, einen Ausfluß des im tiefen Forst verborgenen Zellsee, die in der kleinen Wegstunde ein Gefäll von über hundert Fuß hat, überschritten, und schon sehen wir von den noch etwas erhöhten und verhältnißmäßig weniger nassen Wiesengründen über die uns einzelne Geleisspuren hinführen, nach Südost über das „Schwattach Filz“ ein Labyrinth von Wasserneßen.

Da steht eine einsame, dem heiligen Johannes geweihte, Kapelle mitten in der Oede, und von nun an heißt's auf Gut Glück über die trügerischen Irrwege des bedenklichen Planes. Es ist gut, daß der Regen etwas nachgelassen hat, sonst wären selbst die dürftigen Bretter, die jetzt über die wässrigsten Stellen weghelfen, kaum zu passiren. So weit das Auge reicht, grüner Sumpf mit bräunlichen Grä-

fern darauf, tiefe Gräben im leicht durchstechbaren Torfboden, Wasserspiegel und das Geplatsch hineinhüpfender Frösche. Hier gehn Wegspuren, dort gehn Wegspuren hin; nur ein Gott oder ein Moosbauer vermöchte die richtige Bahn festzuhalten.

Und so stehen wir wirklich nach halbstündigem Gewate auf einer Stelle, wo uns nichts mehr übrig bleibt, als Stiefel und Strümpfe auszuziehen und geradewegs durch das Moos auf die Amper zuzustelzen, deren Lauf uns wieder auf eine Straße führen muß. Das von der Sonne des Vormittags erhitzte Wasser zwischen den Gräsern geht uns bei jedem Schritt weit über die Knöchel und es wäre ohne Zweifel eines der angenehmsten warmen Fußbäder, wenn nicht seltsame Zuckungen zwischen dem Ried uns die Anwesenheit eines unerwünschten Badegastes andeuteten. Es ist die Vipera Prester, eine Abart der Kupfernatter, die sich von Zeit zu Zeit da durchringelt. Ihre Gefährlichkeit bei heißem Wetter ist groß, und nur im Vertrauen auf den kühlen Regen können wir es wagen, die bloßen Füße in die Nähe der schwarzen Schlange zu bringen.

Ihr Geschlecht mag da auf den „Filzen“ ein ganz nahrhaftes Dasein hinbringen. Denn Frösche, Unken, Salamander treiben sich in Myriaden herum, so daß das gefräßige Reptil mühelos seine Beute erreicht.

Was der Landschaft hier weitern einen bemerkenswerthen Zug mittheilt, sind die unzähligen Heuschober, die auf eine Strecke von mehreren Stunden unabsehbar in den Moorgrund eingerammt sind. Wenn das Gras in den Sümpfen heranwächst, daß man es abmähen kann, wird es in solche Schuppen gelegt. Denn mit einem Wagen kann man es über diesen Boden nicht heimführen. Ladung und

Pferde würden versinken. Erst wenn der Frost des Winters den weiten Sumpf in eine feste, starre Fläche verwandelt hat, kommt man heran und holt das Heu aus den vollgepfropften Schobern. Alle haben ihre Wände nach Westen, Süd und Nord, sehr viele nur nach West; nach Osten sind sie insgesammt offen. Uebrigens habe ich mir sagen lassen, daß der eine und der andere Bauer es auch mit dem Heu so hält, das nicht auf unzugänglichem Moorgrund, sondern auf gutem Wiesenboden steht. Es wird eben Alles leicht Gewohnheit, und die Gewohnheit des Arbeitaufschiebens war von jeher eine der süßesten.

Ich sage es nicht, weil es jetzt regnet und stürmt, obwohl weniger resolute Fußgänger darüber leicht mißmuthig werden, sondern vom einfachen Standpunkt des Beobachters aus: wir haben eine ungeschickte Zeit gewählt, über das Moos zu gehen.

An einem sonnenklaren Augustmittag, wenn es vorher Wochen lang nicht geregnet hat, da wird man die Reize einer solchen Wanderung nicht gering anschlagen. Ueber der unendlichen pfadlosen Fläche zittert die feuchte Dunstluft im heißen Sonnenstrahl. Es ist eine Bewegung über dem Moos, wie über einer hohen Flamme im Freien. Und wie seltsam dämmert dann am fernen Rand das blaue Gebirg in den fackelnden, bebenden Schein her! Kein Baum, kein Busch, kein Haus — kein Gegenstand unterbricht die Wirkung der beiden Unendlichkeiten: der unabsehsehbaren Moorfläche und der eistragenden Riesen. Dem rüstigen Wanderer, der den Sonnenbrand nicht scheut, wird das Bild unvergeßlich bleiben. —

Endlich stehen wir wieder an der hochgehenden Amper; dort führt eine Brücke hinüber, und das Dorf, was etwas

erhöht herüberschaut, ist **Willenbach** *). Die Sumpf-campagne ist vorüber; wir treten wieder auf festen Boden.

Der Ort ist unregelmäßig, reizend gebaut. Planlos stehen die Häuser an durchrauschenden Bächen, zwischen hübsche Gärten und Anger zerstreut. Auf vielen kleinen Brückchen und Stegen überschreitet man die lauten Wasser.

Gleich vor dem Dorfe draußen steht eine kleine Kapelle. Diese ist durch sonderbare Bilder, die auf dem in Tafeln getheilten niedrigen Plafond angebracht sind, nicht uninteressant. Einige der Verse, welche immer unter den Malereien stehen, mögen beispielsweise die Begebenheiten bezeichnen:

Petrus vom engel wird erlest,
Wie er aus neid gefangen gwest.

Oder:

Petrus am kreutz gemartert wird,
Der kreuztod war sein liebste würd.

Dann auch immer demselben Apostel zu Ehren:

Petrus volgt sein heiland geschwind,
Verlaßt aus lib schiff, weib, nez und kind.

Und:

Petrus sein maister defendirt,
Beherzt auf malchum den streich führt.

Die Kapelle ist nämlich theilweise dem heiligen Petrus geweiht, wie die Inschrift sagt: „Diese Kapelle wurde durch Gutthäter verschönert zu Ehre Gottes, Mariä und des heil. Petrus im Jahre 1855."

---

*) Derselbe Stamm Wilio, wie in Weilheim. Siehe unten. hat demnach die Bedeutung von Bach des Willo oder Willio.

Auf einem älteren Gemälde sieht man Büßer im Fegfeuer:

Ach christlich Herz,
Sieh an mein Schmerz
Dem ich im fegfeir biesse,
Kommst an diß orth
Geh nit gleich forth
Mich ins gebet einschliesse.
Ich bitte dich, vergiß mich nit
In meinen gröſten nethen
Wann Du einmahl
Kommst in der quall
Will ich für dich betten.

Valantin Kölbl Maria sein Hausfrau.

Auf einem andern Bild wird der heilige Alban angerufen. Es ist das ohne Zweifel derselbe in dieser Gegend viel verehrte Heilige, dem eine halbe Stunde unter Diessen am Ufer des Ammersees eine Kapelle geweiht ist. Dieser schützt, wie aus der Inschrift auf unserm Bilde hervorgeht, vor Kopf- und Halsschmerzen, vor Stein und Gries, Leibschaden, hinfallender Krankheit und — Ungewitter.

Das Kirchlein ist auf beiden Seiten offen und ohne Thüren. Es geht von den benachbarten Feldern ein Fußpfad mitten durch. Zwei Knaben führen eben auf einem Schubkarren wohlduftendes, frisch geschnittenes Futtergras herein. Sie setzen ihn in der Mitte der Feldkapelle andächtig nieder, bleiben stehen, nehmen andächtig ihre Mützchen ab, und falten, zum glimmenden Lämpchen gewendet, ihre Hände. Dieses Bild versöhnt mich mit den andern.

Ich trete aus der Kapelle in das Freie. Ein würziger Wind weht über die gemähten Wiesen. Es hat fast

ganz zu regnen aufgehört. Drüben im Osten erhebt sich auf grauem Grunde ein weitgespannter Regenbogen und im Westen sinkt eine gelbe Sonne hinter regenverkündende Wolken.

Ich weiß nicht, was die Leute an einem Regenbogen schön finden. Das Schillern und Irisiren kann mir nirgends gefallen. Das Phänomen ist mir so gleichgültig, wie etwa ein Operngucker, dessen Glas chromatisch ist. Es ist eine kühle, blasse Erscheinung. Außerdem ist sie von Regen, Nässe, Schmutz, Frösteln unzertrennlich. Es ist nicht nothwendig, philisteriöse Zugscheu zu besitzen, um sich vor der Regenbogenpoesie zu verwahren. Der blanke, klare Himmel, das ist etwas Schönes; aber der Refler des Dünsteprismas macht mir einen Effect, wie grauer, feiner Regen.

Die Ortschaft, die in der Entfernung einer Viertelstunde aus grüner Umhegung herüberschaut, ist **Unterhausen.** Es macht mit seinen weißen Häusern im tiefen Laub der einfriedigenden Bäume gute Wirkung. Ein netter Weg zwischen Feldern, der sehr sauber gehalten ist, läßt die umgebende Idylle im Hinschlendern behaglich genießen. Selbstverständlich hat der Mensch wieder Mittel gewußt, seine Störung hineinzumachen.

Links und rechts liegen die ebenso absurden als widerlichen „Leichenbretter" am Feldrain. Es sind das Bretter, auf welchen die Leiche vor ihrer Beerdigung liegt, und die dann mit dem Namen des Begrabenen und drei gemalten Kreuzen versehen auf öffentlichen Wegen, an Bäumen, auf Wiesen ausgestellt werden. Dort liegen sie bis sie verfaulen. Die nähere Bedeutung dieses Gebrauchs, der in Tirol, Salzburg, Südbaiern sehr verbreitet ist, habe ich nie erfra-

gen können. Wer solche vor den Thoren Münchens sehen will, der gehe den Fußpfad, der von Pasing die Würm entlang nach Pipping führt. Dort habe ich auf einem Krautacker deren mehrere bemerkt.

Immerhin aber möchte es noch leichter sein, meine Frage darüber genügend zu beantworten, als mir zu erklären, warum nothwendig ist, daß von allen Häusern, die ich in diesem Dorfe sehe, die überweit hinausragende Dachrinne ihre mächtige Traufe gerade auf die Mitte des davor lagernden Düngerhaufens herabplätschern muß, der unten einen breiten, braunen Jauchenabfluß nach dem nächsten Bache sendet. Wenn ein Preis darauf gesetzt würde, den kostbaren Stoff, welcher der Krume des Feldes neue Kraft zuführen sollte, durch Auslaugen möglichst rasch zu entwerthen, könnte die Sache nicht rationeller angepackt werden. Aber natürlich, die Leute auf so etwas in der Schule aufmerksam zu machen, dazu gibt es keine Zeit; es ist nothwendiger, daß sie wissen, wer von den Gewittern hilft und wer nicht.

Ich erinnere mich einer Begegnung, die ich einmal im tiefen Walde hinter Wallgau mit einem Floßknecht machte. Dieser erzählte mir seine ganze Lebensgeschichte. Es war ein bäuerliches Trauerspiel, dessen Peripetie der Verlust dreier Kühe war, die dem Armen an einem Tage vom Blitze erschlagen wurden. Darauf hin war er in seinen alten Tagen genöthigt, wieder den Floßknecht zu machen.

— Wenn damals der neue Herr Beneficiat schon da gewesen wäre, hätte ich meine Kühe noch, setzte er hinzu.

— Wie so? fragte ich neugierig.

— O Sie, das ist Ihnen ein frommer Herr. Der betet alle schweren Wetter weg. Seit der da ist, kommt gar keins mehr herein. Wir beten aber auch alle Tag, daß nur der dableibt.

Eine ebenso verwerfliche Unsitte sind diese langen Dachrinnen, die bis fast mitten in die Dorfgasse hineinragen. Es darf nur ein Feuer ausbrechen, was bei dem umfangreichen Holzwerk auf dem steinernen Unterbau des Hauses leicht vorkommen kann, und die Flamme züngelt vom Ende der einen Rinne leicht auf das Ende der ihr gegenüber entgegen ragenden hinüber. Das war erst jüngst bei dem großen Brande in Parthenkirchen zu sehen. Wer jetzt hinkommt findet die Rinnen nicht mehr. Aber der Mensch ist ein Pachyderma.

Im Wirthshause von Unterhausen, einem geschmackvollen Gebäude, geht's lustig her. Es hat heute den ganzen Tag geregnet und die Arbeiter an der Eisenbahn, die hart vorüber nach Weilheim gebaut wird, haben nichts zu thun. Denn in dem schlüpfrigen Erdwerk läßt sich bei Regen nichts vorwärts bringen. Sie trinken deßhalb seit heute Morgen um sechs Uhr Schnaps und Bier. Jetzt sind sie betrunken, später wird gerauft.

So nützlich und segensreich die vollendete Eisenbahn für fast alle Intressen einer Gegend sein mag, so demoralisirend wirkt die Genossenschaft, welche sie baut. Trunkenheit, Todtschlag, Prügel und andere Dinge sind bei diesen unter dem freien Himmel arbeitenden, buntzusammengewürfelten Haufen viel häufiger als bei jeder andern Klasse von Handarbeitern. Es ist eine merkwürdige Sippe, die zu der schweren Beschäftigung aus allen vier Himmelsrichtungen zusammengelaufen ist. Wer darüber Wunderdinge

erfahren will, höre die Ingenieure. Es gibt gar keinen Stand, der hier nicht schiffbrüchige Vertreter hat. Ehemalige Kaufleute, herabgekommene Hausbesitzer und Bauern, ja selbst Gelehrte und Schriftsteller von dunkler Vergangenheit hat man schon in den Reihen dieser gebräunten Figuren gesehen. Für solche pflegt es die Planke der zertrümmerten Existenz zu sein; dann kommt das letzte Elend und der Tod.

Man sieht es einem Landwirthshaus bald an, wenn solche Gäste längere Zeit drin ihr lärmendes Wesen getrieben haben. Nichts ist mehr in der früheren Reinlichkeit da, der Boden ist strapazirt, ein Mischgeruch von Knaster und Branntwein klebt an den Wänden. Die Wirthin ist verdrossen, die Hunde sind scheuer. Die Kellnerin, früher dumm und bescheiden, ist jetzt barsch und frech. Das Stillleben ist vor der trübsten Fluth, welche Städte entsenden können, gewichen.

Es fällt mir dabei nicht im geringsten ein, das Vorhandensein vieler braver und wackerer Leute darunter leugnen zu wollen. Besonders die Italiener, die zahlreich mitarbeiten, werden von ihren Brodherren wegen ihres Fleißes und ihrer Nüchternheit gelobt. Auch ist ja an und für sich jede Arbeit ehrenvoll. Aber die rohen und verderblichen Sitten der Mehrzahl sind eine oft beklagte Thatsache. —

Es ist nur mehr eine halbe Wegstunde nach Weilheim, der Stadt. Der Blick auf die Berge, deren Einsenkungen und waldige Vormauern wäre von dieser Straße aus ein reizender — wenn man vor der Dunsthülle, welche das nach dem Regen dampfende Land bedeckt, überhaupt hinsähe. In Alpen und Voralpen ist der Regen gleich

widerlich. Drinnen nimmt er Himmel und Erde weg und verwandelt den Gesichtskreis in ein graues Chaos; hier außen verschlingt er den erhabenen Hintergrund und läßt uns die langweilige Ebene. —

Da steht schon wieder ein rother Unglücksbalken am Rain.

Auch ich ging fort und zwar zur Stadt,
Ein Blutschlag mich getroffen hat,
Man führt mich todt nach Hausen ein:
Dieß könnt der Fall bei Dir auch sein.

Ja, wenn überall wo Thränen gefallen, wo ein Jammer auf die Erde niedergesunken ist, ein solches Kreuz stünde, die Welt würde starren von den bösen Hölzern.

Dort im nassen Getreid lauert die dunkelblaue Agrostemma Githago, die schlimme Nelke. Der rothe Mohn liegt vom Regen verschrumpft unter den grünen Schwaden. Die Grille zirpt, die Wachtel flattert nicht, aber die Unke ruft aus den Pfützen im breitspurigen Straßenkoth.

Weilheim ist nicht das Abodiacum der Römer, wie ich in den Büchern gefunden habe. Dieser Name kommt von Abudius her, einem öfter zu findenden keltischen Namen, und heißt eben die Wohnung des Abudius; so ist Juliacum (Jülich) von Julius, Turnacum (Tournay) von Turnus gebildet *)

Es entspricht das der lateinischen Ableitung auf anum, wie Tiberianum, Sempronianum. Dieses Abudiacum ist aber nun nicht Weilheim, sondern Epfach am Lech. Ich meine schon der Klang des Namens hätte das lehren

*) Zeuss, Grammatica Celtica II, 773.

sollen. Weilheim ist gut deutsch und heißt die Heimath, der Sitz des Wilio, sonst nichts.

Jetzt ist diese Heimath des Wilio ein ganz hübsches Städtchen, Sitz eines k. Landgerichts, Bezirksamtes u. dgl. Die Straßen und Läden sind nicht ohne kleinstädtische Eleganz. Die Leute sehen manierlich und sehr bourgeois aus.

Vielleicht ist eben dieß Gemeinbürgerliche, ich möchte sagen Pfahlbürgerliche, welches, ohne Vorurtheil gesprochen, die ganze Stadt, vom Bräuwastl bis zur Post, entlang ziemlich in die Augen fällt, der Hauptgrund, warum in den Schwänken und Sticheleien deutscher Ueberlieferungen mancherlei Thaten der wackern Weilheimer und ihrer Ahnen es sich haben gefallen lassen müssen, den wunderseltsamen abentheuerlichen, unerhörten und weitbeschreiten Geschichten der Schiltbürger angereiht zu werden. Das harmlose Schicksal, von den Späßen des guten deutschen Humors im 16. Jahrhundert heimgesucht zu werden, theilt es mit den viel mehr illustren Städten Schöppenstedt, Burtehude, Schrobenhausen und Krähwinkel.

Ich kann mich nicht enthalten und erzähle hier mutatis mutandis in der gleichzeitigen Darstellungsweise ein Stücklein, das, wenn es auch die biedern Weilheimer nicht geradezu trifft, und vielleicht nur „aus utopischer in deutsche Sprache gesetzt ist," doch ihrer weltberühmten Begebenheiten nicht ganz unwürdig erscheint.

Umb die zeit als der erste Türkische Kaiser noch nicht geboren war, waren die Hasen in allen landen mit größerer menge dann yetzunder, und fügten mit jrem nagen und beissen den jungen Bäumlein und Kölen trefflichen schaden zu, daß darüber nit an einem Ort allein die leut zu klagen hatten. Keinerlei volck aber under allen, war den

Hasen auffsetziger, denn die Schwaben, erdachten darumb manchelei strick und fallen, sie damit zu erlegen und zu fangen.

Wie nun die durchächtung gegen die Hasen am heftigsten wütet, zoch durch die Schwaben ein Krämer, der seine war auf einem Esel führete, und hätt in einem dorff, do Kirchweih war, feil. Der Esel aber ging hinter dem dorff in einer Wiesen grasende, und da er sich ein wenig an seinen krefften erquickt entpfande, gedachte er dem Krämer die schweren truhen nit länger, und dafür einem Müller lieber Seck zu tragen und lieff olso hinweg.

Nun gieng es dem esel nach dem alten Sprichwort, daß einer offtmal die stett, aber doch sein leben nit verenderen mag, und kam über etliche meilen in ein ander Dorff. Sobald daselbst seiner die Bauren, die vor nie keinen Esel gesehen hatten, ansichtig worden, schlugen sie an die Glocken, und lieffen mit gwerter hand zusammen, einer wolt, es wer diß, der andere yenes Thier, bis zuletzt der Richter oder Oberst sagte: Es war ein Has, und aller Hasen Muter, das köndte man ja leichtlich an den ohren abnemmen; deshalben wer nit gut, dieselbige, auf daß der Hasen nit mehr geboren würden, lebendig zu lassen, und solchs auch würde sie zuvor anderen jren Nachtbauren, als erretter deß gemeinen nutzes außschreien, vnd lobwirdig machen. Niemand war underm hauffen, der diese meinung straffte, sondern wie den gehorsamen wol ansteht, volgten sie deß Richters, als deß verstendigen raht, umbstellten mit leuten das dorff zu rings umbher, ob ja der Esel sich zu der flucht begeben wollte, stürmten hernach heufig zu ihm eyn, darzu war yeglicher gern der erst, den rum zu erlangen, und den angriff zu thun bei jm gewesen, biß sie jn zum letzten gar

zu todt stochen und schlugen. Darnach mit grossem jubiliren der jungen und alten, ward der Esel gemetzget und nit allein ins dorff, sondern auch in viel andere, als ein herrlich und selzam Wildpret vertheilet, und mit berichtung begangener that und was es für ein Thier gewesen außgeschickt.

Hierdurch ward es dem Krämer, der diesen Esel verloren hatte, wo er hinkommen were, zu wissen. Darumb er die bauren umb bezahlung deßselbigen hart anlangte, welche jm für das fleisch ein zahl gulden erlegten.

Für das Fell aber und Oren, die sie als ein urkundt einer mannlichen that verwaren wolten, sagten sie schlechtab nichts zu geben, denn er und sein kinder, die jungen Hasen, hätten ihnen mehr dann für so viel kraut und anders abgefressen. Mit dem war der Krämer nit gesettiget, sprach sowohl die Haut als daz fleisch nit verloren zu haben und kamen derwegen mit einander für das Recht, an dem sie lange jar unentscheiden hingen, denn die Rechtsprecher waren unter einander, welchen theil die haut gebürete, ungleicher meinung. Und da sie das urtheil noch nit funden, werd die uneinigkeit auch noch nicht hingelegt seyn.

Die Guten stritten um die ungegerbte, die Diplomaten unserer Tage quälen sich um die gegerbte Haut und Philokleon und Bdelykleon in des Aristophanes Wespen um den Schatten eines Esels.

Zur Zeit der Karolinger war Weilheim noch ein Dorf. Jetzt ist es „eine feine Stadt, hat große Ringmauren und einen tiefen Stadtgraben". Das Stadtwappen, drei Thürme auf einer mit Zinnen und einem offenen Thor

versehenen Mauer, erhielten die Bürger zum Lohn für tapfer geleistete Kriegsdienste.

Diese Ringmauern mit ihren Basteien bieten jetzt die anmuthigsten Spaziergänge. Wilde Weinreben und großblättriger Epheu zieht sich die braunen Mauern und Thürmchen der alten Befestigung hinan. Zierliche Gärten unterbrechen die Einsenkung der Wälle. Diese Boulevards in Grün und Blüthen winden einen modernen Kranz um die mürrischen Ueberreste des Mittelalters. Am schönsten ist es vor dem Thor gegen Süden: dort ist ein entzückendes Panorama der Berge ausgebreitet.

Es gibt keine reizendere Morgenpromenade als diese. —

Ich erinnere mich vor einigen Jahren da draußen eine von Sonne und Duft verklärte Frühe genossen zu haben. Die Bäume der Anlage säuselten im leisen Wind, durch die Hütten blitzten unzählige Thautropfen, die Ferne, die Alpen waren vom magischen Licht des neugebornen Tags übergossen, und die rauschende Amper und das Geplätscher vieler kleiner Bäche drang durch die glitzernden Büsche.

Da stand im warmen Hauch des heraufziehenden unendlich prächtigen Sommertags ein junger Bursch an einem der Pfähle des Zaunwerks und sang in's Frühroth hinaus:

Wenn d'Wachtel amal schlagt
Und da Aufvogel schreit,
Da Bua vom Diandl geht
Is da Tag nimma weit.

Du herzi schöns Diandl
Du Himmelschlüssel,
Bei dir möcht i sein
A kloa leizis Bissel.

Du herzi schöns Diandl
Was hast du no gern?
I steig aufi zum Himmel
Und hol dir an Stern.

Den guten Jungen hatte die entschwundene Nacht elegisch gestimmt. Er ging, nachdem er von der umstehenden Spiräa sich einige Blüthen auf seine Mütze gesteckt hatte, weiter und fuhr langsam dahinschreitend, fort:

I wollt, i war a Spiegel,
I krieget kein Sprung,
Und schaugst in hundert Jahr nein,
I zeiget di jung.

I wollt, i war's Röserl,
Des blüht auf der Alm,
Und du müßtest tägli
Vorbei mit da Kalbn.

Du stroafest mit dein Füßerl
So leicht an mi an,
Nacha that i zwoa Seufza,
Und du schauget di an.

Du müßtest mi brockn,
Obst wollst oder nit,
Und müßtest mi stecka
Ans Mieda in d'Mitt.

Und als er hinter den letzten blühenden Linden um die Böschung der alten Stadtmauer herum meinem Blicke entschwunden war, trug der laue Wind noch herüber:

I wollt, i war 's Fischerl
Im fluthaten See,
Wo du warst mit 'n Schifferl
War i flugs in da Höh.

Wo du fahrst mit 'n Ruda
Da schwimmet i mit,
Und zwischen deine Handerl
Gab i gar gern an Fried.

So verhallte der Gesang des Jünglings in der Ferne. Die ersten Sonnenstrahlen des Tags paßten gut zu der jugendlichen Stimmung des einfachen Liedes. Solche, seien es nun Erzeugnisse der höchsten lyrischen Kunstvollendung oder plumpe Ergüsse, wie dieses, entspringen und wirken nur auf jenes Alter, das man den Morgen des Lebens nennt.

Welchen Ersatz bietet die spätere Existenz für sein Verlöschen? Ich glaube gar keinen, denn etwas mit der Liebe zu vergleichen, ist schwer.

Den Abend müssen wir vollends im Gasthaus zubringen. Wir könnten vielleicht das Theater besuchen, dessen Anfang so eben Trommelschlag in allen Gassen des Städtchens verkündet. Aber die „Waise von Lowood" mit dem verrückten Lord und der überspannten Gouvernante, das muß auf einem Meerschweinchen-Theater horribel sein. Außerdem waren die Beschwerden des Tages groß und wenn wir überhaupt noch geneigt sind, unsern müden Körper von einem Kunstgenuß aufregen zu lassen, so halten wir uns noch auf einige Augenblicke an die „Morithat", die gerade vor dem Hause abgeleiert wird.

Ein Fischermädchen hold und schön,
An Anmuth auferzogen,
Sie war in jugendlichen Höh'n
In Schönheit vorgezogen.
Ein Kaufmannssohn, der ging ihr nach,
Hat ewige Treu geschlossen,
Er liebte sie von Tag zu Tag,
Und liebt sie unverdrossen.

Der Verfasser der Ballade wird mir verzeihen, daß ich der Weisung, die sich unten am gedruckten „Lied zu dieser Geschichte" befindet: Vor Nachdruck wird gewarnt, nicht soweit nachkomme, um mir die Mittheilung dieser einen Probe seiner Poesie zu versagen.

Die Hauptfigur und die kleinen Seitentableaux auf der Leinwand stören die groteske Wirkung nicht, und auch der Gesang, welcher die Drehorgel begleitet, ist des Textes nicht unwürdig.

Nachdem wir so der modernen Entwicklung des Meistergesangs unsern Tribut dargebracht, lassen wir uns endlich nieder.

Die Gaststube ist überfüllt, es ist nicht sonderlich behaglich. Allmählich lichtet sich jedoch die etwas lärmende Gesellschaft und beeilt sich, dem Trommelschlag, der nach den Hallen der ernsten Muse ruft, zu folgen.

Diese Eifrigen sind die erwünschte Veranlassung, daß wir nicht nur das vortreffliche Bier, das uns die „Post" kredenzt, und den weniger rühmenswerthen Kalbsbraten, sondern auch die Gesellschaft zweier geistlicher Herren, deren Gegenüber uns der Zufall verschafft hat, ungestörter genießen können. Es sind, wie ein nicht geringer Theil des niedern Klerus in Altbaiern, gutmüthige und joviale Männer.

Sie geben gern Bescheid über die Dinge des Landes und sind harmlosen Scherzen nicht abgeneigt. Wer mit ihnen den richtigen Ton trifft — was übrigens nicht ganz so von selbst geht — lernt von denselben mehr, als von irgend Jemanden über die Leute und ihr Wesen, das zu beschauen er daher gekommen ist. Bei diesen Herren ist es gerade umgekehrt, wie bei den Bureaukraten: je weiter unten ein solcher in der Scala, im „Tschin", wie die Russen sagen, steht, desto entsetzlicher sind seine Manieren, während die Excellenz selten einer gewissen Feinheit der Sitte, einer aufmunternden Affabilität ermangelt In der Hierarchie sind die niedern Schichten, die ausschließlich mit dem Volk verkehren, durchgängig liebenswürdiger, als ihre dürren gelben Oberen, deren Leben nicht selten ein fortlaufendes Spiel böser Intriguen bildet. Das sind die wirklichen Soldaten jener unheimlichen Macht, der Kirche.

Weilheim ist eine Durchzugsstation für die Vielen, welche sich nach dem Peissenberg, der wegen seiner Fernsicht berühmt ist, begeben. Es fällt deßhalb in den Wirthhäusern des Städtchens der Fremde nicht so auf, wie in weiter südwärts gelegenen Orten an der Amper, denn sein Erscheinen ist zu häufig. Dieses Sichvonselbstverstehen übt günstigen Einfluß auf die Anbahnung des Verkehrs mit dem Einheimischen und dem Gaste. Leicht und natürlich knüpft sich das Gespräch an die vielen Gegenstände, deren Betrachtung unser Ziel ist. Kann man die Welt mit einem vorüberrollenden Panorama, das Leben mit einer vielgestaltigen Schaubühne vergleichen — und ich meines Theils hätte gegen diese Vergleichung nichts einzuwenden — so ist, wenn man den Standpunkt der Beobachtung verrückt, was durch eine auch ganz kleine Reise geschieht, Erklärung und Di=

rective erwünscht und nothwendig. Denn die Bühne ist so breit, daß Einer nur wenig sieht, und wenn er es aufrichtig mit der Darstellung des Gesehenen meint, die Augen Anderer gern zu Hülfe nehmen wird. Das ist der Hauptvortheil des Alleinreisens, das ich jeder andern Art des Reisens deßhalb vorziehe, daß es viel mehr Gelegenheit zur Berührung mit fremden Menschen darbietet.

Zwei Feunde oder Genossen, welche zusammengehen, unterhalten sich Abends wieder untereinander, was sie zu Hause auch thun. Vom nebenansitzenden Bauern, Fuhrmann, Jäger hören sie nichts, außer was zufällig an ihr Ohr schlägt. Es kommen selten Ausnahmen von dieser Regel vor, und mein Glaube an die Vortrefflichkeit des Alleinreisens als Schule für Welt- und Menschenkenntniß wird durch die Vorstellung von den unleugbaren Annehmlichkeiten, welche ein liebenswürdiger Gefährte einer Wanderung geben kann, nicht erschüttert.

Da die Stube heute durch die Auswanderung der Neugierigen einsam geworden war, nahm unser Gespräch eine ernstere und weit in Vergangenheit und Zukunft hineinragende Richtung. Wir unterhielten uns von den schweren Schicksalen des vielgeprüften Städchens, von Brand und Plünderung in alten Zeiten. Dann gedachten wir der neuen Epoche, die auch in die ruhigen Thäler mit dem Weltgeräusch der Locomotive eindringt, und unserer und der zukünftigen Tage, die nicht mehr so viel von Blut und Trümmern wissen und den Fleiß tüchtiger Hände lohnen. Schon zieht die eiserne Schiene über die Moore heran, und binnen weniger als einem halben Jahre ist auch diese entlegene Au des alten Baierlandes in der großen Masche verfangen, welche zum Verkehr der Menschen der Geist eines rastlosen

Zeitalters über die Erde legt und immer weiter und weiter ausdehnt.

Dann versetzten wir uns, als die große Glocke der Stadpfarrkirche zu Abend läutete, in die Tage des zweiten Friedrich, des gewaltigen Imperators. Denn, als er, der furchtbare Feind der italienischen Curie, Herr in Germanien war, da wurden die Mauern aufgerichtet, von denen diese Töne herabkommen. Sie standen hier im Städtchen, aber die neue Kirche wurde dem Kloster Wessobrunn*) überantwortet, das drüben über der Amper sich an den waldigen Hügel lehnt.

Die Herren Geistlichen verfehlten nicht, von den vielen Büchern zu reden, welche die fleißigen Mönche dort in jenen Zeiten der Wirrsal abgeschrieben haben. Auch sprachen sie von der tugendsamen Nonne Diemod, deren zierliche Handschrift noch jetzt in einigen kostbaren Codicibus der Bewunderung der Nachwelt aufliegt. Ich mochte nicht ganz einstimmen, denn viel Klassiker waren nicht darunter und was ich über die Vervielfältigung theologischer Bücher denke, darüber, Leser, haben wir uns vielleicht bei unserm Besuch in Benediktbeuern verständigt.

Aber etwas hat sich in jenen alten Pergamenten versteckt erhalten, das allen Verboten der carmina diabolica, quae nocturnis horis super mortuos vulgus facere solet, allen Verfolgungen der unschuldigen Volkspoesie durch den mittelalterlichen Klerus glücklich entronnen ist.

---

*) Ursprünglich Wezinesprunnin, abgeleitet von einem vielfach in Ortsbeziehungen vorkommenden Mannsnamen Wazo, Brunnen des Wazo. Auch im Bergnamen Watzmann steckt dieß nomen proprium.

Ich meine jenes seltsame Gedicht, das älteste der deutschen Sprache, welches jetzt das „Wessobrunner Gebet“ heißt. Ich kann mir nicht denken, daß es mit dem Christenthum des Verfassers so gut beschlagen war, wie Wackernagel meint, sondern glaube viel lieber der Auseinandersetzung Grimms und Maßmanns, welche meinen, dem Dichter sei das Christenthum nagelneu nur so aufgepappt gewesen, wie das ja anfangs nach der „Bekehrung“ bei den Meisten in unserm Volke war.

Mir scheint der Schwerpunkt der Sache der zu sein. Das Wessobrunner Gebet ist in der Hauptsache eine kurze Kosmogonie, eine in wenige Zeilen gebrachte Vorstellung irgend eines Mannes von der Entstehung der Welt. Daß diese Vorstellung nicht seinem eigenen Kopf ihre Entstehung verdankt, sondern der germanischen Mythe, das zeigt sogleich eine Zusammenstellung der Wessobrunner Verse mit dem Anfange der nordischen Kosmogonie. Erstere lauten:

Das vernehme ich von Menschen als der Weisheiten größte,
Daß Erde nicht war, noch Himmel,
Noch Baum noch Berg nicht war,
Noch irgend ein Stern, noch Sonne nicht schien,
Noch Mond nicht leuchtete, noch der Meersee,
Da dort nicht war Ende noch Gränzen.

Und in der viel später aufgezeichneten scandinavischen Völuspa heißt es:

Frühe war's der Zeiten —
Das (jetzt) ist, nicht war:
Waren (nicht) Sand noch See
Noch kühle Wellen;

Erde fand sich nirgend
Noch Himmel;
(Kein) Gaffen der Gähnungen war,
Und ein Gras nicht.

So weit stimmt also der beiderseitige Text im Sinn überein; eine gemeinsame Uranschauung muß sich durch Ueberlieferungen zu den Federn der beiden Dichter ihre Bahn gebrochen haben. Aber jetzt kommt der Wessobrunner Poet mit dem „allmächtigen heiligen Gott“, während die Völuspa weiter erzählt, wie manche Zeitalter vor Entstehung dieser Erde Niflheim sei geschaffen worden, die Nebelwelt im Norden. Dann spricht sie von der andern Welt gegen Mittag, Muspill, der Region des Feuers. Später kommt die Geschichte des Ymer, dem Vater der Frostriesen, der Kuh Audhhumla und den Funken der Feuerwelt, die zu Sonne, Mond und Sterne wurden.

Es fragt sich nun: ist nicht anzunehmen, daß der Wessobrunner seinen „heiligen Gott“ einfach (und unorganisch genug) an die vorstehenden Verse, welche den ältesten Traditionen seines Volks entstammen, angeflickt, und so das Neueingelernte mit dem heidnischen Element in einen gewaltsamen Zusammenhang gebracht hat? Ich denke, man kann das um so mehr annehmen, als er sich ja im ersten Vers auf die Sage (von Menschen der Weisheiten größte) beruft, anstatt auf seine Bibel, was er im andern Fall wohl gethan hätte. Es war eben noch ein neugebackener Christ.

Dann ist aus dem Mitgetheilten auch nicht zu ersehen, daß die Ueberlieferung, welche ihm diese Verse eingab, an eine Schöpfung aus dem Nichts glaubt. Er redet allerdings weiter unten von „Gott, der Himmel und Erde ge-

schaffen" aber das halte ich eben für ein seinem frisch eingelernten Christusglauben entnommenes Anhängsel.

Die Völuspa wenigstens, die, wie ich sagte, die Geschichte weiter verfolgt, weiß von keinem „Nichts", sondern es ist klar, daß sie nur von der früheren Formlosigkeit der Materie spricht. Das ließe sich nun wohl auch von den Wessobrunner Versen behaupten.

Ein ziemlich unterrichteter geistlicher Herr, mit dem ich über diese Sache sprach, wollte das nicht gelten lassen. Er meinte alle heidnischen Begriffe von der Entstehung der Welt hätten denselben Grundgedanken, wie der mosaische Bericht, die Schöpfung aus dem Nichts. Mit dieser Behauptung befand er sich auf der irrigen Fährte jener, welche die Mythen der Heidenwelt als mehr oder minder gelungene Vorbilder christlicher Anschauungen betrachten. Warum sagen sie nicht richtiger: jüdischer Anschauungen? So will es aber die Theologie haben; darum spricht sie auch von Prototypen der Sündfluth, des Paradieses, der Erlösung, in andern Mythologien, woran kein wahres Wort ist, wenn man die Sache bei Licht betrachtet. In dieser Welterschaffungsgeschichte insbesondere ist es eine unbestreitbare Thatsache, daß von allen Völkern, über deren religiöse Anschauungen wir etwas Zuverlässiges wissen, es nur die Juden sind, die auf den ungeheuerlichen Einfall geriethen, Etwas aus Nichts zu machen. Alle anderen Mythenkreise kennen nur einen Urstoff, aus dem Pflanzen, Thiere, Menschen, Weltkörper, ja selbst die Götter, allmählich entstanden.

Also für dießmal wäre aus dem Kloster etwas Heidnisches gekommen, meine Herren. Das macht nichts. Denn ist auch einmal ein solches carmen gentile in den ehrwürdigen Mauern gewesen, so besaßen sie dafür die heiligen

Leiber der Martyrer Pontian und Amanti und der fromme Abt Waltho konnte jedesmal durch festen Glauben das Wasser in seinem Glase in Wein verwandeln. Und es dürfte selbst unter meinen ungläubigsten Lesern solche geben, welche diese edle Kunst der Kunst, die alten heidnischen Wessobrunner Verse zu entziffern, vorzuziehen nicht abgeneigt wären.

Unsere Unterhaltung vom gestrigen Abend hatte sich noch um Allerlei, hauptsächlich um die Historie des Städtchens gedreht. Das liest Du, verehrter Leser, besser und zuverlässiger in den Geschichtsbüchern oder auch in dem fleißig gearbeiteten Werke des Herrn Ingerle, welcher das baierische Hochland vom Lech zur Isar beschreibt, nach. Es ist ohnehin nichts besonders Interessantes dabei, wenn man nicht immer dabei den Horizont erweitert und in die Gesammtbewegung Deutschlands oder Europa's hineinsieht, was doch jenseits der Grenzen eines Buches liegt, welches nur die Stimmungen eines Touristen wieder geben will, wie sie sich an den Gegenständen der äußern Welt angeregt haben.

Ueberspringen wir daher eine unruhige Nacht, die von den sonoren Rufen der Herren Nachtwächter unterbrochen wird und seien wir froh, daß im Hochsommer die Sonne um 4 Uhr aufgeht. Schon fallen ihre Strahlen in das freundliche Gemach, dem nichts an städtischem Comfort gebricht, welches uns die vorsorgliche Weiblichkeit des Hauses zum Asyl angewiesen hat, und locken uns, wie einst den Telemachos im Hause des Sparterkönigs zu schleuniger Abfahrt.

Gerade gegen Süden, auf der Straße nach Murnau,

bietet die unmittelbare Umgebung Weilheims mit Ausnahme der immer imposanter sich aufrollenden Aussicht auf die Alpen, wenig, was der Rede werth wäre. Aber das ist unsere Richtung nicht, wir haben, da wir unsere Begleiterin, der Amper, entlang gehen müssen, den besseren Theil erwählt. Auf unserm Weg, nach Südwesten, kommen wir bald in die schönsten Partien von Hügel und Wald, und es wird nur wenige Stunden währen, haben uns die Füße, die gemach aber stetig weiter tragen, durch die Thore der Alpen eingeführt.

Vor uns ragt der schön mit Feldern, Matten und Baumgruppen bedeckte **Hohenpeißenberg.** Bisinperc, Berg des Biso ist sein alter Name. Majestätisch sieht er eben nicht aus, daß aber die Rundschau von da oben nicht übel sein muß, läßt sich denken. Denn vor ihm, neben ihm, ist keine Erhöhung, die er nicht weit überragt, und die wahre Bergkette ist immerhin noch in respectabler Entfernung. Wir werden sehen, wie es sich damit verhält.

Vorläufig schauen wir uns in unserer näheren Umgebung um. Sie ist allerliebst, es sieht so pastoral, so idyllenhaft in diesem Hügeland mit seinen tiefgrünen Weiden und den herrlich darüber emporragenden Alpen aus, daß man überall Hirtenrufe und Heerdengeläute zu hören vermeinen mag. Es wäre ein Theater für Gellert's Sylvia.

Auch fehlt der Fluß nicht, der sich im Schäfergedicht durch Thäler und Fluren, die von Fröhlichkeit klingen, silbern hindurchschlängelt. Wenige Schritte, nachdem sich unsere Straße von der großen Chaussee nach Murnau abgezweigt hat, sehen wir den „Tiefen Bach", eine ganz ansehnliche Wasserader, vor uns, die in anmuthigen Krüm-

mungen sich durch die Haine und Weiden der sonnigen Niederung windet. Zwischen dem Gebüsch am grünen Ufer wagt sich das Rohr mit der schmutziggelben Blüthentraube in die träge Welle und der grünschillernde Cerambyx moschatus drückt das schwanke Blatt der Uferweide nieder. Den langsamen Fluß schwimmen zahlreiche Schaumblasen hinab; er hat vielleicht weit oben eine Mühle treiben müssen.

Das lange Dorf **Oberding** *) liegt hinter uns. Noch vor ihm konnten wir unsere Amper wieder begrüßen, die da durch schönen Laubwald dem Moore und der weiten Fluth des Sees entgegen eilt.

Vom Fuße des grünen Peißenbergs trennen uns noch die stattlichen Häuser des Dorfes **Unterpeißenberg**, denn auch über den Fenterbach hat uns der letzte Steg getragen.

Das äußerst saubere Gasthaus mag uns für die Strapazen stärken, welche das Besteigen des Berges mit sich bringt. Sie sind nicht groß, lieber Leser; denn, wenn Du auch in Deiner vaterländischen Geographie den Peißenberg mit einer Höhe von 3376 Fuß eingetragen findest, so darfst Du Dir, wenn Du die luftige Spitze erreicht hast, eigentlich doch gar nichts auf Deine Befähigung zum Gebirgskletterer einbilden. Du bist, wie ich genau ausgerechnet habe, nicht mehr als 1228 Fuß gestiegen, denn das Wirthshaus, in dem wir hier sitzen, erhebt sich schon 2048 Fuß über die Fläche der Adria; der lange Marsch von München daher hat uns demnach 271 Fuß über die hochgelegene Kapitale gerückt.

Es ist also mehr, um vielleicht eine Studie machen

*) **Odratingen**, das heißt „bei den Abkömmlingen des Auderat“.

zu können, daß wir uns hier raffraichiren, als um Kräfte zu sammeln, die wir nicht brauchen werden.

Dabei machen wir nun nicht nur an dem Dialect der Umsitzenden, sondern auch an einem andern Umstande die Bemerkung, daß wir nun wirklich die Grenze überschritten haben, welche den Stamm der Baiern von dem der Schwaben trennnt.

Die Suppe, die man uns aufträgt, ist keine Fleischsuppe; das Fleisch ist alt und das Bier matter, als man es selbst einem Landwirthshause zugestehen darf.

Das kommt einfach davon her, daß der Altbaier ein gebornes Kneipgenie, der Schwabe dagegen häuslich und viel eingezogener ist. Die Leute sitzen nicht so viel im Wirthshaus; darin essen kommt fast gar nicht vor und so ist nichts natürlicher, als daß man sich auf Leute, die zur ungewohnten Saison, welche eher dem Frühling als dem Sommer angehört, reisen, nicht genügend hat vorsehen können. Ich war schon im August hier, da ließen die Vorrathskammern nichts zu wünschen übrig. In unserm lieben Altbaiern aber da sitzt man den ganzen Tag

festlich zu Speis' und Trank, des beständigen Mahls sich erfreuend.

Es ist deßhalb kein Wunder, daß man auch im kleinsten Dorf wenigstens Mittags immer frisches Fleisch bekommt, und daß man selten lang zu warten braucht, bis ein frisches Faß angestochen wird. Das ist aber auf Reisen eine nicht zu verachtende Wohlthat, denn die schönste Natur verliert mehr, als wir erhabene Geister zu glauben geneigt sind, wenn man sie mit leerem oder gar verdorbenem Magen betrachten will. —

Der Weg, der uns gleich neben unserer Herberge dem

Peißenberg entgegen führt, ist weiter draußen leicht zu verfehlen. Jetzt führt er noch an den feuerrothen Kaiserkronen des netten Gartens vorüber, dann bezeichnet ihn ein paar uralte, niedere und breite steinerne Kreuze, die plump und kläglich aus dem Boden heraussehen. Weiß Gott, welche Unthat die alten Blöcke bedeuten. Jetzt ist das kalte Ding mit lustigem Moos überwachsen und die bunten Feldblumen lachen über den finstern Haufen im sonnigen Morgen.

Längst über alten Stein ist unermessen
Geworfen frischer Triften grünes Kleid
Gleich wie ein stilles, freundliches Vergessen
Sich senkt auf dunkler Tag' uraltes Leid.

Dann aber, weiter draußen, auf der Wiese, die sich vor dem Berg hinzieht, müssen wir unsere Augen aufmachen. Denn wenn wir nicht an dem Sulzbad, das gerade vor uns liegt, die Höhe hinansteigen, so gerathen wir um den Berg links herum an die Ammerhöfe, in sumpfige Wiesen, in den bodenlosen Ampergrund und wer weiß, wo noch hin, wie es mir schon zweimal gegangen ist. Also gerade aus!

An dem Besteigen eines so niedrigen Bergs ist nicht viel zu beschreiben. Zu sagen wäre, daß der Weg ungemein bequem ist, und nirgends Keuchen oder auch nur schweres Athemholen verursachen wird.

Was sich bei der Ankunft auf dem langen und breiten Rücken sofort darbietet, ist die prachtvolle Fernsicht in den höchsten Gebirgsstock Baierns, der uns gegenüber steht, hinein: über die weite Kluft des Amperthals und unzählige Forste fällt der Blick gerade auf die wahrhaft majestätische Gruppe des Kramer, des Warenstein, des

Wetterschrofen, der Alpspitz, welche das erhabene Thal von Garmisch und Partenkirchen einschließen.

Furchtbare Riesen schauen von allen Seiten her; wer zählt, wer nennt sie?

Ich nicht, denn erstlich, was hilft dem Leser eine endlose Nomenclatur und dann, wie läßt sich von vielen fernen und verschwimmenden Graten im fernen Salzburg und tief in Tirol, deren Eisspitzen herüberschauen, mit Bestimmtheit sagen, das ist der und der?

Das Alles gibt das oben aufgehängte übersichtliche Panorama so gut wie möglich, und das topographische Wissen des Herren Lehrers und des äußerst gefälligen Pfarrers auf der hohen Warte ist immens. Von diesen lernt man in einer Viertelstunde mehr, als aus der minutiösesten Beschreibung.

Die Aussicht nach dem Flachland ist bedeutend; ob man die Donauhöhen und den Böhmerwald sehen kann, wie manche meinen, lasse ich dahingestellt. Man bedenke, daß die Spitze des Berges nur etwa 1250 Fuß höher, dafür aber sieben Meilen von diesen entfernten Erhebungen weiter liegt, als die Kuppel der Münchener Frauenkirche. Dagegen ist sicher, daß man den Starnberger- und Ammersee sehr hübsch sieht, auch München läßt sich deutlich erkennen.

Man hat dem Peißenberg den Namen „Baierischer Rigi“ gegeben. Ich glaube, es wird besser sein, an solche Beinamen nicht zu häufig zu erinnern, sonst fällt Einem die sächsische Schweiz, das böhmische Tempe und dergleichen ein. Solche vergleichende Epitheta sind nicht nur unnütz, sondern schädlich, weil sie leicht überspannte Erwartungen und hinterher Enttäuschung hervorrufen können.

Es ist eben, wie ich schon früher zu bemerken Gelegenheit

fand, in dieser Welt der Gegensätze Alles nur verhältnißmäßig. Dieselbe Aussicht, welche den Bewohner der Ebene in Entzücken versetzt, wird auf uns Kinder der Alpen wenig Eindruck mehr machen. Auch das Gerücht und der Autoritätsglaube thun viel zur Sache: man lobt, man bewundert auf das Commando der Herkömmlichkeit hin.

Wenn man die poetischen Reminiscenzen gottbegeisterter norddeutscher Pastoren im Fremdenbuch liest, sollte man meinen, man stünde auf dem Berg, von dem aus weiland Satanas dem Herrn alle Königreiche der Erde sehen ließ. Und erst die französischen, englischen, italienischen Ergüsse der Blaustrümpfe! Da sieht man, wie unnatürlich, kopf- und herzverschraubend die Pensionatserziehung dieser bleichen Frauenzimmer ist, wenn sie, vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben in eine Gegend voll hoher Reize kommend, nichts anderes zu thun wissen, als Sätze aus Atala, der Chaumière Indienne oder Verse aus Thomas Moore zum Preise der nature délicieuse möglichst unorthographisch in das große Buch zu schreiben. Wie tief wird eine solche Empfindung gehen? Sie mag wohl den Umfang ihres gesammten Dichtens und Trachtens haben, das aus dünnen Fetzen von musique, grammaire, litérature, dessin, chant und broderie zusammengeflickt ist; den wurmstichigen Rahmen der Bigotterie darum nicht zu vergessen. Dieses Volk ist zu gar nichts, sowenig zum Suppenkochen wie zu einer Leidenschaft fähig.

Ich will damit nicht sagen, daß ich etwa ein Bewunderer des Gegentheis, des Aschenbrödelthums und der vierschrötigen Hausfrau wäre. O nein! das Weib hat ein Anrecht darauf, sich mit dem zu umgeben, was die idealen Bestrebungen der armen Menschheit erzeugt haben — die Schönheit ist die Sphäre des Weibes. In deren Cultus

aber wird es besser thun, wenn es die vernünftige Wirklichkeit mit den Forderungen des Ideals anmuthig zu verknüpfen sucht, als durch das kokette Spielen mit angelernten Empfindungen und schlecht begriffener Religiosität die Leute zu langweilen. Ich wünschte mir die Feder des Herrn Steub, dessen Betrachtungen über das Fremdenbuch auf dem Peißenberge eines der witzigsten Kapitel seines verdienstvollen Buches bilden, um mehr über diesen Markt der Eitelkeiten zu berichten. Es gibt nichts, was sich darin nicht breit macht, von der Pietisterei bis zur Burschikosität, aber das liebe Ich trägt in allen Nuancen die Hauptrolle. Für einen routinirten Beobachter menschlicher Schwächen ist es eine Fundgrube.

Wie der Künstler unter allen Gattungen der vielbeschäftigten Menschen sich das freie Aug und den empfänglichen Kopf am meisten bewahrt, so sind auch in diesem Buche die besten Einfälle von Künstlern. Manche Zeichnungen und Schnurren verdienten wohl, daß man sie veröffentlichte. —

Es ist jetzt kein Regen und kein Nebel, bei welchen die Beschäftigung mit den großen Folianten mehr angezeigt sein mag; es scheint die Sonne und das Gebirge ist blau — also schauen wir wieder hinaus nach den Bergen.

Wie gesagt, für den schönsten Punkt der Aussicht auf dem Hohenpeißenberg halte ich den, der gerade nach Süden, in der Richtung gegen Ettal und Garmisch geht. Da überschauen wir das 1000 Fuß tiefe Thal, aus dem die reißende Amper heraufrauscht, einen großen Theil des Wegs, den wir zurücklegen werden. Dort ist Rottenbuch auf der waldigen Höhe — hinter ihm in der bräunlichen Felsschlucht ist wieder die Amper, die schwarzen Vorberge vor

dem oberen Ammergau erhöhen den himmelblauen Anflug des Hochgebirgs. Es ist eine unbeschreibbare, unmalbare Farbenscala vom Smaragd des Stroms zur blendenden Schneedecke der Berge und zur schimmernden Wolke um ihren Scheitel. Nur eine Kluft, meinst Du, sei zwischen Dir und den Bergältesten im Gewand von Azur und Demant, in Wahrheit aber trennt Dich noch manches Berg- und-Thal von ihnen.

Es gibt in den weiten Alpen unzählige Punkte, die eine weit erhabenere Fernsicht zulassen, als unser Peißenberg, aber nur wenige, wo man so schnell hinauf und wieder hinab hüpfen kann. Den Wiesenweg sind wir schlendernd durch lichtes Gehölz und Getreidefelder herauf gekommen, eben so gemächlich geht es auf der andern Seite, wenn sie auch etwas abschüssiger ist, wieder hinab. Es geht sich da, wie wenn man von Andechs, dem heiligen Berg, ins Mühlthal gegen Hersching hinab schreitet. So ungefähr ist Höhe und Weg.

Es gibt wohl einen weit näheren Fußpfad, der vom Kirchlein auf dem Berg gerade hinab ins Thal der Amper in die tiefe Kluft, die wir von oben bewundert haben, südwestlich nach Böbing und Rottenbuch und den Fluß hinauf geht. Diesen aber kann ich Dich heute nicht führen, Leser, denn vieltägiger Regen hat den Moorgrund erweicht und die Pfade sind spurlos. Gehst Du ihn jemals allein, sei es von der Spitze des Berges oder gleich vom Dorfe Unterpeißenberg aus, so versäume nicht, Dich genau zu erkundigen; frage unterwegs, so oft es in dieser Einsamkeit möglich ist, sonst verlierst Du Dich in den Wäldern der

Hügel oder in ihren sumpfigen Abhängen. So müssen wir für jetzt den Umweg nach Westen vorziehen.

Den Hohlweg, der uns durch dichten Wald in dieser Richtung hinabführt, haben wir rasch zurückgelegt und erreichen hinter der kleinen Ansiedlung **Hätten**, die an der Schwelle des Bergs liegt, die vielgewundene Straße von Weilheim nach Schongau. Bald wendet diese ihren Lauf nach Süden und wir mit ihr, bis an's Ziel unserer Reise.

Die Umgebung bietet zu wenigen Beobachtungen Stoff; die Straße hebt und senkt sich, durchzieht prächtige Forste und fruchtbare Thalgründe, über den südlichen Hintergrund rücken die Alpen näher.

Nach zweistündigem Marsche legen wir unsern Wanderstab für heute in **Peiting** nieder. Der Ort ist wieder, wie gewöhnlich, nach einem Personennamen genannt. Baidingawa, Au der Nachkommen des Baid, heißt es ursprünglich. An Umfang kommt es fast dem nahliegenden Schongau gleich.

Hier war es, wo 1147 der Altorfer Welf, dem Rufe Bernhards von Clairvaux folgte, und sich den Heeren der durch Edessas Fall entsetzten Christenheit anschloß. Doch vergaß er nicht, sich vorher eine Staffel in den Himmel zu bauen — denn ein Kreuzzug konnte den Waghalsigsten auf solche Gedanken bringen. Darum stiftete er drüben in Steingaden das Prämonstratenserkloster. Und in der That kam er der Himmelspforte ziemlich nah, denn wenn er eine tödliche Krankheit, die ihn schon im nächsten Jahre im heiligen Land überfiel, sich nicht durch rasche Flucht nach Sicilien vom Halse geschafft hätte, so hätten die geistlichen Herren über Erwarten früh Gelegenheit bekommen,

sich ihrer Dankespflicht durch Fürbitten für das Heil der armen Seele zu entledigen.

Wer weiß, ob er je den grünen Gau der Amper wieder gesehen hätte, wenn ihm nicht die vorsorgliche, wenngleich selbstsüchtige Pflege des Normannenkönigs Roger auf der blühenden Insel dabei zu Hilfe gekommen wäre.

Seine Burg liegt jetzt in Trümmern; aber der unendliche Streit der Welfen und Ghibellinen, an den sein Name und seine Thaten erinnern, dauert, mit verändertem Losungswort in dem zerrissenen Germanien fort.

Mit der römischen „Pflanzstadt", die einige Schriftsteller hierher verlegen, ist es nichts. In ganz Baiern gab es keine römische Colonie, das heißt, eine von Rom aus mit römischen Bürgern bevölkerte Stadt. Nur befestigte ständige Lager kommen vor, die meist Auxiliartruppen, nur in selteneren Fällen römische Veteranen zur Garnison hatten. Ein solches mag allenfalls hier in der Nähe gestanden haben. —

Zu meinem Erstaunen muß ich in der Bauernstube, die heute, an einem Feiertag, ausnahmsweis etwas besetzt ist, darüber discutiren hören, ob die Irvingianer Christus für einen sündigen Menschen halten oder nicht. Man redet vom Hereinbrechen der letzten Gerichte, von der Kindschaft Gottes und dergleichen mit einer Wärme, wie unsere altbaierischen Bauern etwa den Ausfall der heurigen Biersud beim Klosterbräu oder über die letzte Schranne sich besprechen. Aber die breitmäuligen Sectirer sind Schwaben — und das Schwabenland ist die Heimath des Pietismus und der Sectirwuth.

Diese Schuster und Strumpfwirker von Göppingen und Kornthal sind schrecklich in ihrem Feuer der himmlischen

Liebe. Gruber I. und Gruber II. und die vierundzwanzig Regeln der wahren Gottseligkeit und die Herzensfrömmigkeit nach der inwendigen Seele und die wahnsinnigen Schneider — diese Art der Entfaltung des metaphysischen Bedürfnisses gibt's in Altbaiern nicht. Dort ist Alles sinnlicher, in eng umschriebene Formen untergebracht. Was ich in dem letzten altbaierischen Dorfe, das wir berührten, an der Thür des Wirthshauses hängen sah, war eine Art Theaterzettel, der „das Leben und Martyrerthum der heiligen Martha" anzeigte, daneben war eine Ankündigung „der marianisch-deutschen Congregation" angeschlagen.

Ersteres Theater wurde in Thaining, einem Dorfe beim Ammersee, von bäurischen Dilletanten gespielt; von letzterem weiß ich nicht, was es ist.

Und hier das!

Bei Schongau steht eine irvingianische Kirche; es scheint, als ob die apokalyptische Stimmung des schottischen Propheten in der Gegend Anklang finde. —

Da drüben an dem Tisch sitzt eine andere Jammergestalt; ein ziemlich zerlumpter Mann erzählt den Bauern von der großen Schlacht am Volturno, wo er unter dem ruhmreichen Bourbon focht, und vom Garibaldi, vor dem Alles davon lief.

Jetzt bettelt er die Kellnerin um Schnaps an und dankt mit grazie, cameriera! Er hat in den heißen Kasernen etwas Italienisch gelernt, und flunkert, als echter Deutscher, damit jetzt überall herum.

Die Inspirirten und der Landsknecht dazu — gehen wir auf's Zimmer und legen uns schlafen. Wenn wir das nicht wollen, können wir uns mit der kleinen Bibliothek des Posthalters, die im Zimmer steht, unterhalten.

Da ist Saphir's Conversation-Lexicon, Eugen Sue's sämmtliche Werke, der glückliche Soldat, das Buch der Prophezeihungen, Alles richtige Waare für Colporteure auf dem Lande. Man sieht den Hausirhandel aus diesen Lieferungsbüchern ordentlich heraus.

In aller Frühe habe ich wieder Gelegenheit, mich zu ärgern. Ein Stiefel, dessen Naht aufgegangen war, wurde am Abend zum Schuster geschickt, um sie mit ein paar Stichen wieder zuzuflicken. Am Morgen schickt er ihn zurück mit dem Bemerken: 'S ischt eppes auskemma, er kans itta macha.

Er kans itta macha? Warum kann oder mag er nicht? Weil die Gewerbe auf dem Lande meist mit Arbeit überhäuft sind. Denn die bockbeinigen Gemeindeverwaltungen machen jedem Neuen, der sich ansässig machen will, selbst wenn die Gewißheit seines Fortkommens besteht, die allergrößten Schwierigkeiten, aus Furcht, ihn und seine Kinder am Ende aus dem Armensäckel ernähren zu müssen. Darum flicken die Vorhandenen, beati possidentes, keine Naht am vorüberpilgernden Fremdling und dieser Sachverhalt mag auch meine Entschuldigung sein für die Stiefelgeschichte.

Der Weg von Peiting nach Süden ist ein Weg, der aus dem Hügelland in die Hochalpen führt. Damit ist wohl Alles gesagt. Das näher und näher Rücken einer großen, langersehnten Welt, das Ueberschreiten von bedeutenderen Hügeln und das Hinabsteigen in tiefere Thäler — die Wellen, welche das Emportauchen der Alpen aus dem

Erdinnern nach Norden geworfen hat, gehen schon höher — die stärker brausenden und zahlreicheren Wasserbäche, eine dünnere und würzigere Luft, alles das kündigt eine energischere Natur an.

Von dem Berge zu den Hügeln
Niederab das Thal entlang,
Da erklingt es wie von Flügeln,
Da bewegt sich's wie Gesang.

Und dem unbedingten Triebe
Folget Freude, folget Rath;
Und dein Streben, sei's in Liebe,
Und dein Leben sei die That.

Wo wir uns der Sonne freuen,
Sind wir jede Sorge los;
Daß wir uns in ihr zerstreuen,
Darum ist die Welt so groß.

Unmittelbar vor Peiting sieht sich die Straße plötzlich von grünen Wänden eingeschlossen; sie durchbricht die gewaltige Hügelreihe, welche den Ampergau vom Gau des Lechs trennt.

Da, hinter dem tiefausgehöhlten Berg wühlt sich die Amper durch, und wir sind noch nicht bis zur Ramsau *) auf der Höhe vorgedrungen, sehen wir den reißenden Strom drunten die schroffen Ufer vorbeijagen. Ein dichter Nebel lagert sich über dem tiefen Kessel; die Sonne hat die Dünste noch nicht zu zerstreuen vermocht, die in der feuchten Kluft ihr Nachtlager hielten.

---

*) Hrabanesawa, Raben-Au.

Links, rechts, überall kleine Bäche, die von den hohen Forsten herabrennen, und ihr Wasser in die Amper gießen. Doch ist das noch nichts gegen das Hochgebirg, wie wir sehen werden. Dort kann man nirgends hinschauen, ohne Wasserstürze zu gewahren und das Echo der Fälle aus den Klüften zu hören. Man stelle sich nur vor, wie ein solcher Fluß, das gemeinsame Rinnsal unzähliger Achen, anwächst, wenn die unermeßlichen Schneefelder der Gebirge vor dem Föhn schmelzen. Sie würden bis weit ins Flachland hinaus die ungeheuersten Verheerungen anrichten, wenn nicht die Natur der Dinge selbst bei den meisten dieser ungestümen Wasser vermittelnd eingeschritten wäre.

Diese Vermittlung sind die Seen.

Fast alle der größern Bergströme münden am Rande der Gebirge in einen See, den sie an seinem der Fläche zugekehrten Gestade wieder verlassen. Es ist augenfällig, daß angeschwellte Fluth eines solchen Stromes, wenn sie auch die felsigen Ufer, durch die ihr bisheriger Lauf ging, noch so hoch hinanstieg, ein mehrere Meilen breites und langes Wasserbecken doch nur um weniges in seinem Niveau wird steigen machen können. Dadurch regulirt sich der wilde Andrang; da, wo der Strom den See wieder verläßt, werden seine Gewässer, wenn auch über dem gewöhnlichen Stande, doch wenig von der Wildheit mehr zeigen, mit der sie der Umarmung des Sees entgegen gestürzt sind.

So sind jene herrlichen Seen des Hochlandes, diese krystallnen schön umrankten Höhlungen, Schleusen gegen das in Strömen herabfluthende Eis- und Schneegewässer der unzugänglichen Giebel und zugleich klare Spiegel der anmuthigen Landschaft, in den grüne Haine, blumige Gärten und schöne Villen schauen.

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ocean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zum Thale.

Dämonisch aber stürzt mit einem Male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begränzt die weite Schale.

Die Welle sprüht, und staunt zurück und weichet,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.

Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschau'n das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben.

Ja, ein neues Leben, das ist die unauslöschliche Devise der Natur: Alles verwandelt sie, Alles wird geboren, wächst und vergeht nur um das unablässige Leben zu erzeugen. Leben will das All. Geburt ist leben, Tod ist leben, denn was die frühere Form zusammensetzte, lebt nun in andern Formen weiter. So muß der Fluß und seine Verheerungen dazu herhalten, Seebecken, eine neue Gestaltung auf der bunten Oberfläche, auszuhöhlen. Dann tanzt über die stehende Welle der leichte Kahn und der Garten am plätschernden Ufer läuft nicht Gefahr, von den zerbröckelten Bruchstücken des Alpenjochs überschwemmt zu werden.

An der Straße weiden ganz junge kleine Pferdchen. Es gibt nichts zierlicheres. Die eleganten Glieder, die treuherzigen feuchten Augen — und sieh dagegen so ein altes, armes, müdegehetztes Pferd, das die Arbeit an seinem ganzen Leibe eckig gemacht hat. Das eine ist zutraulich, munter und gut, das andere scheu, niedergeschlagen und verbittert. Das Leben arbeitet an allen Organismen seinen Theil herunter. Zuerst zerstört es die Frische und Feinheit der Jugend, dann befiehlt es die Unterdrückung derjenigen Empfindungen, die das Beste hervorbringen wollen und können, dann, nun dann — beschaut euch mit sechzig Jahren in eurem Spiegel und stellt eure moralische Bilanz und sagt dann, ob ihr seit der Zeit, in welcher ihr Jünglinge oder Mädchen wart, schöner und besser geworden seid. Herabgekommen seid ihr, das ist die Wahrheit. Das ist der „Fortschritt", von dem die Naturphilosophen faseln, daß er alles Geschaffene zu höheren Gestaltungen emporhebe. In Wirklichkeit treibt aber die Natur nur auf Kosten der von ihr zusammengesetzten Individualitäten ein zweckloses Spiel und ihre Ziele und ihre Vernunft sind nicht sehr verschieden von der Ordnung der Dinge, die in den Träumen eines Menschen herrscht, der weinschläfrig auf sein Bett gesunken ist.

Um gerecht zu sein, kann man ihr zugeben, daß sie unermeßlich viel bietet, was den Organen derjenigen Wesen, die sich von ihr als etwas Verschiedenes fühlen, den Eindruck macht, welchen man erhebend nennt. Er beruht zwar auf einer Täuschung, aber auf einer wohlthuenden. Sieht man z. B. eine schöne und großartige Landschaft, wie die, durch welche wir eben schreiten, so legen wir unbewußt den Naturkräften Absichtlichkeit bei und freuen uns,

daß sie etwas so Schönes geschaffen haben. Sie sind uns dadurch, wie ein empfindendes und wollendes Wesen näher gerückt; denn auch wir wollen das Schöne. Durch den Irrthum, als ob das weite All um einen herum ebenfalls von diesem Trieb bewegt würde, ja diesen Trieb selbst erzeugt und durch Werke bethätigt habe, durch diesen Gedanken fühlt man man sich eben „gehoben", das heißt aus der Vereinzelung herausgehoben, durch eine ganze sympathische Welt herausgehoben. —

Eine vollkommene Kunststraße führt im Bogen am Bergabhang durch das unbeschreiblich schöne Thal nach Rothenbuch. Es ist wieder eine tiefe von murmelnden Bächen und der großen Amper durchzogene Mulde, an deren Rand herum wir nach dem altberühmten Orte kommen. Das runde Thal sieht aus wie eine grüne Fruchtschale in Email, von Silberadern durchzogen. Die blaue Wölbung von Himmel und Alpen bildet den Lasurdeckel. Es ist das ein Vergleich, der einem kommen könnte, wenn man sich ein paar Stunden in einer chinesischen Porzellansammlung gelangweilt hat, aber thut nichts, ein anderer wird dafür weniger orientalisch ausfallen.

Das weitläufige Klostergebäude, eines der größten am ganzen Südrand der Gebirgskette, erinnert an nichts Gutes. Gestiftet wurde der Convent zwar zur selben Zeit mit Dietramszell, Fischbachau, Habach, aber den Grund zu seinem grandiosen Reichthum legte er doch erst, als der alte Welf von Baiern mit Herzog Wilhelm von Aquitanien durch das Ungarland nach Byzanz hinabzog, um in Palestina gegen die Muselmanen zu kämpfen. Da gab vorher der betagte Herzog alle seine Schätze dem Kloster. Der alte Herr ging aber zu Grund, wie überhaupt jener ganze Kreuzzug

schlimm ablief. Die Byzantiner führten die lateinischen Ritter in die syrische Wüste hinein, und wenn auch unser Herzog noch unter den tausend war, die, zu Skeletten abgemagert, in der alten Judenhaupstadt ankamen, so erreichte ihn der durch Mühsale herbeigeführte Tod doch noch fern von seiner deutschen Heimath, auf Cypern.

Wenn ich gesagt habe, das Kloster erinnere an nichts Gutes, so meine ich eben damit, daß seine Geschichte mit den Kreuzzügen und der Zeit des vierten Heinrich zusammenhängt. Und die Zeit, in der die Leute quasi inaudita stultitia delirantes sich zur Ehre Gottes in Morgenland und Abendland erwürgten, thut einem weh. —

Rothenbuch gefiele mir als Sommeraufenthalt sehr wohl. Kühle Flußgründe und Waldschatten, wohlthuende Abwechslung im Hügelland, unvergleichliche Aussichten in's Gebirg — und wenig Städter, das wäre es, was mich anzöge.

In dem Wirthshause — wo man, nebenbei gesagt, vortreffliches Bier trinkt — kann ich mich erinnern, auf früheren Ausflügen angenehme und lehrreiche Stunden zugebracht zu haben. Lehrreich, darunter verstehe ich solche, in welchen man sein Wissen, weniger über Land, als über Leute, vergrößert. Leider fallen viele der so gesammelten Notizen in ein Gebiet, welches gewisse herkömmliche Anschauungen aus einem Buch verbannen. Es ist schade darum.

Zu einer andern Zeit war ich wieder einmal hier. Es war der Sommer von Castel Fidardo. Da konnte man von den Bauern Wunderdinge hören über die Weise, auf welche ihnen der Klerus die „Liebesgabe" für den heiligen Vater, den sogenannten Peterspfennig, abpreßte. Keine

Bitte, keine Drohung wurde gespart. Es ist selbstverständlich; man kennt den Grad des Wohlstandes jeder Gemeinde und wenn aus derselben nicht eine Summe floß, die dem auf Daten gestützten Voranschlag der Herren Oberen ungefähr entsprach, so waren diese geneigt, es der Saumseligkeit der Pfarrer und Kaplane anzurechnen. Es war also bei den letzteren das persönliche Interesse, Beförderung und dergleichen ins Spiel gezogen, darum strengten sie sich gar so an, dem heiligen Vater zu helfen, das heißt, helfen zu lassen. Mit der Freiwilligkeit sah es demnach in dieser Angelegenheit nicht sehr glänzend aus; sie war ein klein wenig freiwilliger, als in Oesterreich bei dem berühmten freiwilligen National-Anlehen. Dagegen ließ der Bauer, der die Sache so ziemlich übersah, wenn er einmal den ersten Schmerz des Zahlens hinabgewürgt hatte, seinen Randglossen im Wirthshaus freien Lauf und ich wäre neugierig, was man in Rom gesagt hätte, wenn man die eine und die andere solcher Conversationen gehört und verstanden hätte.

Es wird jetzt Ernst mit den Alpen. Sie stehn uns greifbar vor den Händen und nachdem wir in dem neckischen Veduten-Spiel der Vorlande uns oft einer Täuschung der Nähe hingegeben, stehen wir jetzt vor der Wirklichkeit.

Ein überraschender Anblick eröffnet die Gallerie.

Die Poststraße, die lange ober der tief unten zwischen den Felsen versteckten Amper die Höhe hin fortgegangen war, macht auf einmal Wendungen und geht in Curven in den Schlund hinab.

Es ist ein imposanter Bau. Mitten in den Alpen

gibt es von den großen Straßen aus nicht viele Ansichten, die eben so schön sind. Was den Punkt besonders pikant macht, ist, daß der Fluß gerade oberhalb und gleich wieder unterhalb der Brücke, welche hier die Straße zur Ueberschreitung des Bergstroms benöthigt, eine schroffe Wendung macht. So übersieht man nur eine geringe Strecke des Strombettes und steckt vollständig in einem Abgrund, was wir z. B. bei unserm Spaziergang an der Isar nie gesehen haben, weil da die Ecken der Krümmungen immer weiter auseinander liegen. Es ist ein Stück wirklicher Via Mala.

Hier stürzen Bäche über den steilen Uferfelsen gerade in den Fluß plätschernd hinein und dort schäumt wieder eine weiße Cascade herab. Bleiben wir ein wenig auf der Brücke stehen und kühlen uns in dem feuchten, frischwehenden Luftzug aus. Es ist eine thauige Parkgrotte, die sich hier die Natur gebaut hat.

Aus dem Nadelwald, der oben jäh am Rand der überhängenden Felsen steht, tönt plötzlich ein einsamer Kukuksruf. Kukuk, warum schreist du noch? deine Zeit ist vorüber, denn schon prangen hundertblättrige Rosen in den lechzenden Gärten und die Sonne wendet sich wieder ihrem Reich, dem Süden, zu. Die Stimmen in den weiten Wäldern werden schwächer, denn die geflügelte Welt verspürt die leise, unmerkliche Flucht des großen Gestirns. Vielleicht ist es so, wie es in dem alten böhmischen Liede heißt:

Steht ein Eichbaum da im weiten Felde,
Sitzt ein Kukuk-Vogel auf dem Eichbaum,
Kukukt immer fort und klagt auch immer,
Daß der Frühling nicht will ewig währen.

Das Lied, das dir ein wilder Tscheche aus den Miletinerwäldern vor tausend Jahren geliehen, du singst es heute

noch vergeblich, seltsamer Vogel! Mach's wie wir und schweige mit solchen Klagen, denn deine Zeit ist aus.

Dieser letzte Kukuksruf, wie ein Weheruf um das sich wieder mindernde Licht und das ewige Fortwallen der Wasser zwischen den stummen Wänden, die ihnen ihren Tribut herabschütten, veranschaulichen wieder so recht das wandelbare Sterbliche neben dem tauben Treiben des unorganischen All.

Da oben klagt es, da unten rauscht es; in kurzer Zeit ist der Leib, dem der Ton da oben entquollen, vermodert und die Fluth da unten rauscht fort und fort, und immer fort. Die spätesten Geschlechter der Menschen werden den Anprall des Stromes an dieser Krümmung sehen — aber wer weiß, ob nicht in unergründlicher Ferne der Zeiten der hohe Felswall hier verschwunden ist und der Strom wie der arme Kukuk, dessen Stimme er jetzt mit seinem Rauschen übertönen will.

Steil windet sich die Straße jenseits den Berg hinan; wenn sie seine Höhe erreicht hat, durchschneidet sie den Weiler **Echelsbach** *). Hinter diesem eröffnet sich eine prächtige Berglandschaft. Bei dem wenige Schritte davon entfernten Gschwend ist die schönste Rundsicht rechts über die Wälder hin, welche sich in grünen Terrassen an den Weg herabziehen. Der hohe Trauchberg, dessen breiter Rücken sich von der Füssener Straße bis an die Amper herüberzieht, schaut mit seinen Giebeln in das Thal herein. Nebenan ragen die Firste der Klammspitz.

*) Agilespah, der Bach des Agilo.

Bayersoyen, vor dem wir nun stehen, heißt so zum Unterschied von dem weiter westlich im schwäbischen Gebiet liegenden Schwabsoyen. Das Hauptwort ist in beiden Namen gleich: es heißt „zu den Seen". Seon im Althochdeutschen ist der Dativ Plural von seo, gothisch saivs. Aehnliche Namen kommen zu hunderten vor. Das Verhältniß, welches für unsere Oertlichkeit der Bezeichnung zu Grunde lag, besteht nicht mehr in der Weise, wie einst. Denn von den „Seen" ist der eine, nordwestlich gelegene, so ziemlich ausgetrocknet und zum bodenlosen Moor geworden. Den anderen dagegen sehen wir südöstlich von dem Dorfe noch immer grün und krystallen in seinem schmalen Becken liegen.

Die Misere in diesem Bayersoyen, ich will sagen, in seinen Wirthshäusern, fängt, wie ich schon oben bemerkt habe, an, unserer Reise beschwerlich zu fallen. Der Leser wird sich erinnern, daß ich erzählte, wie in Schwaben die Schenken an Wochentagen selten von Bauern besucht werden. Es kann deßhalb nicht in Verwunderung setzen, wenn die armen Wirthe uns nichts vorsetzen können. Wir gehen von einem zum andern, er hat nichts, endlich der letzte Eier.

Dabei ist zweierlei zu bemerken. Der erste Wirth will uns nach einigen einleitenden Worten seinen Hofhund verkaufen, der zweite befindet sich eben im ärgsten Hader mit einem Commis Voyageur. Dieser Jüngling reist für ein Münchener Haus in Schnaps und manichirt den Herbergsbesitzer aufs allereindringlichste um endliche „Vereinigung" des Betrags für ein längst geliefertes Faß des edeln Getränkes. Der Schuldner flüchtet sich hinter seine erwiesene Zahlungsunfähigkeit und dem Colporteur des scythischen Wassers bleibt für den abgeschlagenen Angriff nichts anderes

übrig, als im Rückzug noch einige Raketen gediegener Schimpfwörter steigen zu lassen. Beim dritten endlich, der uns die Eier servirt, umsteht uns gaffend die hungrige Familie. Sie besteht aus einigen weißgrauen Scrophelgesichtern mit käsfarbigen Lippen. Es ist gut, daß man uns nicht mehr zu essen aufgetragen hat.

Solche Phänomene deuten auf den nüchternen Sinn der Bewohner. Das ist der Schwabe, und sparsam dazu; aber mit seiner häuslichen Tüchtigkeit und geschäftlichen Schlauheit macht er mir nicht den Eindruck, wie der ächte Altbaier, der bei allen seinen großen Untugenden und bedenklichen Sitten ein vortreffliches Fundament hat. In einer schwierigen Lage würde ich mich viel eher auf der zweiten, als auf den ersten verlassen.

Von Bayersoyen im Uebrigen kann man jedoch nicht behaupten, daß es verkommen oder arm aussieht. Die Bauernhöfe sind groß und reinlich, gut genährte Pferde und Rinder zeugen von Behäbigkeit. —

Am genannten See vorbei führt uns der Marsch von einer Poststunde nach **Saulgrub.** Links erhebt sich der Hörnle (5331), dessen breite Basis uns von dem Murnauer Moos trennt.

In der gleichen Breite auf der Straße von Murnau nach Partenkirchen wäre man noch nicht im Gebirge, wie hier. Auf unserer Seite zieht es sich weiter nach Norden herauf. Während wir drüben noch die trostlose Fläche des weitgedehnten Sumpfes in der brennenden Hitze des Mittags hinschleichen müßten, erquickt uns hier der belebende Hauch mächtiger Wälder, umspielen uns die von den Felskuppen herabrinnenden kühlen Luftströme und erfreuen das Ohr hundert

Bergwasser, die lebenverkündend von allen Höhen unter der Straße herplätschern.

Bis jetzt sind wir auf dem Plateau der ersten Erhöung, die uns das Auslaufen der Alpen entgegen gestaut hat, fortgeschritten; hinter Wurmansau*) senkt sich der Weg an ihm hinab und nun stehen wir im ersten wahren Alpenthal, das wir auf unseren bisherigen Ausflügen betreten haben. Berge umschließen es von allen Seiten; in Nord und Ost sind sie niedrig, gegen Süd und West aber ragen die Felsketten herüber, die das Graswangthal von den Voralpen abschneiden. Es sind Höhen, die alle mit ihren Schrofen sechstausend Fuß überschreiten.

An der Brücke, die über die nächste tosende Ache führt, betreten wir die Grenze des Landgerichts Werdenfels und damit das Reich der Hochalpen.

Von überall her schauen sie uns entgegen; mögen sie sich uns aus den wüsten Wassern der Ursee niedergesenkt, mag sie der flüssige Feuerkern der großen Kugel durch seine noch nicht erkaltete Rinde herausgetrieben haben, sie ragen jetzt in das weite Blau und die Luft, die ihre Stirn umfließt, ist rein wie der Schnee, der von ihnen herabblitzt. Seine Silberstreifen laufen weit an den massigen Falten des Gesteins hernieder und übertreffen an Glanz die schaumhellen Wasserstürze, die seine steilen Wände durchfurchen.

*) Vurminesava, Wurmwasser; mit Vurm sind viele Ortsnamen zusammengesetzt, wohl Erinnerungen an alte Lindwurmsagen. Es kommt vor, daß Vur in Mur verderbt wird; vielleicht wäre damit Murinava (Murnau) mit derselben Bedeutung zu erklären. Die Orte, die um den weiten Sumpf herumliegen, ließen die „Wurmstätten“ wohl begreifen. Sie erinnern alle an den sumpfhütenden Drachen bei Schiller.

Nirgends zeigt, was dem Luftmeer entstammt, so seine Macht. Der Schnee und sein Schmelzen zerklüftet die jähesten Giebel und die Bäche, die er, vom Föhn besiegt, nach den Wohnstätten der Menschen schickt, schleifen große und kleine Felsen mit sich hinab und ziehen durch die kümmerlichen Nadelwälder, welche an den unwirthlichen Wänden hinaufkriechen, breite Streifen der Verheerung und des Todes. Nichts wird den Neuling, wenn er den Tummelplatz dieser längst erstorbenen Titanenkräfte, wenn er das weite Gebiet stiller, jungfräulicher Größe, wenn er die Tiefen und Höhen der Alpen betritt, so in Verwunderung setzen, wie solche Spuren der ewig ungestümen Wasser, die von den dichtgeballten Wolken der Gebirge und ihrer kalten krystallenen Decke kommen. Die Elemente nagen an den Riesen; die Stürme unzähliger Jahrtausende, die Blitze und die Wellen einer undenkbaren Reihe von Erdumdrehungen arbeiten daran, und doch stehen sie da und sehen auf die Ebene hinaus nach den Thürmen, Dörfern und Städten, wie zu jener Zeit, wo sie auf eine wimmelnde Thierwelt draußen blickten, deren Knochen heute nur mehr in uralten Steinen zu entdecken sind.

Es sind ehrwürdigere Verkünder der Unendlichkeit, als das Meer. Denn die Meere haben ihre Ufer verlassen und sind zu neuen Küsten gefluthet, haben Länder durchbrochen und sich neue Becken gesucht — diese Felsen aber sind nicht gewichen, seit eine grenzenlose Katastrophe sie gebildet hat.

Nicht ohne Reiz ist es, Leser, im Angesicht der ersten Denkmäler einer Weltgeschichte, die nichts mit Menschen zu thun hat, über das Bedeutungslose der Zeitläufte und der von ihnen hervorgebrachten Gestalten nachzusinnen. Doch rathe ich Dir dabei eine gute Paßkarte in der Tasche zu haben, damit es

Dir nicht ergeht, wie mir, der gerade über solchen Gedanken und an dieser Stelle von einem Gensdarmen schlimm angefahren wurde, welcher meine Reiselegitimation für ungenügend hielt. Er escortirte mich zwar nur zwei Stunden weit und ließ mich dann, „weil wahrscheinlich doch nichts herausschaue," wieder gehen, aber ich ziehe vor, ohne Gensd'armen zu philosophiren und lege Dir ans Herz, Dir eine richtige, noch nicht „abgelaufene" Paßkarte mitzunehmen, wenn Du nicht in die Lage kommen willst, eine Originalstudie über das schöne Thema „In den Bergen wohnt Freiheit" machen zu müssen *). Wo wohnt sie? Ich weiß es nicht. Unser Poet sagt, im Reich der Träume, aber auch in den Träumen bist Du nicht frei. —

Der erste wirkliche Gebirgsort, auf den unser Ziel gerichtet ist, **Unterammergau**, liegt eine Stunde vor Dir unten im Thal, ehe Du ihn, der fortwährend vor Deinen Augen liegt, erreichst. Das Dorf sieht so nett aus, wie eine jener aus Holz geschnitzten Ansiedlungen, welche man als Kind in Krippenvorstellungen zu sehen gewohnt ist. Das Thal, das man nun, kurz vor dem Orte, schon so ziemlich überschauen kann, paßt auch ganz dazu.

Es ist so grün, der Fluß windet sich so schäferhaft hindurch, daß man meint, in der That eine Krippe im Großen zu sehen, wo der Boden schön mit Moos ausgeschlagen ist, und ein langer Streifen von Spiegelglasstücken in der Mitte

*) Das ist selbstverständlich für jeden Ausflug und sei er auch noch so klein, anzurathen. In unserm Staate hat ein Gensd'arme jeder Zeit das Recht, eine Person so lange festzuhalten, bis sie sich über ihre Identität ausgewiesen hat. Der technische Ausdruck dafür ist: Controle.

einen Bach der heiligen Geschichte darstellt. Die grauen Tuffsteinstücke der Krippe links und rechts werden hier von kahlen Felswänden dargestellt und die prächtigen Matten, die vom Thale aus an sie hinansteigen, scheinen auf die Hirten mit den bunten Mänteln, breiten Hüten und langen Stäben zu warten, welche dort die Verehrer des Jesukindleins repräsentiren. Die schönste Krippe, die es in München gibt, wird während des Januar in der Michaeliskirche aufgestellt; ich hatte sie seit Jahren vergessen; als ich das Ammergau mit seinen Häusern, die wie Spielwaaren aussehen, mit seinem Grün, seinem Wasser und seinem Gestein zum ersten Mal gesehen, fiel sie mir auf einmal wieder ein.

Ob in der biblischen Geschichte auch ein Grobian vorkommt, weiß ich im Augenblick nicht mehr. Es wäre gut, wenn dem so wäre, dann würde durch die Person eines der Wirthe in Unterammergau — ich will ihn nicht weiter bezeichnen — die Analogie bis in ein wenig erwünschtes Detail vervollständigt sein.

Doch Unterammergau braucht uns nicht lange aufzuhalten und deßhalb können wir von diesem Wackeren rasch Abschied nehmen. In Altbaiern muß man gegen die Wirthe cuirassirt sein, sonst muß man sich bei jedem größeren Ausfluge ärgern. Unser Amphitryo war ein Altbaier, also ruhig davon. Die Grobheit ist eine eigenthümliche Eigenschaft, weil sie nie isolirt, sondern stets in Verbindung mit der Dummheit auftritt. Sie gleicht darin dem wehthuenden Fluor, das in der Natur auch nie ohne eine damit verbundene Basis vorkommt. Daß es die Dummheit ist, welche man als ihre nothwendige Folie anzusehen hat, geht daraus hervor, daß der Mensch eben nicht grob wäre, wenn er so viel Verstand hätte, um zu begreifen, daß er dem

Andern mit seinem Gebahren weh thut. Denn so schlecht, daß er geflissentlich und die Wirkung wohl kennend, Andere ohne eigenen Vortheil, ja oft zu seinem Schaden fortwährend peinigt, ist Niemand. Ein weiterer Beweis ist die wohlbekannte Thatsache, daß die geistreichsten Völker die liebenswürdigsten, die dümmsten dagegen die gröbsten sind. Wo das eine ist, ist auch das andere; die Beispiele liegen vor der Thüre.

Es liegt eine Weihe in dieser Landschaft. Mancher wird meinen, man trage sie unbewußt hinein, weil es Jedem bekannt ist, daß hier alle zehn Jahre die berühmten heiligen Spiele aufgeführt werden. Es ist wahr, daß solche Umkehrungen in der Vorstellung stattfinden. Aber, ich wiederhole dieß Aber, ich bin mir so objectiv als möglich zu Leib gegangen, und habe dabei gefunden, daß dieses Thal gewiß einen ebenso seltsamen Eindruck auf den machen wird, der nie etwas von Spielen aus der biblischen Geschichte gehört hat.

Die Conturen der Berge sind bei aller Erhabenheit sanft, das Thal ist nicht zu breit, nicht zu schmal, wie eine Bühne von großen Begebenheiten, und die sonst so wilde Amper durchströmt seine Wiesen mit gemäßigteren Wellen. So malte sich einst die kindliche Phantasie das Thal von Bethlehem aus, in welchem der fromme Knabe David Isai's Rinder hütete.

Es ist bekannt, sagte ich, daß hier alle zehn Jahre von Bauern der Gemeinde „das große Versöhnungsopfer auf Golgatha, oder die Leidensgeschichte Jesu nach den vier Evangelisten, mit bildlichen Vorstellungen aus dem alten Bunde, zur Betrachtung und Erbauung mit allerhöchster und allergnädigster Bewilligung" eine lange Reihe von

Sonntagen hintereinander aufgeführt wird. Meine Aufgabe ist es nicht, über diese merkwürdige Erscheinung und ihre geschichtliche Entwicklung mich des weiteren auszulassen. Denn erstlich hatte ich nie Gelegenheit, einer Aufführung beizuwohnen, und was ich nicht selbst gesehen habe, mag ich nicht schildern, und dann existirt eine Literatur darüber, von deren Umfang man sich einen Begriff machen kann, wenn man die 632 Seiten durchliest, welche der Dompropst von Deutinger mit Nachrichten über die Oberammergauer Passion ausgefüllt hat. Dazu kann ich keine Zeile Neues beitragen.

Die Bühne ist, wie aus Pechts Zeichnungen in Eduard Devrients Buch „Das Passionsspiel in Oberammergau" in die Augen fällt, nach dem Modell des famosen Theaters hergestellt, das Palladio seiner Vaterstadt als das letzte Vermächtniß einer ruhmreichen Künstlerlaufbahn hinterließ. Wenn man von dem Corso Vicenzas fast an seinem östlichen Ende links in eine kleine Gasse einbiegt, sieht man Gli Olimpici vor sich wie die Verkörperung eines Planes, den der alte Vitruvius selber gezeichnet. Mit diesem hat der Typus der Bühne die unverkennbarste Aehnlichkeit.

Bis 1859 hielt man den Text des Spieles für den ältesten vorhandenen, den eine Handschrift der Münchener Staatsbibliothek (Cod. bav. 3165) bewahrt. Diese stammt aus dem Kloster Polling, ist ziemlich unleserlich geschrieben, und gibt den vollständigen Text einer Vorstellung, die am 4. und 15. Juli 1748 in Kohlgrub, ein paar Stunden von Oberammergau stattfand.

Im obengenannten Jahre aber gelang es den Nachforschungen des Pfarrers Prechtl einen bis dahin unbekanten Spieltext vom Jahre 1662 aufzufinden. Seine Sprache

ist so naiv und schön, daß ich mich freuen würde, einmal die ganze Handschrift lesen zu können. Deßwegen und weil die in Devrients Buch gegebenen Proben dem modernen verwässerten Text und auch diesem viel zu spärlich entnommen sind, will ich aus dem alten eine Stelle des Prologus ausheben, wobei ich die Orthographie etwas verändere:

— Wie er unß aus der Sünden noth,
erlöset hat und vom ewigen todt,
Von der Höllen und ewigen Pein,
Unß versönet mit Gott dem Vater sein,
Bitt deßwegen euch alle insgemein,
Wöllet sein riebig und still sein,
dann diese Tragedi ist khain scherz,
Bereit ein jedlicher Christ sein herz,
zu sunderm aufmörckhen dieweil.
Darumb ihr Christen gleicherweiß
Seit alhie ermanth mit fleiß,
Zu betrachten das Leiden so groß,
Daß er unß aus der Höllenpein,
hat durch die Auferstehung sein
erlöst und das ewig Leben
hat widerumb zu ererben geben,
daß betrachtet mit großen Wunden
durch alle Aktus hin befunden.
Nun seit riebig und still insgemein,
Jetzt gehet Christus der Heiland ein.

Alle Berichterstatter, Oken, Steub, Görres und Devrient äußern sich gleich enthusiastisch über das Erhabene und Ungewöhnliche des Schauspiels. Es muß dem wohl so sein und ich wiederhole deßhalb den Ausdruck meines

Bedauerns, daß mir bis jetzt die Gelegenheit gefehlt hat, mich dem Chor der Bewunderer zuzugesellen.

Die Folgerungen, welche Devrient aus der tiefen Wirkung eines solchen Spieles, besser gesagt, einer religiösen Feier, denn das ist es in der That doch, für die Zukunft des deutschen Theaters zieht, kann ich nicht theilen. Er meint, man solle die Massen, volksthümliche Stoffe, die allgemeine Theilnahme, auf die erweiterte Bühne verpflanzen und damit im historischen Drama den Schauspieler, oder richtiger den Virtuosen, zurückdrängen.

Es muß erstlich jedem Beobachter einleuchtend sein, daß solche Dinge nicht gemacht werden, sondern wachsen und zweitens meine ich, hat das deutsche Theater als ästhetisches Institut überhaupt keine Zukunft, so wenig wie das französische, englische, italienische. Die Theilnahme der Gebildeten daran erkaltet. Das Theaterpublikum besteht aus Frauenzimmern und gelangweilten Männern, um nicht schlimmeres zu sagen. Das Genießen der Kunst als solcher ohne anderweitige Zuthat mehr oder minder bedenklicher Art ist aus der Mode. Die richtige Zeit für's Theater war in Deutschland um den Anfang dieses Jahrhunderts herum, wo das öffentliche Leben und die wichtigsten Fragen der Gesellschaft kein Interesse erweckten, wo man Alles ohne irgend welche Beziehung auf das Thatsächliche betrieb, und die Nation Gefahr lief über dem unaufhörlichen Aesthetisiren und Kritisiren eine Heerde hungriger Sclaven zu werden. Diese Geheimrathsperiode ist glücklich vorüber und das Jahrhundert ist, Dank mächtigen Geistern, der Kunst als Kunst feindselig geworden. Was nicht in unmittelbarer Berührung mit dem Pulsschlag des Tages und seines Lebens steht, das wird immer mehr unnütz. Und es ist ganz

gut, daß es so ist. Zuerst leben, dann philosophiren; wir können aber noch nicht leben, weil auf uns und allen unsern Mitmenschen noch Uebel lasten, die nicht naturnothwendig, sondern willkürlich durch die lange Reihe barbarischer Jahrhunderte erzeugt worden sind und die erst vollständig beseitigt werden müssen, ehe wir zu athmen vermögen. Der ernste Kampf verlangt eine ernste Zeit, und das Vergnügen an Tragödien- und Komödienspiel wird wohl auf viele Jahrzehnte hinaus dem werkthätigen Interesse nachgesetzt werden, welches die Spannung des fleeting show auf einer unendlich größeren Bühne von uns erheischt. Ein neues Theaterstück ist kein Ereigniß mehr, es gibt zu viel telegraphische Depeschen. Der Werth oder Unwerth eines Stückes wird von Niemanden mehr discutirt, als von bezahlten Recensenten, faulenzenden Lieutenants und ästhetischen Damen; denn die nächste Stunde kann Dinge bringen, welche über den Werth oder Unwerth von ganz anderen Schöpfungen entscheiden. Und dann das Publikum, welches wirklich hineingeht! Was hat denn das für einen Sinn für die Fortentwicklung des Drama's? Wenn man nicht fortwährend mit Virtuosen, Tänzerinen, Zwergen und Saltimbanqui's dazwischen fährt, lassen sie sich nicht gern selbst eines jener klassischen Stücke des Repertoires gefallen, an dessen Bewunderung sie durch das Hörensagen von Jugend auf gewohnt sind. Man sehe einfach um sich: je derber und ernster die Zeit wird, je näher die Lösung der dringlichsten politischen und gesellschaftlichen Fragen rückt, in dem Maße werden die Theater, das heißt die guten, leer und die übrigen müssen zum verwegensten Cancan und zu unbegreiflichen Possen greifen, um Kasse zu machen. Man führe Faust und Wallenstein noch so gut auf, sie werden nie so

viel Zulauf haben, wie der Affendarsteller Klischnigg oder weiland Tom Pouce. Aber es gibt Leute, die meinen, das und das müsse immer so fortgehn. Sie vergessen die Lehre der Geschichte, welche zeigt, daß die Menschen nicht immer Alles zu gleicher Zeit treiben können. Wir suchen die untersten Klassen der Gesellschaft zu Menschen zu machen, die von ihrer Arbeit hinlänglich leben können, und ihrer Bestimmung als Menschen gemäß aus dem Schmutz und der Verthierung der vergangenen Zeit zu ordentlichen Bürgern des Gemeinwesens heraufgehoben werden sollen; wir suchen die Erträgnisse des Bodens und der Betriebsamkeit zu erhöhen, denn Reichthum ist die Vorbedingung zur Gesundheit des Staatslebens; wir suchen die von Wenigen errungenen Resultate der Forschung unter Unzählige zu verbreiten, damit sie denken lernen; wir kämpfen gegen die Schranken, welche sich die Verblendung des Menschen selbst gegen ihr Gedeihen, gegen ihre verhältnißmäßige Glückseligkeit gezogen hat, und suchen sie einzureißen; können wir es nicht, unsere Nachkommen werden es können, mit einem Worte, wir streiten wider Alles, was nach unserer begründeten Ueberzeugung dem Wohlergehen aller Menschen im Wege steht — woher sollten wir die Zeit nehmen, uns viel um Zeichnen, Malen, Singen und Reimen zu bekümmern? Ich predige keinen Fabrikprosaismus, aber ich bin dafür, daß man mit dem Confekt warte, bis Brod genug da ist. Die Jahrhunderte der Kunstblüthe, die verschiedenen sogenannten „goldenen" Zeitalter waren in Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland die trübsten für das Volk. Wenn die Höfe nicht bezahlen, kommt ohnehin selten etwas Großes zu Stand. Das meiste wurde von schöngeistigen Residenzen aus angeregt, von den Medicäern und dem vierzehnten Louis an

bis nach dem kleinen Weimar und dem größeren München. Es ist also nichts verloren — wenn man einmal die Künste wieder braucht, hat man sich nur nach Mäcenaten umzusehen, die Künstler kommen dann von selbst, vielmehr sie sind schon da, aber latent. Es laufen auf der Welt immer Leute herum, die in solchen Dingen zum Höchsten berufen sind — es handelt sich nur darum sie in Scene zu setzen und das kann nur ein Weltbedürfniß, welches ihre Thätigkeit erheischt, oder die milde Sonne der Begünstigung, der Schutz vor dem ersten rauhen Ringen. Ich meine also, die Künstler sollten Geduld haben, und da es im Augenblicke keinen wahren musenschützenden Hof in Europa gibt, sich auf die zweite fernere Conjunctur vertrösten.

In dem gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschienenen Ulmer Lexicon werden Ober- und Unterammergau die zwei schönsten Dörfer Baierns genannt. Ich habe auch noch keine reinlicheren und, wie ich glaube, dabei wohlhabenderen gesehen.

Es kommt viel Geld herein; erstlich durch das Anfertigen und das Handeln mit Spiel- und Schnitzwaaren. Ueber den umfangreichen Betrieb dieses Geschäfts bitte ich bei Steub nachzusehen. Dieser fleißige Autor hat mir überhaupt schönes Material vorne weggenommen, so daß ich nur zu häufig zwischen den von seiner Mühe gesammelten Garben lesen muß. Das ist die odiose Geschichte bei historischen und Touristenbüchern. Ueberall ist schon Einer gewesen; weh dir, daß du ein Enkel bist! Viele lassen sich allerdings dadurch in ihrem Gewerbe nicht im geringsten stören, sondern betrachten alles, was sie in andern Büchern bereits von Anderen zusammengetragen finden, sofort als gute

Prise, wie ächte Corsaren. Ich denke aber, man überläßt das acta agere besser denen, die den Verleger als ihre Melkkuh betrachten. Wer nicht etwas Besonderes, Individuelles bringt, was eben nur er allein und sonst gar Niemand bieten kann, ist ein Kärrner. Wie reich und belehrend wäre vollends unsere Literatur, wenn jeder die Fähigkeit und den Muth hätte, sich selber abzuschreiben, dann hörte mit der Zeit wohlauch einmal die vermaledeite Erscheinung auf, mit der Alle, die sich viel in Büchern umgesehen haben, vertraut sind, nämlich, daß man denselben Gedanken und denselben Vorstellungen, deren Zahl eine nicht übergroße ist, in einer gewissen Sorte von Literatur fortwährend, aber immer in mehr oder weniger verändertem Costüm begegnet. Solches Wiederkauen ist das Unnützeste, was es gibt. —

Das Ammergauer Passionsspiel zieht mit jedem Decennium bei der stets wachsenden Menge der Verkehrswege eine immer größere Anzahl Europäer in das Alpenthal; es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn die Manieren der Bewohner abgeschliffner sind als sonst in ähnlicher Umgebung. Die Männer gehn nicht selten fast ganz städtisch angezogen aus und nicht wenige ihrer Frauen und Töchter tragen Krinolinen. Auch der zweifache Künstlerstolz in der Richtung nach ihrer plastischen Thätigkeit in Holz, vor Allem aber nach ihren dramatischen Leistungen hin hebt ihnen die Köpfe. Und es muß ihnen zugegeben werden, daß sie in der That an Unterrichtetheit, sanftem Wesen und civilen Sitten sich vor den Baiern lobenswerth auszeichnen. Dabei kann man ihnen gern den verzeihlichen Dünkel nachsehen, mit dem sie annehmen, daß sie allein in ganz Deutschland solche Spiele aufführen können. Man spielte vor der Klosteraufhebung in Baiern in mehreren

Ortschaften zu gewissen Zeiten Passion, bis es Allen verboten und nur durch Zufall und unmotivirte Willkür den Ammergauern allein belassen wurde.

Die geistige Anstrengung, das viele Lesen und Lernen, das Jahre lang vor einem „Spiel" getrieben werden muß, damit Alles schön zusammengeht und durch Ungeschicklichkeit nichts gestört wird, kann nicht ohne günstigen Einfluß auf die Leute bleiben.

Das Wissen wird durch Lektüre vermehrt und das Nachdenken durch allerlei, was mit Text und Aufführung zusammenhängt, geweckt. Man sieht den Leuten ihre complicirte Beschäftigung bald an.

Nach einer Geschichte, die ich im Gasthaus zur Post erfuhr, scheint sich die geistige Rührigkeit im Ammergau dort auch auf unsere vierfüßigen Brüder zu erstrecken.

Ein Hund wurde im Sommer 1864 von dem Wirth an einen Herren nach München verkauft. Nach wenigen Tagen kam der Hund spät Abends zum Tod ermüdet plötzlich wieder in das Wirthszimmer und schlief vor Ermattung sogleich unter einem Tisch ein. Der ehrliche Wirth schrieb sofort an den Eigenthümer und theilte ihm mit, der Hund sei an dem und dem Tage Abends wieder gekommen. Aus der Antwort des Münchener Herrn ging hervor, daß es der Abend desselben Tags war, in dessen Frühe der Hund bei ihm verschwand. Das gute Thier hatte also in der kurzen Zeit einen Weg von über zwanzig Poststunden gemacht, was um so unbegreiflicher erscheint, wenn man weiß, daß der Hund auf dem Hinweg nach München eine für seine Rückkehr unpracticable Route geführt wurde, nämlich über den Starnbergersee mit dem Dampfschiff. Der Vorfall ist Thatsache und ladet zum Nachdenken

darüber ein, wie oft wohl ein der Gegend unkundiger Mensch auf dieser Strecke sich hätte durchfragen oder die Wegweiser zu Rathe ziehen müssen. Am meisten bewundere ich bei diesem Ammergauer Hund, wie es ihm gelungen ist, sich aus der Stadt München heraus auf die richtige Straße zu finden. Da hilft die beliebte Erklärung vom Geruch nichts mehr; wir müssen schon so gefällig sein und ihm ein wenig Reflexion zudictiren, so weh es thut, von diesem für den homo sapiens monopolisirten Artikel etwas an eine Bestie abzulassen. —

Das Thal zwischen Ammergau und **Ettal** *) ist wunderschön. Von Wolken umzogen schaut der hohe Kofel, **)

---

*) Ich bin, der Meinung des Herrn Doctor Holland entgegen, geneigt, den Namen auf Edo zurückzuführen. Dieses Edo ist, wie aus Förstemann's Namenbuch erhellt, die Grundform für Etho und dessen Diminutiv Ethico. Ein solcher Etho oder Ethiko hat, nach des genannten Gelehrten Angabe, ärgerlich über das Treiben der Welt, mit zwölf seiner Genossen sich auf die Villa Ambrigo, an die Quellen der Amper zurückgezogen und hier einsiedlerisch mit seiner klösterlichen Genossenschaft gehaust, bis er um 910 verstorben. Er war ein hoher Welfe und angeblicher Bruder der Kaiserin Judith. Darauf ist die Vermuthung gebaut, daß Kaiser Ludwig, dessen Großmutter selbst aus dem welfischen Stamme und ein Nachkömmling Ethiko's gewesen, eben durch die Erinnerung an ein ehemals bestandenes Kloster bewogen worden sein möge, dieses Bergthal zum Sitze des von ihm beabsichtigten neuen Klosters zu wählen. Nach meiner Annahme wäre nun allerdings eine Form Edintal oder Etintal als schwache Genitivbildung bei Personennamen zu erwarten; man bedenke aber, daß die ältesten Urkunden, welche die Namen bringen, nicht über das erste Drittheil des vierzehnten Jahrhunderts zurückgehen, also uns aus einer Zeit vorliegen, die eine so weit vorgeschrittene Abschleifung nicht ausschließt.

**) Ein in den Alpen gewöhnlicher Bergname. Ich erinnere

eine schmale Felskuppel, herab in die Schluchten und Windungen des geweihten Gaus. Feierlich fluthet die Amper daher; an ihren grünen Ufern stehen glänzende Weiden und der unheimlich duftende Asphodelus. Eine kreisrunde Thalmulde trennt Dich noch von dem berühmten Kloster. Die Straße, auf welcher Du in sie eintrittst, wird links vom Fels, rechts vom Fluß hart bedrängt. Von Wald ist an den jähen Wänden noch viel zu sehen, doch in der Niederung nur wenige Spuren. Es muß zu den Zeiten, wo der langweilige Jesuit Balde, auch einer aus dem pecus imitatorum, seine saphische Ode an die Virgo Etalensis gerichtet hat, da dunkler ausgesehen haben:

Silva cui circum viret et comanteis
Imputat umbras.

Fast von jeder Felswand, an welcher Dein Aug staunend hinanfliegt, stürzen sich milchweiße Wassersäulen nieder. Wo kein solcher Fall herabdonnert, siehst Du wenigstens an den langgezogenen Rinnen der Berge, welche Wege sich frühere Wasser gebahnt haben. So wird es immer wilder und wilder, je mehr wir uns dem alten Wallfahrtsort nähern; rechts öffnet sich gegen Süden die schmale Kluft des Graswangthales und entsendet die Amper. Wir werden uns in wenigen Stunden dort einfinden, und jetzt nur einen kleinen Umweg machen, um wegen der paar Schritte nicht an dem alten Stifte Ludwigs des Baiern vorbei zu gehen.

Schon schaut, mit einem Zauberschlag um die nächste

---

an die Kofel von Hohenschwangau, an den Patscherkofel bei Innsbruck. Es ist derselbe Stamm wie im Wort Kopf in der Bedeutung Tasse oder Napf. Im Nordischen heißt Koppr ein rundes Gefäß.

Felsecke gerückt, die Kuppel der Kirche herüber. Majestätisch hebt sie sich, in ihrer Wirkung von den wolkentragenden Kuppeln der Alpen nicht erdrückt, aus dem engen Thal. Im Styl nähert sie sich — das ist Dein erster Gedanke — am meisten der freilich | unvergleichlich gewaltigeren Marmorwölbung, die Filippo Brunelleschi auf die Rotunde des Domes von Florenz setzte. Es ist nicht die bauschige Kuppel, wie man sie, von Byzantinern beeinflußt, in Ravenna oder Venedig sieht, sie hat im Gegentheile etwas Leichtes und Graziöses. Wenn sie auch in den Größeverhältnissen (ihre innere Höhe beträgt nur 188 Fuß) weit hinter den Riesen von St. Peter, des Invalidendoms, ja selbst der Theatinerkirche zu München zurückstehn muß, so kann sie sich als geschmackvoller Bau noch immer mit vielen anderen und größeren Schöpfungen messen.

Ich kann nicht begreifen, wie man über den architektonischen Werth einer solchen Kuppel hat streiten mögen. Nichts ziert eine große Kapitale so, wie die weithin sichtbaren, von Menschenhand in die Lüfte gesetzten, schöngeformten Berge. Eine Anzahl Kuppeln verleiht das Aussehen der Großstadt. Es gibt nichts Monumentaleres.

Und auch hier in der verborgenen Alpenschlucht, wo wilde Achen und Wasserstürze das einzige Wandelnde sind, erregt das Werk freudige Ueberraschung.

Die ursprüngliche Kirche, von der Herr Doctor Holland in seiner Schrift: Kaiser Ludwig der Baier und sein Stift in Ettal, eine Abbildung gibt, wurde 1330 u. 1370 in romanischem Styl erbaut.

Die bekannte Veranlassung zur Gründung derselben ist sagenhaft. Als Ludwig der Baier nach Italien gezogen war, heißt es in der Legende, gerieth er wegen des nöthigen

Geldes zum Rückzug über die Alpen in große Noth, zumal er den Römern nicht vertrauen durfte. Wie er nun kein Mittel mehr gewußt, sich aus der Verlegenheit zu helfen, da habe sich der Kaiser ins Gebet geworfen und die Gottesmutter inniglich angerufen, daß sie ihm Gnad und Barmherzigkeit möge erwerben bei ihrem lieben Sohne. Darauf sei durch die verschlossene Thür ein alter eisgrauer Mönch in schwarzer Kleidung eingegangen, ob welchem der Kaiser erschrack. Doch bekannte er ihm sein Leid, dessen ihn der Mönch zu entledigen verhieß, wenn anders der Kaiser ihm folgen wollte. Da begehrte der Kaiser zu wissen, wohin oder worin er ihm folgen sollte. Der Mönch befahl ihm, so er wieder in sein Land kommen würde, ein Kloster zu Ehren unserer lieben Frau Himmelfahrt zu bauen, sollte darein auch Unterthanen der Regel des heiligen Benedict stiften. Der Mönch thäte nun dem Kaiser anzeigen, wo die Stelle in dem deutschen Land gelegen. Das merkte sich der Kaiser. Da kündete der Mönch ihm weiter, wie morgen ein mächtiger welscher Herr würde Lehenschaft von ihm begehren, und der würde ihm an Gut und Gaben zulegen, was er wolle und noch mehr. Mit solchem Gut könne er dann zurückziehen in's deutsche Land und das Kloster zu bauen anheben. Da war dem Kaiser wohl zu Muthe, als wäre ihm ein Engel von Gott gesandt, und versprach Alles zu vollbringen. Der Mönch aber zog aus seinem Aermel ein weißes Marienbild und gab's dem Kaiser, als ein Wahrzeichen, darüber das Kloster zu bauen. Darauf verschwand er. Die Sache aber ging, wie dem Kaiser verkündet war. Also zog er bald wieder heim.

Und wie er kam in die deutschen Lande und sein Herzogthum Baiern, da war es bei Partenkirch, daß er die

Steig hinauftritt, denn er wollte nach Augsburg. Da ward das Marienbild, das der Kaiser auf den Armen trug, plötzlich gar schwer, daß er vermeinte, er könne es nimmermehr tragen, auch fiel sein Rößlein bei einer großen Tanne zu dreien Malen auf die vorderen Kniee; da vermerkte der Kaiser, daß hier eine absonderliche Stelle sein müsse, fragt also, wie die Landschaft benannt sei. Da nannt's ihm Meister Heinrich der Fendt, ein Jäger vom oberen Ammergau, so bei ihm war und zeigt's ihm an, wie dieser Ort Ampferang hieße. Das war aber die Gegend, so ihm der Mönch genannt und gewiesen hatte. Also gab der Kaiser seinen Willen kund, hie sein Stift aufzurichten, was auch bald geschah. Zuerst baute man dem Meister Fendt ein hölzern Häuslein, daß er des Baues wohl achte.

Ich übergehe die mannigfaltigen Plünderungen und Brände der Kirche, um zu bemerken, daß ihre gegenwärtige Gestalt von dem Aufbau herrührt, der durch ihre letzte Zerstörung 1744 nothwendig wurde. In der Rotunde sind sechs große Oelgemälde und der Plafond der Kuppel prangt in Fresken, welche eine lebendige Geschichte aller Mönchsorden darstellen. Das Innere macht überhaupt, wie mir scheint, einen viel zu bunten Eindruck.

Mit dem Kloster war eine sehr seltsame Stiftung verbunden, die ich, weil sie bekannt ist, nur des Folgenden wegen mit wenigen Worten anführen will. Die ganze hierher gehörige Urkunde findet sich in Monumenta Boica VII, 235 ff.

Es sollten nämlich mit zwanzig Mönchen dreizehn alte, verdiente Ritter nebst ihren Frauen ein gemeinschaftliches Leben führen. Den Rittern sollte ein Meister, eine Mei-

sterin den Frauen vorstehen. Eine strenge Zucht war ihnen vorgeschrieben. Die Frauen hatten blaue Tracht, die Männer waren grau und blau gekleidet. Wittwen war gestattet, sich auch im Kloster wieder zu vermählen.

Die Regel dieses Stiftes, sagt Holland, mit seinem geistlichen und weltlichen Ritterthum ist so seltsamer und mit allen früheren klösterlichen Institutionen unvergleichbarer Natur, daß man vielleicht vermuthen könnte, der Kaiser habe dabei einen idealen Munsalvasch mit Templeisen und Graldienern zu verwirklichen im Sinn gehabt.

Der Munsalvasch (mons salvationis) ist ein allen meinen Lesern aus der Gralsage und aus unserm Parcival und Titurel wohlbekanntes Heiligthum. Dort wurde der heilige Gral von den Templeisen, einer geweihten Genossenschaft Ausgewählter, gehütet. Auch er lag mitten in düstern Wäldern, im unzugänglichen Gebirg.

Aus dem Gedichte Wolframs von Eschenbach erinnern wir uns ja des Monsalvasch:

Mit Sigunens Urlaub folgt er bald
Den frischen Stapfen durch den Wald.
Doch ritt ihr Maulthier solche Wege,
Daß bald im dichten Waldgehege
Die Spur verschwand, die er erkoren.

Es ist mir in Folge dessen sehr einleuchtend, daß nach Zusammenstellung der Beschreibung des Graltempels mit der ursprünglichen Ettaler Rotunde, dann der Sagen von der Ettaler Madonna mit den wundersamen Eigenschaften des Gral und in Berücksichtigung der persönlichen Beziehungen, die zwischen dem Vater des Kaisers, Ludwig dem Strengen, und dem Dichter des Titurel obwalteten, Hrn. Dr. Holland sich die Ueberzeugung aufdrängt, der Kaiser habe

nichts anderes thun wollen, als inmitten einer furchtbar erregten und schwer zerrissenen Zeit einen Graltempel erbauen und so den schönen Traum eines großen Dichters verwirklichen.

Wie Titurel, fährt er fort, auf überirdische Weise geführt wird, so führt den Kaiser das Bild, das gleich der Wünschelruthe die Stelle des Tempels bezeichnet. Wie in Salvaterre, so haben wir hier ein gleiches Bergplateau, das am Eingange des Landes und gleichfalls an einer Herrstraße gelegen; es ist die gleiche Waldwildniß holzverwachsen und zerklüftet. Während auf Munsalvasch nur dem Gralkönig verehelicht zu leben erlaubt ist, hat der milde Kaiser seinen Rittern die Ehefrauen belassen, auch erscheint derselbe Zug, daß die Kinder schon im zartesten Alter hinausgeschickt, gerade wie von der Gralburg die jungen Edelherren in herrenlose Lande abgesendet werden. Auch unsere Ritter waren züchtig und ehrbar zu leben verbunden, und hatten ein Abbild des Gralkönigthums in ihrem Meister und ihrer Meisterin. Sodann ist die Anlage der Ettalerkirche mit der des Graltempels, den König Titurel baute, in ganz überraschender Weise zusammenstimmend, was eigentlich um so weniger verwunderlich ist, da ja der Dichter im Auftrage des Kaisers selbst die Fortsetzung der Wolfram'schen Fragmente übernahm und (freilich erst nach des Kaisers Tode) vollendete. Das wunderbare Bild aber, das vom Himmel gekommen, dessen Material Niemand erkannt haben soll, das den frommen Wallern tausendfältige Gnaden spendet, daß nur von den Reinen und Sündenlosen sich tragen und heben läßt, war der Gral d i e s e r Templeisen, die hier mitten im Walde und in einer vordem nie gelichteten Wildniß hausten und lebten. Wollte man noch weiter

gehen, so hätte man in dem mit dem schweren Siechthum des Bannes beladenen Kaiser auch den kranken König, den roi pecheur, der im Anschauen des Ettaler-Grales neue Kraft gewinnt und am Plansee, dem Brumbaue der Dichtung, alle seine politischen Schmerzen vergißt.

Diese Vermuthung hat allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich, bleibt zum Mindesten eine geistreiche Hypothese.

Der heilige Gral in der umdunkelten Wildniß — es ist einer der besten Gedanken, die das Mittelalter erzeugte. Die Allegorie ist groß und sein Lichtkern eben so hell, als seine Hülle unklar.

Jetzt ist Ettal ganz verödet. In dem weiten Hofe des Klosters ist Alles mit Gras bewachsen, alle Mauern des alten Gebäudes stehen im hohen Unkraut. Die Straße wird wenig begangen, und verhältnißmäßig selten zieht ein jugendlicher Tourist mit der Reisetasche vorüber. Niemand stört uns, aus der nebenanliegenden verlassenen Schenke, in der wir Herrn Jugerles „milden stärkenden Saft" umsonst gesucht haben, sinnend auf das Kloster hinüberzuschauen, und der Wandlungen seiner Schicksale zu gedenken. Wie viele Schätze hat es aufgespeichert, wo sind sie? Was die Glaubensinnigkeit einer entschwundenen Zeit gesammelt, zerstreute die Gleichgültigkeit einer nüchternen Periode. Das Besitzthum ist verschleudert und von den mannigfaltigen Handschriften, welche die Väter erworben hatten, nur wenig übrig. Das sogenannte Gebetbuch Ludwigs des Baiern, welches die Münchener Bibliothek aufbewahrt, ist die kostbarste davon.

Der verborgenste Winkel der Berge bot keinen Schutz vor dem Eindringen einer Bewegung, die am Ende eines

der merkwürdigsten Jahrhunderte in der menschlichen Entwicklungsgeschichte ebenso die Klosterzelle wie die adelige Burg und den Königssaal heimsuchte.

Zerstörend wälzte sie sich dahin und tausendfache Frucht keimte aus der Vernichtung. Der französische Geist überschwemmte die Erde und das Ungestüm seiner Wellen brachte Segen. Der Boden, dessen Hüter die Macht und den Willen hatten, ihn vor der Berührung des gewaltigen Elements zu schützen, ist heut noch unfruchtbarer, als derjenige, über den die Fluth hinging oder auf dem sie die großen drei ersten Lustra dieses Jahrhunderts stehen blieb. Das Kloster da drüben ist ausgestorben, aber an hundertmal Stätten mehr werden die Menschen gepflegt und erzogen. Des Stiftes Richter zu Murnau darf keine Hexen mehr verbrennen, aber im Lande herrscht die Autorität des Gesetzes.

Diese und manch andere Reflexionen knüpfen sich gerne an solches Gemäuer. Doch es ist spät, und die Schatten der Bäume sind schon längst in einander zusammengeflossen. Es beginnt zu dunkeln. Unser Ziel ist der kleine Ort **Graswang** am Eingang des gleichnamigen Thales. Die kalten Luftströme die seit dem Untergange der Sonne von den Jochen herabfließen, haben jetzt das Thal ganz ausgefüllt. Es ist frisch und thauig. Bald haben wir seine Mündung erreicht.

Ein Theil des weidereichen Graswang heißt auch Hirschwang.

Wang, der in verschiedenen Formen so häufig vorkommende Ortsname, bedeutet überhaupt eine Flur, in der ohne Zuthun des Menschen etwas wächst. In der Schweiz nennt man die Seitenfläche eines Berges so, wenn sie mit Gras

und Blumen bewachsen ist. Im alten Heliand ist von einem „gruoni uuang" die Rede. Die Gothen nannten das Paradies wangs. Das triftreiche Gebirge der Vogesen heißt ursprünglich Wango. Die Nordländer bezeichnen das Feld mit wangr.

Wangen, was bei uns der Name vieler Dörfer ist, heißt also: „bei den Wiesen". Elwangen z. B. bei den Hirsch (Elacho) =Wiesen.

Es bietet eine enge überall eingeschränkte Vedute. Die Schranken sind hoch, es sind Alpen von siebentausend Fuß. Das herabgezogene Geröll und die Amper und die tiefe Sumpfwiese, in deren Mitte sie diesem Thal, ihrer Wiege, entströmt, lassen uns nur einen schmalen Pfad. Es ist mehr eine Schlucht als ein Thal. Alles ist so finster, so verklüftet, so tannig und rauh, daß es Dir scheint, als ob Du Deinen Weg in dem Lande jenseits der nebelverhüllten Thule, im bleichen Dalekarlien oder Finnmarken gingest.

Hinter der unbeweglichen Wand von Schatten müssen Unholde, Wichtel, Waldfrauen und Alraunen hausen. Gewiß brennen kleine Feuer in Löchern hinter großen Blöcken, wo das stille Volk der Erdmännchen und Zwerge sich ergötzt. Dort sitzt auch, von ihrem Felsen herabgekommen, Els, das rauhe Weib, halb im tiefsten Dunkel der Föhren versteckt. Es ist eins der finsteren Thäler, wo Dunkelelben wohnen.

Hier kam Hermodhr neun Nächte lang durch, als er um Baldr zu suchen, gegen Hel ritt. Der irrende Schein hinter dem Farrenkraut im Moos dort ist die wirbelnde Flamme des Elfenlichts. Vielleicht verjagt ihn die rothe Sonne, wenn sie um Mitternacht aufgeht.

Nichts hat einen Umriß; Alles ringt im sterbenden Licht und scheint sich, bevor es für das Aug verschwindet, unmuthig hin und her zu bewegen. Die wüste Erde will den Tag verschlingen.

Dô diu naht zuo slîchen
Durch nieman wollte lâzen,
Und îr der tac entwîchen
Muoste, er fuor sâ wester hin die strâzen,
Also dâz man die erd in sach verslinden,
Und er ir möht empfliehen,
Dô kunder sich von orient ûf winden.

Die Seelen der Sterbenden sind es, die auf den Wiesen, deren Plan grau geworden ist, herumflattern. Sie reiten auf den Blumen und wollen nicht fort. Bald wird böse Zauberkraft in den Kräutern fließen. Die Rosse der Walkyren schütteln ihre Mähnen hoch oben in der schwarzen Luft; du hörst sie nicht, aber es fällt kalter Thau herab.

Doch sieh! ein gastliches Licht zerreißt den nordischen Traum.

Die niedrige Hütte, aus welcher er kommt, ertönt von lustigen Gesang und Zitherspiel.

Wir haben das hölzerne Dörflein Graswang erreicht. Alle Wohnstätten dieses Ortes sehen aus wie Alpenhütten. Sie sind aus Stämmen gebaut und das Wetter hat sie gebräunt. Die Fenster sind ganz klein und aus runden mit Blei umgebenen Glasstückchen zusammengesetzt. Vor den Hütten läuft oben und unten eine Altane, eine Verande. Große Brunnen plätschern, die Bergwasser rauschen durch die taube Nacht und die Rinder blöcken in den niedrigen Ställen.

Ehrerbietig grüßt uns der Wirth, ein armer Bauer. Seine Knechte betrachten uns neugierig, rücken um das einzige Licht der halbdunkeln Stube zusammen und heißen uns willkommen.

Ein Eierkuchen muß die Strapazen dieses Tages ausgleichen und uns für die Mühen des nächsten stärken. Das Bier in der tannenen Hütte ist matt, aber es mundet uns doch, die frische Luft des langen Tages hat uns dazu Muth gemacht.

Wir haben heute viel Schönes gesehen, mein Freund. Wir sind aus der anmuthigen Hügellandschaft des Peißenbergs bis herein in das Revier der ewigen Rauheit gedrungen — unser Blick ist an Schneegipfeln gehangen und ist dem Sturz der Achen gefolgt, aber Du bist jetzt doch froh in der winzigen, dumpfen Stube zu sein, denn es sind Menschen darin. Treuherzige Gestalten, in denen kein Falsch ist, Kinder der Stürme und des Wetters sitzen da, und vergessen ihr hartes Dasein beim Klang ihres Lieblings, der Zither. Der eine von ihnen war heute Morgen vielleicht weit oben auf den schwindelnden Schrofen und ließ einen schweren Stamm mit Gefahr seines armen Lebens weiter herab auf eine Felsrinne gleiten; der andere hat eine erdrückende Last von Brod und Salz auf die höchste Alpe getragen; der Dritte ist, mit seinem Beil auf dem Rücken, aus einer unglaublichen Entfernung vom Flachland hereingekommen, wohin er seinen Floß auf der Amper hinabgeführt hatte. Das Morgengrauen, lang vor dem ersten Sonnenstrahl, ruft sie zu neuen Mühen. Das geht so fort und fort, bis der rohe Sarg sie abholt. Und noch dazu ohne Leichentuch, wir bekommen doch wenigstens ein Leichentuch.

Auch die Civilisation ist vertreten. Dort gähnt ein Herr in der Städterjoppe; es ist ein Geometer. Wo die Gemse im ewigen Nebel um die Kuppe zieht, von welcher der Adler in die lautlosen Schneewüsten schaut, dort wird wieder einmal die Grenze zwischen Baiern und Oesterreich regulirt. Es ist was schönes um die deutsche Einigkeit.

Der gute Bauer kann sich nicht trösten und fürchtet, wir würden mit seinem Obdach nicht vorlieb nehmen. Es hilft nichts, daß wir ihn bitten, doch erst abzuwarten, was wir morgen darüber sagen werden; er meint immer, wir „seien etwas Besseres gewöhnt“.

Ach, lieber Mann, ans Bessere bist du gewöhnt, nicht ich. Du bist zufrieden, wir sind's nicht. Du bist in deiner Hütte ein freier Mann, wir sind Sklaven von hundert Sachen, die du zu deinem Glück noch nie hast nennen hören. Du hast das Bewußtsein des Besonderen, wir des Allgemeinen. Du bist ein Mensch, wir sind Treibhauspflanzen. Mit einem Wort, du hast alle Anlage glücklich zu sein und wirst es, wenn dich das Schicksal nicht zu sehr schlägt; uns aber hilft Alles nichts, denn uns steckt der Pfahl im Fleisch, von dem der Grieche spricht: Vieles zu kennen, über nichts aber zu walten. Du hast uns lächelnd erzählt, daß in deinem Hause seit zwei Jahren kein Fleisch gekocht worden ist; wir sind verstimmt, wenn wir statt dieser Portion Braten eine andere bekommen. Du hättest mit einem Vermögen den Gipfel alles Erdenglücks erstiegen und wir würden damit nur in eine neue Phase unserer Unruhe treten, also, lieber Alter — wenn du auch auf Heu schläfst, du bist doch an etwas Besseres gewöhnt! —

Zwei junge Menschen treten ein. Es sind Hirten,

das zeigt ihre wollene Decke und der weitkrempige Hut. Sie haben jetzt ihre Rinder eingepferchet und ruhen aus. Der zitherspielende Sänger begrüßt sie mit dem neckischen Lied:

Gestern seid's zu viere g'wes'n,
Heut seid's nur mehr zwei —
Die andern sind beim Ochsenstehl'n,
Maria steh Euch bei!

Dieser Vers ist nicht dem Gebirg entsprungen, denn die Thatsache, auf die er anspielt, gibt es dort nicht. Das ist eine Sitte, die dem edlen Volk, das Niederbaiern bewohnt, zukömmt. Wenn dieses sie auch nicht, wie weiland die Hellenen, unter die Arbeiten eines Halbgottes rechnet, so hat es doch keinen übermäßigen Abschen vor ihr. Das schöne Lied ist jedenfalls von einer Floßfahrt heraufgebracht worden.

Das muntere Gespräch wird lang fortgeführt, und erst spät in der Nacht trennen sich die Zecher. Wir hören sie lachend davon gehen.

Die kleine Stube, in der wir schlafen müssen, ist freilich gar zu niedrig und schwül, aber die Sonne geht bald auf. Noch siehst Du von ihr nichts, als einen gelben Schein, den die höchsten Spitzen herabwerfen. Auch einige Tannen, die von da unten aus wie Nähnadeln von den Schrofen niederschauen, sind vergoldet. Der Himmel weit oben ist tiefblau und kleine silberweiße Wölkchen jagen vom Ostwind fortgerissen an seiner Wölbung dahin.

Es wird licht im Graswang.

Schon läuten an den Halden hin die Glocken der Heerden; manchmal tönt ein schrilles Pfeifen herüber. Jetzt schallt's wie ein Schuß; er hat wohl in einer der unsichtbaren

Klüfte einem Wilde gegolten, das aus den Morgennebeln herabstieg, um in den thauigen Kräutern zu weiden. Schon am Mittag siehst Du es vielleicht da auf dem Rücken seines Jägers mit verglasten Augen und blutiger Schnauze vorbeitragen, und in wenigen Tagen schmücken seine Geweihe die grüne Wand eines Zimmers, in dem bis Mitternacht geraucht und getrunken wird.

Endlich hat die Sonne den nächsten Grat überschritten und scheint gerade in's Weidethal. Die Wolken, welche wie Dampf an den Wänden herumziehen, fangen an zu blenden. Mit dem Steigen des Gestirns verblassen sie und endlich sind sie über den Bergen zerronnen.

Jetzt sagen wir unsern freundlichen Wirthen Lebewohl und machen uns bereitwillig auf die Wanderschaft.

Jenseits Graswang in die beschneiten Berge hinaus steht nur mehr ein einziges Haus, eine Försterwohnung. Dann geht es drei Meilen weit durch unendliche Wälder, an Abhängen und Achen vorüber nach jenem See, der finster im bodenlosen Becken liegt.

Es ist schwer, sehr schwer, eine solche Wanderung zu beschreiben. Ich will sagen, es ist unmöglich. Die gewaltigen Massen undurchdringlicher Wälder in dem feuchten Thal, das fußtiefe Moos, welches die gefallenen Stämme versteckt, die krystallenen Bäche, die Klammen, die Höhlen, die Schneefelder, die Stege über den zischenden und kochenden Wassern in den Kalkschluchten — die Wiederholung dieser Bilder auf dem Wege, den wir zusammen gehen, entzückt Dich ebenso in seiner unvergleichlichen Wirklichkeit, als er Dich in meiner Feder ermüdet. Er ist erhaben und unvergeßlich. Nichts vermag den Eindruck einer nicht entweihten Natur, die in ihrer Größe rührt und erhebt, mehr

zu erhöhen, als die Einsamkeit, die Dich hier stumm und weihevoll umfängt.

Kurz vor Graswang haben wir noch einen Hirten von Ferne gesehen; er trug, weil er einen Regen fürchtete, ein starkes, dickes Leder auf den Schultern, aus dessen Mitte durch ein Loch sein Kopf herausschaute. Es ist so hart und so stark, wie ein Tischbrett, aber es schützt. Ein solches Leder habe ich an den Grenzen von Bosnien gesehen.

Von nun an nichts Lebendes mehr -- als der schwarze, ungefleckte Bergsalamander *), der träge aus den kurzen Gräsern am Wege glotzt.

Die Amper soll oben im Ammerwald entspringen? Wo?

Ach ihr Stubengelehrten: Ihr redet vom Ursprung der Alpenströme und zeigt mir auf eurer Karte, da und da kommen sie heraus. Kommt herein in ein meilenlanges Hochthal; da fließen von allen Wänden die quirlenden, milchweißen Achen; dort donnert es in der Tiefe, hier ist ein Fels ausgespült, dort hat ein Wasser den Weg zerrissen, hier ein anderes den Steg weggenommen. Endlich sind sie in der breiten Thalsohle beisammen und fließen vereint weiter. Das geschieht aber nicht auf einmal, an einem Punkte. Auf der langen Strecke begegnen sich unzählige Wasser, dieses nimmt jenes auf, fließt dann wieder in ein anderes, vereinigt sich mit einem vierten, und erst in der Entfernung mehrerer Stunden siehst Du den größeren Bach. Wo ist ein Ursprung? Ich sage von dem Augenblicke,

---

*) Salamandra atra, kommt nur auf höheren Gebirgen vor.

von dem Punkte an, wo der Fluß, an dem wir heraufgekommen sind, nicht mehr wahrnehmbar größer ist, als die Achen, die ihm jetzt in immer kurzeren Zwischenräumen ihren Tribut bringen — von da an ist nichts mehr zu unterscheiden.

Solche Flüsse entspringen eben nicht auf einem Punkte, sondern sind schon in ihrem ersten Auftreten, dem über die Kiesel dahinstürzenden winzigen Bach, aus einer unbekannten Anzahl von Traufen zusammengeschüttet.

Der gute König, den ein noch nicht genug bedauerter jäher Schlag des Verhängnisses seinem Lande entrissen, ist der Schöpfer dieses Wegs, auf dem man zwischen den schneetragenden Riesen und ihren Schlünden dahingeht, wie in der Anlage eines englischen Parkes. Früher war da ein Steig, den nur Jäger und Schmuggler wandelten.

Endlich – nachdem sechs Stunden lang ein Panorama an uns vorübergezogen, das, ich wiederhole es, unvergeßlich bleibt, stehn wir vor dem schwarzgrünen Plansee. Da, wo wir stehn, ist allein die Möglichkeit eines Weges seinen Ufern entlang. Ueberall sonst fallen die steilen Felsen des Hochgebirgs in seinen unheimlichen Schooß.

Das Zollhäuschen und der schwarzgelbe Querbalken, an dem wir vorbei müssen, erinnern uns daran, daß wir das Land Tirol betreten haben. Der Wächter ersucht uns höflich um „Paß oder Vorweis“ und ist auch durch mündliche Auskunft leicht zufrieden gestellt.

Bis zwanzig Schritte in den See hinein zeigt die helle Farbe des Wassers dessen Seichtigkeit; dann aber wird es schwarz wie Tinte, der Abgund ist jäh. Diese Abgrenzungslinie geht an unserm ganzen Ufer fort.

Oft kam der große Kaiser, der seiner infamen Zeit zu überlegen war, um ein anderes als ein unruhiges Leben, ja einen jammervollen Daseinskampf zu führen, hieher und ruhte an der ruhenden Fluth. Hier ließ sich Ludwig der Baier nieder, wenn er rasten, wenn er athmen wollte. Nicht schöner kann das Andenken an diesen Helden, der unerschüttert dem kläffenden Zorn der Pontifices zu trotzen wußte, und mit ungetrübtem Geiste in die Wirrsale des gräulichen Jahrhunderts blickte, gefeiert werden, als durch den klaren Bergquell, der ihm zu Ehren hier in einem schönen Brunnen von Granit aufgefangen wurde. An der marmornen Tafel heißt es: Ludwig dem Baier, errichtet von Maximilian dem Zweiten. Mögen auch dich, erleuchteter Fürst, einst in späten Jahrhunderten so die reinen Brunnen verherrlichen — es wäre dein schönstes, dein sinnreichstes Denkmal!

Unseren besseren Kaisern ging es Allen wie Ludwig. Sie glichen einem edlen Hirsch, der von einer scheußlichen Meute verfolgt, keucht und keucht und endlich hoffnungslos zusammenbricht. Ihr versteht mich, wer die Meute war. —

Der Hirt mit dem großen Leder hatte recht befürchtet. Wie wir die Höhe vor Breitenwang erreichen, neben der in unübersehbarer Tiefe der ungeheure Stuiben-Wasserfall herausbricht und mit seinem Donner, wie mit Kanonen, den Wiederhall der Berge weckt — wo das unvergleichliche Lechthal mit dem ansehnlichen Reutte herauftaucht, und der Vogel, die Tonella und das ganze Heer der rhätischen Alpen mit Stolz auf ihre niedrigeren Genossen herüber sehen, da auf diesem erhabensten Punkt der Straße, die wie ein Schwalbennest an den Felswänden hängt, und wie ein unendlicher Balkon in den Lüften an ihnen fortläuft, da sendet

uns wieder der alte Pluvius einen seiner derbsten Grüße. Rasch sind das vielbewunderte Thal und seine ungeheuren Hüter im grauen Wehen verschwunden. So erreichen wir **Breitenwang.**

Der Schoppen rother Wein und die „Tiroler Stimmen" begrüßen uns. Der Wein ist sauer und die Tiroler Stimmen behaupten, Luther sei der Vorläufer Garibaldi's. In einer Ecke auf einem Schränkchen liegen folgende Bücher: Annalen der Erzbruderschaft vom allerheiligsten Herzen Mariä, Baumgärtlein bepflanzt mit den schönsten Andachtsübungen, Aufmahnung zum Gebet für Pius IX., Ewiger Herzensbund mit Gott und dem heiligsten Herzen Mariä, Katholisch ist gut sterben!, Rosenkranz von den sieben Schmerzen Mariä, Geistlicher Schild für Soldaten, Einsiedlerkalender, Neu eröffnete Himmelsschule, die Lilie im Garten Gottes, Leben und Offenbarungen der Jungfrau Elisabetha Eppinger, Ueber das Lesen schlechter Bücher. —

Die Schleußen des Himmels schließen sich nicht. Aber lieber nach Reutte durchnäßt kommen, als in der armseligen Kneipe den Tag hinbrüten. Wir haben ohnehin nur mehr eine halbe Stunde zu gehen, das heißt zu waten.

In Reutte macht der vortreffliche Posthalter unsern Nöthen ein Ende. Seine Freundlichkeit versieht uns mit Kleidungsstücken und während die unsern trocknen, mag uns das ausgezeichnete Mahl und sein duftender Wein trösten. Es ist das wahre Blut von der Sonne an Terlans Felsen ausgekocht.

Drüben erzählt einer von zwei Bräuhäusern in Padua. Der Andere detaillirt seinen Marsch von Piacenza nach Krakau. Der Dritte berichtet von den Strapazen in den slavonischen Wirthshäusern und der Vierte schmettert Alle

durch seine Schilderung von Strzumilowa, einem Dorfe in Galizien, nieder.

Es gibt Leute, die sagen, wie man nach Oesterreich komme, merke man gleich an der bewegteren Welt, daß man sich in einem großen Staate befinde. Du hast hier in dem kleinen Reutte ein Beispiel davon. Aber als was, Leser, waren die Leute da, wovon sie erzählen?

Als Soldaten waren sie da, als österreichische Soldaten.

Der erste vertrank vielleicht in Bräuhäusern seine Mutterpfennige, der zweite hatte in Piacenza mit füsiliren helfen, der dritte war als Steuerexecution bei Halbnackten, der vierte mußte die Grenze gegen die armen Polen sperren.

Wir sind in Oesterreich.

Wir versetzen uns mit einem jener Sprünge, welcher der Phantasie leicht gelingen, aus dem südlichen Hochlandgau hinaus in die weite Ebene Baierns.

Eine seltsame Gegend liegt vor uns. Rings um **Maisach**, südlich von dem Schienenwege, der München mit Augsburg verbindet, siehst Du dunkelgrüne Wälder, oft ganz rund, wie riesige Sträuße von Bäumen zusammengebunden auf dem moorigen Boden stehn. Weit drüben rauscht die Amper durch das Sumpfland; sie verzweigt sich um buschige Inseln und Halbinseln. Aus dem feuchten Gras, über dem eine bräunliche Farbe liegt, schaut die Parnassia und die Oenanthe. Während Dein Aug die entfernte Dämmerung der Alpen in der zitternden Luft sucht, begegnet es dem Reiher, dem Kiebitz oder dem Brachvogel, die nach Beute jagen.

Fürchte nicht, Leser, daß ich Dich nochmals in die Wüste von Wasser und Gräsern führe. Ich lud Dich nur deßhalb ein, das herrliche Alpenthal zu verlassen, weil ich Dir unsern Strom auch noch im Norden des großen Sees zeigen will. Freilich schäumt er da nicht mehr zwischen triefenden Felsen. Seine Ufer sind Haine und sanfte Hügel. Es ist eine Pastorale, in der wir wandeln.

Moos umbordete Quell'n und du Grasplatz, sanfter
als Schlummer,
Grünender Erdbeerstrauß, der mit sparsamem Schatten
sie decket,

diese bilden das Stillleben, dessen Genuß uns hier erwartet. Aber auch noch Anderes werden wir sehen. —

Ueber die Volksstämme, die in der Vorzeit hier hausten, wissen wir nichts, als daß die früheren der keltischen, die späteren der germanischen Race angehörten. Von den Ambrones, welche manche *) hieher versetzen, steht gar nichts fest. Der Gleichklang dieses Volksnamens mit „Amper" hat die Geschichtskundigen vermocht, sie an unsern Fluß zu verweisen, sonst nichts. Bekannt ist von ihnen nur, daß sie sich mit den sogenannten Cimbern und Teutonen auch mit den Tigurinern eine Zeit lang herumtrieben, bei welcher Gelegenheit sie in Gesellschaft der genannten von den Römern blutige Köpfe davon trugen.

*) Franz Rid in den „Neue historische Abhandlungen der baierischen Akademie der Wissenschaften" 1804, Seite 1—88 und Westenrieder in „Beiträge zur vaterländischen Historie", Bnd. 10, Seite 213—228. Die wichtigsten Notizen über dieß räthselhafte Volk findet man in Diefenbachs Origines Europaeae Seite 229 zusammengestellt.

Es waren Barbaren; ob ihre Tracht so stupid und barbarisch war, wie die der Leute, besonders der Frauen, die uns auf dem Wege begegnen, steht dahin. Man stelle sich bei diesen einen Bauschrock von dreißig Ellen Tuch vor, die in faltige Wellen zusammengenäht sind; die Taille ist unmittelbar unter den Brüsten. Wie gesund es für Frauen sein mag, eine solche Centnerlast auf dem bloßen Leibe an sich herum zu schleppen, läßt sich denken.

Es ist zu widersinnig. Für solche Fälle wäre der Büreaukratie in der That mehr Initiative und Gewalt zu wünschen. Ueber ein Einschreiten gegen eine solche Aeußerung der individuellen Freiheit, wie diese gemeinschädliche Tracht*), über ein wenig Maßregeln gegen solchen Unverstand, wäre gewiß nicht viel zu sagen. Belehrung und Vernunft hilft bei den Bauern nichts gegen eingerosteten Unsinn.

Dies Costüm heißt die „Gloner- oder Dachauertracht", weil sie von dem Ausflusse der Amper aus dem See längs der Glon bis zu deren Mündung in die Amper sich über den Bezirk von Dachau erstreckt. Felix Dahn sagt, es sei ursprünglich schwäbisch und finde sich mit unwesentlichen Veränderungen bei den Bäuerinnen des Schwarzwaldes wieder. Ich hätte nicht gedacht, daß so etwas zweimal oder öfter erfunden, oder weit verbreitet wurde, die Hirnwüthigkeit ist zu originell dazu. —

Bei einem schattigen Sommerbierkeller, der links von der Straße aus hohen Bäumen schaut, beginnt ein dichter Forst. Schöne Fußpfade führen durch weiches Moos neben

*) Eine „Tracht" (tragen) in der drückendsten Bedeutung des Wortes.

der Straße hin. Wenn sich der Wald wieder lichtet, liegt **Bruck** vor uns, und jenseits die belaubten Hügel die sich in die Amper senken.

Im alten Ertl heißt es noch, es sei „ein kleiner Marckfleck an der Ammer gelegen, und drey Meil Wegs von München, allwo eine starcke Straß nach Augspurg und in das Reich hinausführt“.

Eben diese Straße hat es zu Wege gebracht, daß Bruck der freundliche und wohlhabend aussehende Marktflecken geworden ist, der uns beim Eintreten überrascht. Bis zum Ende der dreißiger Jahre, um welche Zeit die Eisenbahn von München nach Augsburg gebaut wurde, bedeckten zahlreiche Fuhrwerke die große Straße und belebten mit ihrem Verkehr den gastlichen Ort, den man füglich ein Städtchen nennen kann. Mit der Eisenbahn, die jetzt in einer Entfernung von einer halben Meile vorüberführt, änderte sich die Sache natürlich. Das Lustigste dabei ist, daß die damaligen Vertreter des Fleckens mit aller Gewalt es durchzusetzen trachteten, daß die gefürchtete Eisenbahn ihren Ort nicht berühre; sie dachten, ihre Straße könne dadurch veröden. Nach vieler Mühe brachten sie es dahin, daß dieselbe wirklich mehr als eine Stunde entfernt davon vorübergeführt wurde, nachdem sie ihnen anfänglich zugedacht gewesen sein soll. Aber ihre Straße verödet doch; die guten Leute hatten eben damals von dem, was durch eine Eisenbahn bewirkt wird, noch keinen Begriff. Aehnlich verhielten sich andere Marktflecken Oberbaierns. Jetzt ist von allem dem das gerade Gegentheil da.

Auch die alten römischen Soldaten hatten hier schon ihre Straße; es ist dieselbe, die wir auf unserem Spaziergang an der Isar bei Grünwald gesehen haben. Sie ging

von Augsburg nach Salzburg. Ihre Zwischenstationen waren Ambris*), Isiniska, Pons Oeni, Bidaium, Artobriga. Diesen entsprechen die heutigen Oertlichkeiten: Schöngeising, Birgschanze bei Valley, Pfunzen, Seebruck und eine Stelle im Walde südlich von Traunstein. Stellenweise war sie befestigt. Spuren davon sind noch zu finden an der Sunderburg bei Schöngeising, dann besonders auffallend, wie wir gesehen haben, bei Grünwald an der Isar, dann im Forste von Deisenhofen.

Von dieser und der früheren wie späteren Zeit liegt Allerlei im Boden. Karl Riedl berichtet von Grabhügeln, alten Wällen, keltischen Münzen, Schlachtschwertern und Schlüsseln**).

Doch lassen wir die Schlachtschwerter und die Münzen mit den langen Köpfen, die Strahlen umgeben, und sehen uns ein wenig im „Markt“ um, so gut es das böse Pflaster den müden Füßen gestatten will.

Die Häuser zeugen von Behäbigkeit; viele sind neu übertüncht oder mit modischen Façaden versehen. Es geschieht Viel den Badegästen zu lieb, welche das heilsame Wasser der Amper daher lockt. Aber auch davon abgesehen ist günstiger Besitzstand und Sauberkeit nach außen in der Regel mit einander verknüpft. Und in diesem erfreulichen Fall befindet sich Bruck; es ist, wie die Leute sagen „Geld da“.

Daß die Bräuhäuser und Gastwirthschaften in dieser Repräsentation nach außen nicht zurückstehen, kann man nach unsern Verhältnissen im Vornehinein annehmen. Von außen

*) Ambre, wie es in der Bavaria steht, ist Ablativ.
**) Oberbaier. Magazin VIII, S. 142.

den imponirendsten Eindruck macht der „Hirsch“, am Anfange des Markts; am behaglichsten aber scheint es mir beim „Marthabräu“.

Bei diesem „Marthabräu“ befindet sich ein Institut, das nicht genug anzuerkennen ist, und den Gründern Ehre macht. Ich meine ein Lesecabinet. Eine für die Umstände immerhin nicht unbeträchtliche Anzahl deutscher Zeitungen und Erscheinungen der periodischen Literatur liegt da auf. Gegen einen sehr geringen monatlichen Beitrag kann jeder Fremde beitreten. Ich will nicht von der Annehmlichkeit sprechen, welche eine solche Einrichtung an schlimmen Regentagen dem Badgast bietet, sondern von dem Vortheile, welchen der Einfluß einer vielseitigeren Lectüre für die Einheimischen bringen muß. Man sage von Journalistik was man wolle: wenn nur überhaupt gelesen wird, ist schon etwas erreicht. Und daß man hier neben den meist ganz haltungslosen Münchener Blättern auch andere sieht und zu lesen bekommt, das ist ein Fortschritt, an dem sich andere Märkte und Städtchen Südbaierns ein Muster nehmen sollen. Es läßt sich derartiges so leicht machen; denn durch Vereinigung geringer Mittel wird Viel erreicht. Am Ende kommt dann gar eine stattliche Bibliothek zusammen. Und wenn ein solches Lesezimmer weiter gar keinen Zweck hätte, als dem geisttödtenden Tarokspielen oder dem Domino und ähnlichen Unterhaltungen Concurrenz zu machen, wäre etwas gewonnen.

Den Orten, an denen die landläufige Routine unserer Büreaukratie und unserer Honoratioren bis jetzt dem Gedeihen eines so bescheidenen Unternehmens nicht günstig war, wünsche ich, daß ein besserer Geist einziehe, und dem

Brucker Lesecabinet, daß über seinem Fortschreiten ein liberaler Sinn walte.

Seien wir immerhin froh, daß wir heute nicht nothwendig haben, es allzulang zu benutzen. Denn die Sonne schaut vom tiefblauen Himmel und nicht das kleinste Unmuthswölkchen fliegt über seine eherne Stirn. Lassen wir die Welthändel von Mejico bis Kopenhagen drinnen in der Stube. Der Duft, welcher durch das buschige Gelände der Amper heraufzieht, ist angenehmer, als der Geruch der Druckerschwärze, und das Säuseln der weißlichen Erle am Ufer erfreut mich mehr als das Umwenden des Blattes bei der Isarzeitung.

Es ist wunderhübsch auf der Brücke. Die grüne Amper strömt darunter hin, zahlreiche Geschlechter der Weiden und Gräser verfolgen den würzigen Fluß, so weit Dein Auge reicht. Dazwischen schauen weiße Häuser heraus. Es muß da ein gar behaglicher Landaufenthalt sein. Wer nichts Großes liebt, sondern sich mit anmuthiger Kleinheit begnügt, wird in dieser Natur Vieles vereinigt finden, was ihn anzieht.

Die Geselligkeit in den Gasthäusern ist groß; man könnte sich nach München versetzt glauben, wenn man am Abend die erhellten Säle und die dichtgedrängten Besucher betrachtet.

Heute mag nun beim „Hirsch“ allerdings etwas Ausnahmszustand sein, denn es ist ein Sextett da, welches sich zur Aufgabe stellt, die gesammelten Sechser emsig zu verdienen. Die neckische Quadrille, der jauchzende Gallop, die süße italienische Arie, selbst der unmelodische Wirrwarr Wagners wechseln mit wollüstigen Walzern. Da ich von der Straße aus in dem grellen Lichte der Petroleumlampen

so viele Kopfsilhouetten sehe und der einladende Klang durch die Fenster dringt, trete ich ein.

Neben an meinem Tische sitzen zwei Männer und zwei Frauen. Das eine Paar ist jung, das andere ist alt. Der alte Mann bewegt mißmuthig sein hervorragendes Unterkiefer und sucht mit der Hand zerstreute Brosamen, die von der beendigten Mahlzeit noch auf dem Tische liegen. Er führt sie langsam zum zahnlosen Munde, und betrachtet immer den Tisch, auf dessen grünes Wachstuch Cigarren zahlreiche Löcher eingebrannt haben. Die Frau schaut oft von dem Strickzeug, das sie ins Wirthshaus mitgenommen hat, nach den Tischen, an denen zwischen Einheimischen zerstreute Fremde sitzen. Das junge Paar plaudert und lacht vertraulich; die Blicke des einen umschreiben unstät die Gestalt des andern.

Plötzlich verkündet die laute Introduction einen Walzer. Die Töne, welche die Sinne erregen und die Welle des Blutes peitschen, durchjagen den Saal. Es sind die „Freudengrüße“ von Strauß. Im Strom dieser Musik an der Alltagslaune festzuhalten ist unmöglich. Rasch reißt er die Phantasie mit sich fort hinab zum Glanze der großen Donaustadt. Dann tauchen ihr die unvergleichlichen Gärten und Säle auf, die in den bunten Farben unzähliger Laternen schimmern, wo sich heiße Jugend in leichter Umhüllung nach diesen Klängen durch den Schwall von Blumenduft und Licht wiegt, und die Kinder des Ostens sich mit den scheueren Sprößlingen der deutschen Erde im Dienste der großen Königin vereinen. Die Reigen wirbeln dahin, und aus ihren Verschlingungen tauchen trunkene Augen als der gleißendste Schmuck herauf.

Auf das minder bewegliche Volk der Baiern bringt

die melodische Tanzweise nicht viel Eindruck hervor; viele verwünschen die Musik und möchten ihr Bier in „Ruhe" trinken.

Es ist unglaublich, wie groß die Scheu vor jeder Anregung des Gehirns oder des Cerebralsystems bei diesen ist. Schon das eine genügt, um eine tiefe Kluft zwischen dem Altbaier und dem Oesterreicher bloßzulegen. Dieser ist leichtsinnig, jener schwerfällig; und was der eine mit Grazie peccirt, an das tappt der andere mit plumper Faust. Die jüngere Generation wird allerdings etwas anders, sie „verwienert" mehr.

Bei unsern zwei Paaren am Tisch geht die Musik nicht vorüber, ohne mit ihren Gedanken auf besondere Weise zu spielen. Das sehe ich an den Blicken, welche sich die jungen zuwerfen; sie gleichen den Leuchtkugeln, mit denen sich zur Nachtzeit zwei feindliche Lager beschießen. Das Auge des jungen hübschen Frauenzimmers ist wie halb starr, während ihre Wangen anmuthige Röthe hinaufschießt und das des Verliebten rollt auf und ab wie in der Dunkelheit die leuchtende Meerwelle.

Beim zweiten Paar ist es anders; das alte Weib strickt gebückt an ihren Maschen weiter. Aber der Alte schaut hie und da von seinen Brodkrumen auf, lugt dann matt auf die theure Gattin hinüber, deren strammes, mageres Gesicht keine übermäßige Liebenswürdigkeit anzudeuten scheint, und dann kommt's wie ein Seufzer über seine Lippen. Ich werde mich nicht sehr täuschen, wenn ich den Sinn dieses Seufzers mit einem Schnaderhüpfl übersetze, das ich einmal in Tirol gehört habe:

Wenn i no denk an dieselbe Zeit,
Wo i di g'habt hab so gern:

Hätt i's mei Lebtag do a nit g'laubt,
Daß D' mir so z'wider könnst wern.

Unterdessen hat die Musik aufgehört und die Schaar der Gäste lichtet sich. Auch wir wollen heimgehen und beim „Martha" unser Lager aufschlagen.

In der Stille der Nacht hört man das Rauschen der Amper, die viel weiter unten dahin fließt. Es ist etwas Seltsames um diesen Ton der Fluth im tiefen Dunkel. Wer hat nicht schon darüber nachgedacht, warum zur Nachtzeit die Bewegung des Wassers, wie jeder andere Ton, sich viel weiter hörbar macht, als am Tage? Durch das bloße Aufhören des Geräusches, das am Tage von Menschen und Thieren ausgeht, ließe sich das allenfalls in Städten erklären, aber sicherlich nicht draußen in kleinen Orten und Dörfern oder in der Wildniß, wohin auch zur Tageszeit Niemand kommt. Humboldt stützt sich auf die größere Gleichförmigkeit in Temperatur und Dichtigkeit der Luftschichten, welche den Schall vermitteln. Immerhin bleibt es eine auffallende, oft unheimliche Erscheinung. So habe ich oft in München in der Mitternacht weit draußen am äußersten Rande der westlichen Vorstädte das Rauschen der Isar, die im Osten fließt, viel deutlicher gehört, als an ihrem Ufer selbst am hellen Tage. Das entfernte Getöse, das über die verödete Stadt hinzieht, macht traurig. Es ist, als wenn die ewige Natur lauter zu dem vereinsamten Gemüth sprechen wollte, das auch in der finstern Stunde noch keine Ruhe gefunden hat. „Sei still, sei still, Alles ist nichts; siehst du, wie dieser mein Strom flüchtig zum Meere hinabzieht und in Dunst verschwindet, so geht dein Leben, so gehn Alle die dahin, welche ihr rastloses Treiben jetzt im Schlafe vergessen. Sei still, es wird einst Alles

ruhig werden.“ So spricht sie und ich freue mich, daß die widerwärtige Menschheit im Bett liegt und nicht lärmt, so daß ich die Stimme der Mutter vernehmen kann.

Diejenigen, welche so etwas hören, werden wieder manchem Anderen ausgesucht sentimental vorkommen. Ich glaube, daß diese Meinung unrichtig ist. Der Quietismus hat eine bestimmte Berechtigung. Es ist eine Art von Religion, die ihren sittlichen Werth hat. Er schützt wenigstens denjenigen, der das Glück hat, ihn in sich aufnehmen zu können, vor vielen bösen Regungen. Dieser wird Niemanden drücken, Niemanden quälen, Niemanden verfolgen — kurz er wird Niemanden wehe thun wollen, außer solchen, von denen er annimmt, daß sie wissentlich oder unwissentlich Dinge treiben, welche die Trübsal der Welt vermehren. Der Quietismus ist eine Auflehnung des ursprünglichen Naturbewußtseins gegen das nothwendig selbstsüchtige Treiben der einzelnen Wesen. In ihm verkörpert sich das, was man den eigentlichen Humor nennen darf. Denn der Humor ist dasjenige Element im Menschen, welches die Gegensätze der Erscheinung versöhnen will. Und was versöhnt sie mehr, als die Ueberzeugung von der Nichtigkeit des individuellen Treibens und von der Bedeutungslosigkeit der Selbstsucht? Man sage nicht, daß eine solche Ueberzeugung den Geist erschlaffe oder einen Vorwand zur Trägheit darbiete. Wie steht es denn mit dem Werthe der Anstrengungen bei den Meisten? Man will angesehen, man will reich werden. Das heißt genau betrachtet nichts Anderes, als mit Allen Krieg führen. Nur die Arbeit des Künstlers oder des Gelehrten hat Bedeutung an sich, weil sie zum Bewußtsein des Allgemeinen verhilft, zur Erlösung aus der individuellen Befangenheit beiträgt. Und dahin

arbeitet auch der wahre Quietismus. Alle übrigen Menschen haben nur durch die Beziehungen Werth, in welchen sie zu jenen Arbeitern stehen. Die Heloten müssen arbeiten, damit die Sophisten sich nicht selbst Schuhe machen oder ihren Gemüsgarten nicht selbst bepflanzen müssen. Das ist ihre Bedeutung.

Der Fortschrittsmann und die demokratische Bourgeoisie werden die Nase rümpfen, wenn man ihr so etwas sagt. Sie würden es nicht thun, wenn sie es verstünden.

Ein paar Prachtexemplare solcher Schwärmer für Freiheit und Menschenglück sitzen da in der Zechstube, die ich noch betreten muß, um die Bedienung zur Herrichtung meines Nachtlagers zu veranlassen.

Der eine hat eine Blumenfabrik, in welcher Mädchen um fünfzehn Kreuzer von früh bis spät arbeiten müssen; der andere ist ein Buchbinder, der seinen Namen nicht unterschreiben kann, indeß zehn Arbeiter zu Hause ihm das nöthige Geld erschwitzen müssen, um einen Weinkeller zu halten und Landpartieen machen zu können; der dritte kauft Häuser, steigert den Miethzins der Einwohner und verkauft sie mit zwanzig Prozent Gewinn wieder an einen Andern; der vierte „zertrümmert" Landgüter und leiht Geld auf Wechsel, die er um grenzenlose Provisionen so lange prolongirt, als er durch das Vermögen seines Schuldners, den er dann in den Kerker werfen läßt, gedeckt ist. Alle vier sind aus der Stadt und rasende Fortschrittsmänner. Sie reden davon, daß die Welt nicht mehr so dumm sei wie früher. Heut zu Tage, behaupten sie, kann man das Volk von oben nicht mehr so bedrücken. „Ja, die Leute lassen sich nicht Alles gefallen. Aber es ist noch lange nicht genug geschehen. Mit allen Finsterlingen muß aufgeräumt werden. So lang

die Guillotine nicht arbeitet, geht nichts vorwärts. Und vor Allem der Bürger muß frei werden. Ist nur einmal das erreicht, so wird man mit den Beamten, den unnützen Professoren und Literaten bald fertig sein."

Heilige Freiheit! So sprechen die Freiheitsmänner in deinem Namen.

Das ist keine Caricatur, es ist die Essenz des angestrebten Bürgerkönigthums, die Polykratie der Rohheit und des Unverstandes, die Unterdrückung durch den Besitz. Wenn ich die Leute classifiziren will, fällt mir eine Phrase aus dem Jargon des lateinischen Viertels ein. Ich sage euch, meine Herren, ihr seid majestueusement stupides!

Das war eine unruhige Nacht. Mein Unstern wollte es, daß ich wegen Ueberfüllung des Hauses mit fremden Gästen in eines der wenigen übrigen Betten kriechen mußte, die noch nach guter alter Sitte den müden Leib mit einem Berg von Federn gegen die Unbill der Nachtluft schützen. Dann ziehen schwere Traumbilder vorüber. Das Gehirn empfindet den Druck und rächt sich durch schreckliche Phantome, welche den Schläfer quälen. Bald war ich bei dem alten Vulcan in der Esse, dann grinzte mir Sisyphus zu, ihm zu helfen, dann mußte ich zwischen den Symplegaden durchfahren und am Ende sollte ich im deutschen Reformverein eine Rede halten. Da so das Entsetzen auf die Höhe gestiegen, erwachte ich.

Mein Kopf war wüste und leer. Solches Träumen, das Schweißtropfen der Angst auspreßt, macht dumm. Man glotzt blöde in die Welt hinein und brütet fort, bis die Obtusion der Nerven aufhört.

In solchen Fällen kenne ich ein gutes Heilmittel. Dazu ist aber nothwendig, daß es gerade Sommer und zwar heißer Sommer ist, denn man braucht die Sonnenwärme. Ein Gang im grellen Licht des heißen Gestirns ändert Alles. Es ist als ob die Schädelknochen nicht ganz undurchsichtig wären und einem Schimmer vom großen Tag den Durchgang vergönnten. Das regt dann die torpide breiige Masse zum Leben an. Und bin ich dann wieder zu Hause, so zeigt sich wie ein Nachglimmen des Lichts im Hirn. Denn dann kommen allerlei Gedanken und selbst die leicht ermattende Phantasie regt wieder und mächtiger als lange Zeit vorher ihre schillernden Flügel. Es geht uns da wie dem Antimonphosphor oder dem Bologneser Leuchtstein, die, wenn lange die Sonne darauf geschienen, im Dunkeln einen leichten Glanz von sich geben. Solltest Du, lieber Leser, in meinem Büchlein zuweilen einem Gedanken begegnet sein, der Deine Einbildungskraft oder Dein Herz freundlich angesprochen hat, so verlasse Dich darauf, daß mir ihn die liebe Sonne in die dunkle Kopfhöhle hineingeschienen hat. Ich bin vorher draußen herumgelaufen. —

Jetzt habe ich von Bruck eigentlich nichts mehr zu sagen. Die schöne grüne Amper, die durch den Markt fließt, habe ich Dir gezeigt, wir haben die freundlichen Häuser betrachtet, wir haben auch der liberalen Bewirthung beim „Martha" innerlich unsere Anerkennung gezollt — also ein anderes Bild!

Gleich wenn wir die Amper überschritten haben, sehen wir den Prachtbau des ehemaligen Klosters **Fürstenfeld** sich zwischen dem Fluß und der prächtigen, bewaldeten Hügelreihe erheben. Viele alte Männer, in die dunkelblaue Uniform

der Invaliden des baierischen Heeres gekleidet, stehen am Wege herum, denn drüben das Prachtgebäude ist das Asyl ihres Alters. Sie tragen kleine Haselstöckchen und viele schleichen gebückt. Manchmal sehe ich einen der Alten einen längst erloschenen Cigarrenstumpen mühsam wieder anzünden oder aus einer Glasflasche sich den schönsten Kalk-Schnupftabak auf die runzlige Hand schütten. Sie grüßen gutmüthig und sind zu ausführlicher Auskunft willig. Du lieber Himmel, wie viele Opfer der Kaserne sind unter diesen Leuten! Wie mancher von ihnen, der jetzt da, ein einsamer Greis, herumgeht und die wenigen Kreuzer, die er in der Tasche hat, nachdenklich zum Schnaps trägt, wäre ein glücklicher Großvater im gemächlichen Kreise seiner Lieben, wenn er in seiner Jugend nicht für den Zwangsdienst des kleinstaatlichen Militärs gepreßt worden wäre. So hat er später als Berufssoldat sein ganzes Leben vertrödelt. Eine unnütze Einrichtung hat ihm zugleich Jugend und Mannesalter genommen und schickt den Greis, nur von Schicksalsgenossen umgeben, ohne Freude und Trost in's Grab. Unnütz sage ich, weil die Einrichtung keinen gemeinnützigen Zweck hat. Denn die bewaffnete Macht der kleinen Staaten läßt sich bei den dynastischen Verhältnissen Deutschlands zu nichts verwenden; die Waffe wird nicht gebraucht, weil der Arm lahm ist. Politik können die Herren keine machen, denn die wird ihnen gemacht; um vollendete Thatsachen anzuerkennen, dazu braucht man keine Soldaten. Wozu also die Leute quälen und eine „Armee" zusammen halten, die unter allen Verhältnissen in der Kaserne bleiben muß? Kommt Gefahr von außen, dann ist das Volk da; das wird sich schon zu helfen wissen.

Einen schöneren Kirchhof, als den der alten Invaliden

bei Fürstenfeld habe ich nie gesehen. Es ist ein waldiger Bergabhang mit dem allerfrischesten grünen Rasen. Da ziehen sich die schlichten hölzernen Kreuze die duftige Halde hinan, und sanft gewölbte kleine Hügel kennzeichnen die Ruhestätten der armen Greise. Alles ist ohne Richtschnur und Symmetrie: hier ein Baum, da ein Grab, dort ein Kreuz, hier die Waldblume, dort der Strauch über dem vermoderten Gebein. Es ist keine geometrisch abgezirkelte quadranguläre Verwesungsanstalt wie die Leichenäcker der großen Städte, bei deren Anlage nur Schnur, Richtscheit und der langweilige rechte Winkel arbeiten — es ist ein Hain des Friedens, es ist ein letztes Lager. Denn bunt durcheinander wie in einem Feldlager liegen die müden Streiter, als ob sie nach einem langen Marsche an selbstgewählten Rasenplätzen ausruhten. Schlaft sanft, die Erde war euch hart, als ihr auf ihr gewandelt seid; ihre Decke wird euch kühlen. —

Die Entstehung des weitläufigen Prachtbaues hängt mit einer gräßlichen Geschichte zusammen. Sie liest sich wie ein Schauderroman von Spieß. In jenem schrecklichen dreizehnten Jahrhundert, in dem die Fürsten in den deutschen Landen mit Gut und Blut der Leute schalteten, wie es ihre selbstherrliche Willkür ihnen eingab — waren sie doch seit des zweiten Friedrichs Tod jeder Oberaufsicht ledig — herrschte Ludwig der Strenge über das menschenarme Baiern. Er war mit seiner Gemahlin Maria, einer Tochter des Herzogs von Brabant, auf einer Reise in sein rheinisches Land begriffen. Als er zu Donauwörth ankam, ließ er sie in der Begleitung seiner Schwester, der Wittwe des deutschen Königs Konrad, dort zurück. Oft schrieb sie, als er fortgezogen, Briefe an den Gemahl auf der Pfalz

zu Heidelberg. Einmal gab sie auch dem Boten einen Brief mit an einen am Hofe des Herzogs lebenden Wild- und Raugrafen, Heinrich von Hirschau. Den Brief an den Herzog siegelte sie mit rothem Wachs, den andern mit schwarzem, damit der Bote, welcher nicht lesen konnte, die Briefe nicht verwechsle. Im ersteren Briefe soll sie in zärtlichen Ausdrücken ihren Gemahl um seine Heimkehr angefleht haben, und im Briefe an den Raugrafen hieß es, sie wolle, wenn er den Herrn dazu bewege, ihm das gewähren, was er einst von ihr gebeten. Es wird nämlich erzählt, daß dieser Graf beim Spiel einmal die holdselige Frau darum angegangen habe, ihn als ihren eigenen Ritter zu duzen, wie sie wohl auch anderen vornehmen Unterthanen that. Unglücklicher Weise besorgte der Ueberbringer die Briefe in die unrichtigen Hände. Ludwig glaubte in den allerdings zweideutigen Ausdrücken Beweise von der Untreue seiner Gattin zu finden, und stieß den Boten sofort nieder. Nun gings voller Wuth heim nach Donauwörth. Den Schloßvogt durchbohrte er beim Eintritt in die Veste mit seinem Dolch; Helika von Brennberg, ein Edelfräulein der Pfalzgräfin, theilte sein Schicksal. Er ließ sie und noch vier andere Jungfrauen in den Schloßgraben herabstürzen. Die Herzogin selbst wurde von dem eilig herbeigerufenen Scharfrichter enthauptet. Das war am 18. Januar 1256.

Erst nach einigen Tagen kam der Rasende zur Besinnung, und als sich nun durch unverwerfliche Zeugen die Unschuld der Ermordeten aufklärte, befiel ihn solches Entsetzen, daß nach einer Volkssage*) seine Haare in einer

*) Ein Märchen; derlei physiologische oder pathologische Erscheinungen gibt es nicht.

Nacht grau wurden, obwohl er damals erst 26 Jahre alt war. Der Papst Alexander ließ diese Missethat nicht ungeahndet. Zuerst ward ihm auferlegt, mit tausend Rittern zu Hilf des heiligen Landes über's Meer zu ziehen. Das wies Ludwig zurück, mit dem Bemerken, es sei ihm zu beschwerlich. Dann sollte er ein Karthäuser Kloster bauen. Von diesem strengen Orden war aber in Baiern nicht die erforderliche Anzahl Mönche aufzutreiben. Darum nahm er seine Zuflucht zu denjenigen Asceten, die um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die reichsten und mächtigsten waren, den Cisterziensern. Diese Cisterzienser nun, die für das Seelenheil Ludwigs beten sollten, blieben bis 1803 in den weiten Gebäuden. Was haben sie in den fünf Jahrhunderten gethan? Ich weiß es nicht.

Die Kirche im Kloster ist, ich will nicht sagen schön, aber prächtig. Ihr Styl ist der in Altbaiern fast allein herrschende Roccoco. Die Façade, von mächtigen Säulen getragen, imponirt. Der Baumeister war ein Italiener, Fiscati. Die Fresken sind ein wenig zu grell, aber in Verbindung mit dem kolossalen Haufen von Gold und Marmor von einem gewissen sinnlichen Glanz. Es ist ohne Zweifel eine der größten Roccocokirchen in Deutschland. Ihre Erbauung fällt aber auch gerade in der Blüthe der verzerrten Renaissance, 1716.

Früher waren hervorragende Grabmäler darin. Vorerst das des herzoglichen Stifters; dieses wurde 1632 von den Herren Schweden, die nach verborgenen Schätzen suchten, zerstört. Auch der gute Kaiser Ludwig, der im Jahre 1347 ganz in der Nähe von Bruck plötzlich starb, war anfänglich hier begraben. Später holte man ihn wieder, und jetzt weiß Niemand mehr, wo des wackeren Herrschers Gebeine ruhen.

Einige sagen in der Münchener Frauenkirche, andere nennen wieder andere Kirchen, aber sicher kennt den Ort, wie gesagt, kein Mensch. Nur eins weiß ich: bei den Augustinern in München liegt er nicht begraben. Pfalzgraf Rudolph und er hatten ihr Kloster gegründet und reich beschenkt, dafür wiesen sie den Leichnam des im Bann Gestorbenen von der frommen Schwelle. Nannten ihn doch die Bischöfe quendam Ludovicum de Bavaria, qui pro Romanorum Imperatore, dum viveret, se gessit. Vielleicht wollten ihn die Cisterzienser, die ja ihre weiße Kutte von der heiligen Jungfrau selbst erhalten hatten, auch nicht mehr unter den Marmorplatten ihrer Kirche liegen haben.

Was haben diese Leute gethan? Ja, das fragte ich mich wieder, als ich aus den Fenstern der kleinen Restauration, die im Gebäude angebracht ist, auf die riesigen Mauern hinübersah. Ich kam auf diesen Gedanken durch Ideenassociation, weil ich mehrere Artillerieoffiziere da Schlauch spielen sah, der nach dem angelaufenen Bierconto bereits viele Stunden gedauert haben mußte. Wer ihre lange Geschichte liest, der findet, daß die heftigste Bewegung innerhalb des Ordens gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts durch eine Fleischerlaubniß entstand. Die Fleischtage wurden 1485 auf Sonntag, Dienstag und Donnerstag festgesetzt. Andere wollten vielleicht Montag, Mittwoch und Samstag, wieder andere vielleicht die ganze Woche. Sicher ist, daß die Kämpfe um diesen Theil der Regel in dem stolzen Mönchsstaat ein Jahrhundert dauerten.

Vor einigen Ablegern der Schöpfung des Robert von Champagne habe ich indessen erklecklichen Respekt. Es sind dieß die Trappisten, von Jean le Bouthillier de Rancé 1662

gestiftet. Man ist Mönch, oder man ist es nicht: das sind Mönche.

Jeder von uns hat mehr oder minder von den unglaublichen Satzungen dieser extremen Büßer gehört. Ein solcher Orden ist nur in einem romanischen Land möglich. Seelenstärke muß uns ein Gegenstand der Bewunderung sein, wo immer wir sie finden. Ein Mensch, der sich in Verleugnung seiner selbst und der Welt solcher Qual freiwillig und mit unerschrockenem Lächeln unterzieht, ist ein Held. Er verdient ein Monument. Ich kenne Viele, denen Denkmäler gesetzt worden sind, die solchen Geistern gegenüber Gamins waren.

Auch noch ein andrer Orden hängt damit zusammen, die Cisterziensernonnen. Eines ihrer Klöster, das unsterbliche Port-Royal, hätte leicht Anstoß zu einer viel geistigeren Weiterbildung des Katholicismus werden können, als es die von den ungeschlachten sächsischen Doctoren angestiftete sogenannte Reformation war. Port-Royal war die Pflanzstätte des Jansenismus. Auch dieser edle Anlauf hatte das beneidenswerthe Schicksal, vom vulgus seines Zeitalters zertreten zu werden.

Was sind das Alles für traurige Gedanken! —

Den Invaliden geht es jetzt, was Unterhalt und Verpflegung anbelangt, ziemlich gut. Ihr Speisesaal soll ein Muster von Nettigkeit und Ordnung sein. Leider konnte ich ihn nicht selbst sehen, aber wem es glückte, ihn besuchen zu können, besonders zur Zeit des Mittagmahls, der rühmt die Einrichtungen auf das lebhafteste. Es hätte mich sehr interessirt, so etwas zu betrachten. Es mag aber, wenn man mit Offizieren nicht etwas näher bekannt ist, gewisse Schwierigkeiten haben, sich die Sache im Detail anzusehen.

Der alte Graubart, der neben mir sitzt und behaglich seinen Nachmittagstrunk zu sich nimmt, erzählt mir von seinen Feldzügen und Blessuren. Er hat, sagt er, noch eine Kugel im Bein stecken. Sie stammt von 1809 aus dem Feldzug gegen den Andreas Hofer. Wie viel Blut kostete doch das Gemetzel gegen diese stupiden Bauern.

Mir geht es in die Nerven, wenn ich den Hofer mit seinem aufgedunsenen Gesicht und seinen Schweinsäuglein neben dem Kapuziner Haspinger, diese armseligen, bigotten, verblendeten Leute unter die „deutschen Helden" als Vorläufer der „Befreiungskriege" stellen sehe. Mögen österreichische Historiographen dieses Tiroler-Massacra glorificiren — das ist natürlich und kein Mensch wird etwas dagegen sagen können. Andere aber wie z. B. Immermann hätten sich mit den blutigen Kutten-Intriguen nicht befassen oder sie gar im Lichte einer verhimmelnden Dichtung erscheinen lassen sollen.

Die Sachen stimmen Einen so lahm, so elend. Man sieht daraus, wie zu allen Zeiten in Deutschland immer hin und her geschoben wurde, so daß ein Dämon wissen mag, ob jemals etwas Ordentliches auf den richtigen Fleck kommt. Unser Volk muß eine unbeschreibliche rüstige Natur haben, wenn es zuletzt aus seiner bisherigen Geschichte mit heiler Haut herauskommt. Man schaue nur die Invaliden an, die da in der großen Stube sitzen, und werfe einen Blick in das schmutzige Tagblatt, das auf dem braunen Tisch liegt. Eine Kette von Betrachtungen schlingt sich in die andere. Es steht ein langes Gewäsch über die Besetzung von Rendsburg darin. Die „Invaliden" bilden zu dieser Lectüre die allerschönste Staffage.

Gehn wir hinaus. Wo wir nur hinblicken, schäumt

die grüne Welle im Thalgrund. Die Amper ist für Mühlen und andere Zwecke in viele Arme gespalten worden. Schmale Stege führen über den vervielfältigten Fluß, dessen Smaragd mit dem der unübersehbaren Pflanzendecke der Hügellandschaft ringt. Die Augen können sich sättigen an dem wohlthuenden Farbenlicht. Nur eine Farbe ist es in Wirklichkeit, die Dich umgibt. Durch grüne Wiesen zieht die Strömung, durch hohe Wälder und blüthenreiche Büsche die Luft hin. Ich weiß nicht, welches Bad erfrischender ist: das in der quirlenden, weichen Welle da unten oder in der würzigen Luft, die vom Hauch der Myriaden üppiger Pflanzenleiber erfrischt wird. Das ist das reizendste an dem Amperthale von Bruck und Fürstenfeld, daß es Dir diese Wahl schwer macht.

In der grünen Farbe glänzen
Ist die schönste Wahl der Welt,

sagt Calderon in „Schärpe und Blume" (Banda y flor). Nur die Thautropfen, die aus der Luft herabgefallen sind, schauen aus dem überfluthenden Grün. Die Sonne glänzt von Osten in sie hinein. Trifft Dein Auge gerade im rechten Punkt mit ihrer vollen Farbenausspendung zusammen, so ist es von dem bunten Licht geblendet.

Die Diamanten von Wischapur und Golkonda gleißen nicht so. Aber die Diamanten, welche aus der Zerstörung einer unbegreifbaren Zeit herauskrystallisirt sind, bleiben ewig und diese saugt der Strahl der nächsten Stunde auf.

Wird der frische Wind des Morgens heftiger, so blinkt noch eine andere Farbe im Thal; die Blätter der vielgestaltigen Weiden, die sich über den Fluß beugen, zeigen den weißlichen Glanz ihrer Kehrseite. Es rauschen ihre

Doppelreihen den ganzen Strom hinauf. Oft fällt dann eine Blüthe, ein Blatt in das Röhricht, auf die Wellen hinab. Das tanzt auf ihr fort, auf der sanften Fluth, viele Meilen weit an den träumenden Büschen vorüber, bis es endlich die Kalkfluth der Isar im Schlamm begräbt. Dann wird einmal in späten Jahrtausenden der Abdruck seiner Nerven im erhärteten Gestein gefunden. Von uns ist dann kein Stäubchen mehr übrig, und über die aufgesogene Krume unserer Kultur ist vielleicht ein neuer, finsterer Wald gewachsen, oder es ist was wir gelitten und gedacht haben in einer unsäglichen Wüste verweht.

Irrwahn des Augenblicks, komm uns zu Hülfe! Umfange uns mit dem Gaukelspiel von Ziel und Zweck! der thätige Tag, der sein Wirken für etwas hält, will davon bethört sein. Und es ist nützlich, daß es so ist; denn so oft du uns die wohlthätige Binde von den Augen nimmst, meinen wir, daß es gut wäre, sich da irgendwo zu legen und zu liegen, bis sich der Käfig des Ich für immer geöffnet hat. Und während Du so dunkel die Befreiung heranwünschest, übermannen Dich die Lebenswellen wieder und Dein eigener Blutstrom — das Stück wird weiter gespielt und Du mußt auf der Bühne mithandeln.

Horch! über den Wald her dringt aus weiter Ferne der Ruf des Lokomotivs; dort, eine Meile jenseits der hochstämmigen Buchen, rast es mit dem Kurierzug dahin. Ehe die Sonne zweimal aufgeht, sind seine Räder von den Ufern der Donau an die der Seine gerollt. Sie spotten deiner plumpen Hindernisse, Natur, deines feindlichen, weitgespannten Raumes. Heutzutage brauchte jener lebensmüde Doktor keine Osterglocke mehr, die ihn der Welt wiedergeben muß; ein solcher Ton weckt kräftiger, als das Erz, das zur phantastischen Feier

ruft. Denn sein Schrillen ist das Evoe der Wahrheit: Wir haben dich gebändigt, Raum! Wir haben dich unterjocht, Zeit! Wir werden noch mehr Sclaven unter euch machen, ihr alten unfaßbaren Mächte. Aug an Aug wird mit den Titanen gerungen. Und wenn Alles von uns zu Grunde geht, wird das späte Geschlecht doch sagen: In ihnen waren mächtige Gedanken; sie haben Viel über den tauben Stoff vermocht und ihre Hand war die Jünglingsfaust des erwachenden Menschengeschlechtes. —

Jetzt bildet das Thal ein längliches Rund, wie ein Ei. Rechts hebt sich die Straße an den Hügeln hinan, und im tiefen Wald weit drunten rauscht unser Fluß. Ueber die Wipfel hinweg sehen wir ein weißes Dorf, Schöngeising. Das Wasser hat den wurzelreichen Grund des Forstes nicht mit seiner ganzen Kraft durchbrechen, hat über die mächtige Wehr nicht in einer Furche fortströmen können. So mußte es Stücke des Waldes übrig lassen und von ihnen zweigetheilt daran vorüberfließen. Solche Waldinseln stehen in der ohnmächtigen Fluth. Das Delta trägt dieselben wuchtigen Bäume, wie das Ufer drüben, von welchem es die geschmälerte Strömung trennt. Zwischen den Sträuchern am Wasserrand schlingt sich der kletternde Convolvulus mit seinen großen lilienweißen Glockenblüthen durch. In dem Grün blinkt er, daß ich ihn hier vom hohen Ufer aus erblicken kann.

In Hohlwegen, zwischen Eichen und Buchen, zieht sich unsere Straße weiter. Nun senkt sich der Waldberg, wir überschreiten die Straße nach Landsberied, das weit drinnen im dichtesten Forst liegt. Von einem schlichten Holzpfahl grüßt uns der alte Graf Rasso im schwarzen

Benedictinergewand, den Hirtenstab in der Rechten. Er sieht andächtig gegen Himmel.

Jetzt hat uns wieder Laubwald aufgenommen, der seine Zweige zutraulich über uns zusammenwölbt. Es wird dunkler und dunkler. Nicht eine Lichtlinie vermag der Sonnenstrahl durch das dichte Dach auf den schwarzen Humus des Wegs zu werfen. Die Erdbeere kann nicht gedeihen, aber das hoch anschwellende Moos verbirgt die Heere der Elater und Spinnen. Aus faulen Hölzern wächst der Kamm des Stockschwamms und unter unzähligen rothen, grauen, braunen und weißen Schwamm-Regenschirmen kauern nässescheue Mücken und Maden. Wir sind auf unserm Wege keinem Menschen begegnet; aber auch hier in entlegener Wildniß vernimmst Du vom Treiben des unruhigsten aller Wesen. Durch das Echo der breiten Stämme verstärkt, tönt der Schlag der Axt aus dem Waldinnern. Ein dumpfer, schnell verhallender Krach verkündet den Streifzug des Jägers. Ein anderer Jäger, ein Raubvogel, muß dort im Dickicht eingebrochen sein, denn ein erschrecktes, unterbrochenes Schrillen dringt hinter jener Wand von Föhren hervor. Das bange Dunkel lichtet sich, es kommt eine Rodung.

Ein Stundenpfahl, mit 2 bezeichnet, steht an dieser Lichtoase. Frei schaltet der Sonnenstrahl auf dem der Waldfinsterniß abgerungenen Rund. Zwischen Büscheln hochhalmiger Gräser zirpt die Grille, über dunkelrothe Umbelliferen flattert der Zitronenvogel und der Trauermantel, und auf den grauen Stümpfen verschwundener Bäume sonnt sich die scheue Eidechse. Hier rennt im Sand, am Rande des Wegs, die Ameise, den Gesetzen ihres Staates gehorsam und schleppt eine Fichtennadel, für die

arme einen Balken; dort jagt ein grün und golden schillernder Raubkäfer mit seinen rothen Beinen der Beute nach, die er auf der Rispe eines Gräschens erspäht haben mag. In den Pfützen auf der Straße rührt sich hier nichts mehr; die Sonne hat die Lurche verscheucht. Trotzig stehn, ihres Schicksals gewärtig, im Hintergrund die Tannen in geschlossenen Reihen.

Bald überdecken uns ihre Schatten wieder. Den harzigen Stämmen preßt die Gluth des Tages erhöhten Ambraduft ab. Man möchte trinken und im Vorrath trinken von dem Hauch, welcher den Lungen schmeichelt. Welche Luft mag erst durch die Coniferenwäldern der wärmeren Urzeit geflossen sein, deren Harz jetzt als goldgelben Bernstein die Welle des nordischen Meeres an den Strand wirft. Das wäre ein Madera für Engbrüstige gewesen. Nur schade, daß die Hilfebenöthigten um ein paar Milliönchen Jahre zu spät auf der erkalteten Rinde der Kugel erschienen sind. So müssen sie sich Leberthran und Malzertract kaufen.

Der Wald steht auf steigenden und fallenden Hügeln, drum geht die Straße in Wellenlinien hindurch. Aufwärts und abwärts hebt sich und senkt sich, immer an den Höhen der Amper hin, der wieder umnachtete Weg. Wir sind nun schon Stunden lang im Forst gegangen und freuen uns seiner jetzt nicht mehr so sehr, wie am Anfang. Die Oede langweilt schließlich. Ich bin ein zu subjectiver Tourist, um das zu verschweigen.

Noch immer wird das Dickicht nicht lichter. Plötzlich aber tönen Kinderstimmen, dann Hahnenruf in das Dunkel. Wir sind einem Dorfe nah, und — siehe da! mit einem Male macht der Pfad eine rasche Beugung in eine erhellte

Schlucht und ein ebenso entzückender, als unerwarteter Anblick empfängt uns.

Zu beiden Seiten der getheilten Amper, an die lieblichsten Hügel gelehnt, liegt das Dörfchen **Wildenroth** im Thalgrunde. Der perlende Schaum milchweißer Mühlstürze wirbelt an den Hütten des Ufers hinab, an das sich von drüben der Eichenhain herdrängt. Wie die Häuschen eines Nürnberger Spielwaarenkastens sind menschliche Wohnungen über die üppige Wiesendecke zerstreut. Die Bäume des Waldes und Fruchtgartens wetteifern, sie in ihren Schatten zu nehmen. Es ist die Titelvignette zu der Ausgabe eines Schäfergedichtes. Der Gegensatz zu der durchwanderten Waldeinöde erhöht den Reiz des Eindrucks.

Die abgeschmackten Verse an manchen Häuschen dürften wegbleiben. Sie haben mit dem Sinnen und Trachten der Leute nichts zu thun, sind auch nicht aus ihrem Bewußtsein hervorgegangen. Ich hasse Denksprüche, wie folgenden, der im Hochland an vielen Häusern angebracht ist:

Ich hab ein Haus, es gehört nicht mein,
Der zweite, dem ist's auch nicht sein;
Den dritten trägt man auch hinaus,
Jetzt ist die Frag: wem gehört das Haus?

Das hat an solcher Stelle keine Bedeutung. Der Bauer will von der fragilitas rerum humanarum nichts wissen. Wer so viel mit Grundbuch, Hypothekenbuch, Steuerkataster und dergleichen zu thun hat, fühlt sich auf seiner Scholle schon zu Haus. Es ist eitel gedankenloser Pharisäismus, mit derlei Inschriften zu paradiren, die nicht einmal der Pfarrer im Ort recht versteht, geschweige der Bauer. Soweit geht seine Speculation nicht, und darum gehören diese

Ergüsse zur unnützen Schulmeisterpoesie. Es wäre interessant zu wissen, wer solche Reimereien macht. —

Das Wasser schäumt gewaltig unter den Brückenstegen. Oft hat es der hölzernen Pfähle gespottet und ist weithin bis an die höher stehenden Häuser gestiegen. Da steht ein Täfelchen zur Erinnerung an solches Unglück: die Mutter Gottes schaut von ihrem Himmelsthron in die Ueberschwemmung.

Der Mühlsteg führt uns über den brausenden Fluß. Auf seinem lichtgrünen gekräuselten Wellenzug perlt es von unten in Myriaden Luftblasen herauf, wie im Kelchglas voll moussirenden Weines. Das Wasser wird von den Mühlrädern gequirlt. Das zeigt sich in allen reinen, grünen Alpenwassern: vor Wasserstürzen oder Mühlen findet ein schöner Kampf des Schneeweiß mit dem Grün statt, es kocht champagnerartig, und vom weißen Kern des Quirls bis zum ruhiggebliebenen Wasser gibt es unzählige Abstufungen zwischen den beiden Farben. Wer die Steigerung von Weiß zu Grün kennen lernen will, verfolge z. B. nur, wenn er auf dem Starnbergersee fährt, die Kreisel, welche das Rad des Dampfers in die klare Fluth schlägt. Da wird er Farben sehen, die noch auf keiner Palette zusammengemischt worden sind. —

Ein Hochzeitszug bewegt sich von der Pfarrkirche her nach dem Wirthshaus auf der grünen Hügelkuppe. Es sind Musikanten voran und alle Theilnehmer sind mit Sträußen geschmückt. Das enge Thal herauf hallt die Glocke der jenseits der Anhöhe versteckten Kirche. Die Brautleute scheinen vergnügt zu sein, denn sie schauen einander lächelnd an. Vor dem Wirthshaus steht eine dichtgedrängte Menge,

die der Ankommenden harrt. Es gibt Leute, die sich an einer Hochzeit ergötzen.

Mich interessirt der Aufzug der Glücklichen deßhalb, weil er andeutet, daß wir im Wirthshaus etwas zu essen bekommen werden. Die Bestellung von Fleisch und anderen Speisen pflegt bei dieser Gelegenheit so vorsorglich umfassend zu sein, daß wohl auch für zufällig vorüberkommende Wanderer die Wirthsküche etwas davon unterschlagen kann. Sonst sähe es hier um Erfrischung bedenklich aus; das Gasthaus ist selbst für unsere mehr als bescheidenen Ansprüche viel zu ländlich. Richtig glückt es uns, etwas von jenem Gericht zu erhaschen, welches der Anfang und das Ende der altbairischen Kochkunst ist. Meine Landsleute wissen schon, daß ich jenes bis auf die Faser ausgekochte Stück Fleisch in einer salzigen braunen Brühe meine, das man in ganz Oberbaiern Kalbsbraten nennt. Nun, es gibt solche, die es dem zähesten Kuhfleisch immerhin noch vorziehen, und darum nicht gezaudert! Der Essig und das Oel, welche den grünen Salat würzen, wären der Gegenstand einer Preisfrage in der analytischen organischen Chemie. An dieser Stelle will ich nicht unerwähnt lassen, wie oft mich die ungeheure Geschicklichkeit in Erstaunen gesetzt hat, mit welcher die baierische Küche das beste Rohmaterial so herrichten kann, daß der ungewöhnte Gaumen es zurückweist. Merkwürdig ist auch die Phantasielosigkeit im Kochen, die man auf der Speisekarte beobachtet; es sind seit Decennien die wenigen Gerichte immer dieselben. Wie leicht könnte man, ohne die Kosten zu vermehren, ein anderes oder etwas mehr Gewürz, eine veränderte Zubereitung, verschiedene Saucen anbringen — davon geschieht nichts. Es ist das eben auch ein Symptom des allgemeinen

Mangels an Vorstellungsvermögen und Einbildungskraft, der die Menge unseres Volkes auszeichnet. Der Altbaier haßt und verachtet geradezu Alles, was nicht aussieht, wie das hergebracht Ordinäre.

Nachdem wir die versalzenen Fleisch-Faserfaschinen den widerstrebenden Schlund hinabgewürgt, wollen wir uns draußen im Reich der Farben und Blüthen von den unerquicklichen Gedanken erholen, welche die Berührung mit menschlichem Treiben häufiger erzeugt als verscheucht.

Schöngepflegte Gärten ziehen sich an den Strand des Flusses hinab; in ihnen erhebt sich der gefährliche Aconit und die hochstämmige Malve, die rothe Blume des heißesten Lichts. Die Rosen hängen welk am Zweig, aber die reife Johannistraube schaut verlockend aus den hellgrünen Blättern und an der großen späten Erdbeere labt sich die Schnecke.

Manche der kleinen runden Hügel, die man von hier aus über dem Fluß drüben sieht, sehen aus wie Bouquets aus Waldbäumen zusammengebunden. Die schilfreiche Strömung im feuchten Grund hält sie frisch.

Auf einer der Kuppen erhebt sich eine alte braune Kirche. Sie steht ganz allein auf dem entholzten Abhang. Von ihrem Thurme muß man die mäandrische Windung des grünen Flusses im Waldthal, bis zur verschwimmenden Fläche des Sees, dem er entströmt, gut überschauen können. Er würde uns aber unsere Ueberraschungen nehmen. So erscheint uns da um die dunkelgrüne Hügelkannte, jenseits der heraufbrausenden Wehr, mit einem Male **Grafrath.**

Der hohe Bau ist die berühmte Wallfahrtskirche. Hohe Pappeln schützen sie vor dem Andrängen der Sumpfwasser, die sich von dem Röhricht der Amper gegen die Hügel ziehen. Die übermäßige Geräumigkeit des Wirthshauses

für den Ort der nur ein paar Häuser zählt, erklärt sich aus dem zu Zeiten ungeheuren Andrang frommer Pilger. Denn hier ist, wie aus der Inschrift an der Kirche hervorgeht, „vollkommener Ablaß an selbst beliebigen Tagen zu gewünnen“. Wer das Treiben der Andächtigen an solchen Tagen nicht gesehen hat, dem kann ich es wegen des Preßgesetzes nicht schildern. Ich glaube alle und jede Anecdote, so unerhört sie oft klingen mag, die man von verschiedenen Episoden des Pilgerlebens erzählt. Die Roheit wächst auf diesem Boden in so unzähligen Exemplaren wild, daß es nicht nothwendig ist, in das Treibhaus der Phantasie zu gehen, um eine besonders schöne Blüthe zu holen.

An der Kirche ist noch ein Kloster, welches von einigen wenigen Jüngern des heiligen Franziskus bewohnt wird. Es ist durch einen Corridor mit dicht vergitterten Fenstern damit verbunden. Wenn die Mönche ihr Auge durch die dicken eisernen Stäbe zwängen, sehen sie neben dem Heiligthum einen grünen Rasen, auf dem grünen Rasen einen rothen Marmorblock. Er trägt die bedeutungsvolle Inschrift:

Sepultura PP. Franciscanorum.

Unter dem Corridor geht die Straße durch. Dieser Weg ist für den, der nach dem Ammersee eilt, ein Umweg. Wir aber, die wir mit unserer Zeit nicht geizen, gehn am linken Ufer der Amper über die schönbewaldeten Höhen. Von ihnen fallen überall Bäche zum Fluß hinab.

Es ist eine seltsame Wanderung. Das Wallen der Getreidfelder wechselt mit dem unnahbaren Ried des Sumpfs. Frösche und Wachteln sind Nachbarn. Die mehr hervorragenden Stellen sind eben ackerbar geworden, während die tieferen vom bräunlichen Wasser begraben bleiben. Dann tönt

wieder aus dem Walde, dessen Stämme ein Steinwurf erreicht, die Simme des Nußhehers oder das dumpfe Klopfen des Spechtes. Der Hase hat ein doppelt Haus; bald liegt er zwischen den Schwaden unter feuerrothem Kornmohn, dann wieder im tannigen Dickicht. Der Raubvogel hat die Wahl zwischen der Schlange, die im grasreichen Wasser liegt und dem Rebhuhn, das unter den Aehren flattert. Die Kieselsteine in den herabrinnenden Wassern sind mit braunen und schwarzen Algen überzogen, und an ihren krummen Rändern ziehen sich die blauen Schaaren der Myosotis hin.

Im Allgemeinen ist die Aue naß und schlammig; der Name des Dorfes „Kothgeisering" *), das dort aus dichten Obstbäumen herausschaut, würde da herein passen, auch wenn ihn die Etymologie nicht zuständig erklärt.

Die Zugänge zu allen den weiter vor dem Gebirge liegenden Seen sind in mancher Hinsicht einförmig: Hügel- und Waldland, was die fernblinkende Fläche bald zeigt, bald verdeckt, je nachdem man eine der moorigen Erhöhungen hinaufsteigt oder hinabgeht. Ebenso taucht die Alpenkette bald auf, bald verbirgt sie sich hinter aufgethürmtem Grunde.

Es ist eine Geduldprobe: wie nah dünkt die große blaue Fluth und wie oft scheint es uns dennoch, wenn wir von dem einen Hügelkamm die Höhe des anderen erreicht haben, daß wir von ihr auf diesem noch ebenso entfernt stehen, als auf jenem. Mag uns inzwischen der Genuß von Flur und Wald bei guter Laune erhalten.

*) Der Name ist aus Kóte, mittelhochdeutsch Hütte, und Gisal, einem Mannesnamen zusammengesetzt.

Durch lichtgrüne Gerstenfelder hindurch, deren beschwerte Halme über den schmalen Fußsteig hängen, erreichen wir eine stattliche Mühle. Gern gibt uns der freundliche Besitzer Auskunft über den Pfad, der uns an Rainen und Waldrändern nach Eching, an das Ufer des großen Sees, geleitet.

Die Sonne sinkt. Frischer Südost führt die feuchte Luft, die über der breiten Wasserfläche lagert, gegen die dunkelnden Wälder her. Schon sehen wir hinaus auf den Wasserspiegel. Vom hohen Ostufer, auf dem eben die letzten Sonnenstrahlen ruhen, schaut die weithinblickende Kirche von Andechs. Von ihr aus haben wir unsere Amperreise angetreten. Damals war es Morgen und die thaufrische Welt lachte im ersten Licht, jetzt ist es Abend, durch die finstern Föhren geht ein leichter Wind und der ermüdete Körper sehnt sich nach Ruhe. Schon haben wir Mühe, die Nachtgedankenpoesie zu unterdrücken. Aber die Sehnsucht kann ich in dem tiefen Schatten nicht bändigen, ich möchte wieder mit Dir, Leser, droben auf der hohen Warte mit der unbegrenzten Voraussicht stehn, im Schein des Morgens. —

Das Dorf **Eching**, durch welches die große Straße von München nach Landsberg führt, hat schöne Häuser, die wohlhabenden Leuten gehören. Woher dieser Wohlstand kommt, kann ich nicht sagen. Die Gegend ist einsam und öde, und der waldige Grund wird nicht viel Feldbau zulassen. Vor vielen Häusern sind kleine Gärtchen, in denen jetzt schon die Geschlechter der Levkojen und Dahlien vor den andern sich bemerklich machen. Sie sagen uns, daß die Sonne von der sommerlichen Pracht des Nordens sich wieder dem Süden zuwendet.

Nur wenige Schritte vor Eching auf der Straße, und

unsere Füße berühren das Wasser. Den ganzen Süden verschleiert das Abendgewölk; Du siehst dort keine Alpen, Du siehst kein Ufer. Die Wassermasse scheint eine Unendlichkeit. Grau und mürrisch dringen die Wellen, welchen die Sonne des Tags den Wiederglanz des Firmaments so herrlich entlockt, an diesen Strand an, der kein Ufer ist. Hier, wo unsere Amper ihren Behälter verläßt, hier, wo eine feste Brücke über die breite Strömung führt, wer zeigt mir hier die Linie, welche in der weiten Ausbuchtung den Wogenschlag des Sees von dem Fließen des Flusses trennt? Kein Pinsel vergegenwärtigt die kreiselnden Wirbel, die Fluthung, das Ringen des Wassers zwischen und hinter der Reihe von Rohrinseln, die den Flüchtling vor dem ärgsten Nachdringen der empörten Gewässer schützen. Es sind wettergepeitschte Dämme von lebendigem Schilf. Und mitten auf einem von ihnen steht vom angeschwemmten Erdreich und den festgeschlossenen Rohren gehalten, eine knorrige Weide, wie ein Wahrzeichen, daß hier das Reich des ungestümen Sees seine schwimmende Grenze hat, und das Gebiet des schönen Flusses beginnt, der am liebsten unter dem zitternden Schatten ihrer Schwestern dahinfluthet. Es ist die Schranke, welche die Pflanzenwelt den unfruchtbaren Wogen des stürmischen Gewässers steckt. Und in ihrem Schutze, in ihrer Umarmung gleitet unsere grüne Amper nach der Ebene hinab.

Ich kann die Augen lang nicht von dem Schauspiel trennen. Draußen der See, der keine Ufer haben will, dessen ferne Enden die Wolke verhüllt; hie ein seltsames Chaos von Stämmen, Schilf, Kies, Seebucht und Fluß. Wenn ich weit, aber weit gegen Süden schaue, sehe ich den wirklichen See, der seine Schaumlinien tanzen läßt; wende

ich mich gegen Norden, sehe ich den wirklichen Fluß, wie er besänftigt zwischen seinen grünen Lieblingen wandelt — aber hier, gerade hier, sehe ich das Wirrsal tiefer Wasser im Archipel unzähliger Schilfeilande.

Beim kleinen Weiler **Stegen***) kommt der See an die Wohnungen der Menschen. Steinerne Treppen führen in ihn hinein; er überschüttet sie unaufhörlich. Ich kann dem kindischen Einfall nicht widerstehen, mir hier einen schönen Kiesel herauszuholen. Zu Hause besitze ich Steine aus allen Alpenseen; die Seen, die im Alluvialland liegen, haben Kies- und Quarzblöcke in kleine Stückchen zerrieben, welche der Wogenschlag der Jahrtausende polirt hat, daß sie glänzen. Ich hebe mir solche auf und schreibe das Datum des Fundes mit Dinte darauf. Wenn ich dieses Museum von Zeit zu Zeit betrachte, denke ich dann an viele schöne Dinge; an den blauen Himmel draußen und den kühlen See, an das Bad im Anprall der Welle, an den schaukelnden Kahn in der lauen Luft auf dem Gewässer, an den Uferwald und seinen prächtigen Sommer, an entschwundene Freuden und vergessene Freunde. Ich habe Einige gekannt, denen ihr Herbarium ein solcher Schatz war; warum soll mir ein viel dauerhafteres „Lapidarium" nicht eben so theuer sein?

Die Straße zieht sich jene Hügelkette hinan, deren breiter und ziemlich hoher Rücken an dem Ostufer des Sees aufsteigt und den Wall bildet, der unser Gewässer von dem Würmsee drüben trennt. Wie auf dem ganzen Kamm,

*) Stegun, Stegon: bei den Wegen.

steht auch da, wo wir ihn überschreiten, anmuthiger Wald. Dem Reisenden, der die einförmige Heerstraße entlang kommt, die hier vorüber von München nach dem Bodensee geht, muß dieser Punkt eine Ueberraschung bieten: denn mit einem Male entschädigt ihn oben bei der Senkung der Straße der unerwartete Anblick der Wasserfläche, welche von da fast unabsehbar erscheint und das darüber herauftauchende Gebirg, für die Langeweile zwischen den neun Stunden langen Reihen der Chausseepappeln.

Bei uns ist es umgekehrt. Wir haben nur noch einen Rückblick der farbigen Welt zu schenken, aus deren Kreis uns nothgedrungene Eile wieder nach Norden zieht

Leb wohl, träumerischer See mit den dunkeln Ufern!

Zum letzten Mal schaun wir auf deine Oede, in der sich nur Birkhuhn und Seeadler wiegt. Nicht ein Kahn, kein Segel zieht über die nebelreiche Fluth. Du bist verschlafen und vergessen, lebe wohl!

Drüben hinter dem Berge hallt Abendläuten. Wir sehen im Dunkel nur noch den sonderbaren Thurm von **Inning***) hinter den Bäumen. Dann hat uns die Finsterniß von allen Seiten umfaßt, und nicht ohne Behagen begrüßen wir die trübe Kerzenflamme auf den massiven Tischen der „Post".

Hier hat das karpathische Erdöl noch nicht den ursprünglichen Unschlitt verdrängt. Das thut mir leid, denn die unstäte Flamme fackelt gerade vor den Augen und blendet. Das andere Licht, das auch in Altbaiern sonst überall der Zerstreuer des nächtlichen Dunkels geworden ist,

---

*) Hängt mit dem räthselhaften Personennamen Ingo zuzusammen.

hängt hoch über dem Kopfe und erspart der Pupille den directen Strahl. Es gibt solche, welche das unserer Generation verschollene Kerzenlicht gemüthlich finden und sich zur Abwechslung recht gern um dasselbe gesellen. Mich reizt und ermüdet es und die gute Laune ist für den Kerzenabend dahin. Von oben soll das Licht kommen, das will die Natur.

Eben sind Münchener Zeitungen angekommen. Das profane Publikum der großen Wirthsstube erhascht den Uebergangs-Augenblick, der zwischen dem Moment verstreicht, in welchem der Postbote die Blätter hereinbringt und demjenigen, in dem die Kellnerin sie nach dem „Herrenzimmer" trägt, um sein Theil Einsehen in das zu nehmen, was die weite Welt draußen treibt. Der „Punsch" wird vor Allem hergenommen. Der Barbier liest vor und lacht nach jedem Scherze, den er versteht und nicht versteht. Auch die Kellnerin lacht mit, wo eben etwas über den Bundestag vorkam. Manche Pause füllt ein populärer Commentar. Dann kommen die „Neuesten Nachrichten"; in diesem Blatt wird zuerst die permanente Schwurgerichtssitzung für Oberbaiern aufgesucht. Heute hat sie besonderes Interesse, weil derjenige, der den Schädel des Niedergehauenen in dreiundvierzig Knochensplitter zertrümmerte, aus dieser Gegend war. Jeder kennt ihn unter seinem nicht ästhetisch klingenden Spitznamen. Er hat zwanzig Jahre Zuchthaus „gekriegt". Die Kellnerin vertritt das belletristische Element: sie liest eben die „Geschicht" im Münchener Boten, und ist ungeheuer auf die Fortsetzung begierig, denn in der vorigen Nummer hat der Geliebte gerade vor dem widerwärtigen „Fortsetzung folgt" meuchlings einen Schuß in den Rücken bekommen, den er sich hätte sparen können, wenn er der

Zigeunerin gefolgt wäre, die es ihm vorausgesagt hat. Der barsche Ruf aus dem Herrenzimmer: Zeitungen! unterbricht den muntern Vorleser, die Gesellschaft fährt auseinander und die Scene, die mir wie ein Abklatsch von Levassors le journal au village vorkommt, ist für heute zu Ende.

Ein ehrbarer Schneider aus einem benachbarten Dorfe beehrt mich heute Abend mit seinem Vortrag. Derselbe bezieht sich aber nicht auf die Geheimnisse der Hand, welche den Ammerseeer Bauern Pallium und Toga schafft, sondern o Wunder! er spricht von seiner Meisterschaft in der tyrischen Kunst, die den schwarzen Einbaum durch die Brandung des Sees zu steuern versteht. Danaos und Jason müssen, wenn das Alles wahr ist, auf der salzigen Woge Stümper gegen unsern Schneider gewesen sein. Durch „haushohe" Wellen auf einem ausgehöhlten Stamm zu fahren, dazu gehört doch mehr.

Der gute Mann hat übrigens ein klein wenig Recht; die Stürme auf dem Ammersee gehören nicht zu den Belustigungen, wenn man sich in einem solchen Fahrzeug weit draußen auf dem erregten Wasser befindet. Vom Ammersee weiß ich aus persönlicher Erfahrung kein Abenteuer dieser Art zu berichten, aber aus den Mittheilungen von Bekannten führe ich an, daß die Wellen dieser breiten Fluth auch dann Gefahr genug bringen würden, wenn die Fahrzeuge, mit denen man sich in sie hineinwagt, weniger plump und ungefüg wären. Es ist die Breite der Fläche, die dem West und Südwest über die niedern Hügel in dieser Richtung ihre drohende Wirksamkeit gestattet. Schmalere oder von höheren Ufern eingeengte Seen sind ruhiger. Im Allgemeinen aber ziehe ich vor, wenn der Sturm in die Gähnungen hineinpeitscht, am Ufer der tiefen

Becken mit der finstern Fluth zu stehn. Das Herumschaukeln auf den gebrechlichen Brettern hat dann in jedem Alpensee etwas Unheimliches. Ich habe gesehen, wie Starke und Muthige sich ängstigten. Das Schwimmen dürfte im Drang der kalten Schaumwogen wenig helfen. Vom weithinein übergossenen Strande aber in das Rasen zu schauen, das die Wasser wie mit Milch bedeckt, ist, wie alles Blicken aus der sichern Ruhe in die unsichere Bewegung, ein Genuß. Das hat Shakespeare in seinem Othello so schön geschildert, wo die edlen Venetianer von dem Felsen Cyperns aus in das stürmische Meer schauen.

Der Schneider ist endlich mit der Relation seiner Periplus fertig. Einige Gäste gähnen hinter den tiefherabgebrannten Lichtern, der große Hund schnarcht unter einer langen Bank und die Kellnerin wäscht schon lange die geleerten Krüge im großen Zuber. Ihr häufiges Umschauen nach den Spätlingen belehrt den Discreten, daß es Zeit ist, von den gehörten Abenteuern im Pfühle auszurasten. Schon hört man nichts mehr, als das Ticken der Uhr und manchmal von dem Kirchthum drüben den Schlag der Viertelstunde. Ich verabschiede mich von dem mittheilsamen Wikinger des Sees und lege mich in's Bett.

Die Seegeschichten des vergangenen Abends haben mich in der Nachtruhe gestört. Ich meinte, das grüne Element unter mir zu haben. Auch sah ich die Huchen und Waller aus der tiefen Behausung herauf grinsen und die Weißfische mit ihren rothen Augenrändern schnalzten beutefroh um den versinkenden Kahn. Der Schneider aber stand als thurmhohes graues Gespenst am entlegenen Ufer und lachte

so laut, daß ich glaubte, Himmel und Erde müßten darüber zusammenstürzen.

Ich wachte auf.

In der freundlichen Stube, in die der helle Sonnenschein durch die reingeputzten Scheiben drang, dachte ich nicht mehr an den traumhaften Sturm. Aber die Kellnerin meinte, ich hätte mich gestern gar zu gut mit dem närrischen Schneider unterhalten. Bei ihm sei's nicht ganz richtig; er fahre bei Tag und bei Nacht mit dem größten Einbaum auf dem See herum, und es könne leicht sein, daß ihn einmal Weib und Kind zu Haus auf Nimmerwiedersehen erwarten. Ich tröstete sie mit der Bemerkung, das sei nicht so gefährlich.

— O, i gienget um a ganz Brautg'wand nit in See nei', sagte sie.

Sie hat Recht, um ein Brautgewand ging ich auch nicht hinein. Aber sehen muß ich ihn noch einmal, den See im grünen Hügelbecken. Das glänzendste Licht lockt in die Wälder hinaus, in den kühlen Luftzug des Strandes.

Die Staffage, welche die Pflanzenwelt gegen das weite Gewässer hin aufbaut, ist so üppig, wie sie nur von den feuchten Winden des Sees gefördert werden kann. Hohe und dichte Waldgruppen, fette Gräser und zahllose Geschlechter bunter Blüthen bedecken den unebnen Boden.

Bald umduftet uns wieder die Tanne und Fichte; die zierlichen Wedel des Haarfarrens sprießen aus dem abschüssigen Grund und im fußhohen Moos kriecht die Bärlapp-Ranke. Keine Vogelstimme feiert den goldigen Morgen. Der Wald ist still, er träumt noch. Nur am Schachtelhalm rührt sich eine Made. Sonst ist überall Ruhe.

Was ist's, das mich im stillen Nadelwalde
So ernst und gleich zu seiner Stille stimmt,
So daß ich kaum die Welt im Sinn behalte,
Die Welt, die draußen mich gefangen nimmt?
Es ist der stille Ruf aus frühen Zeiten,
Der aus den Tannen an das Herz mir dringt;
Das ferne Einst kann sich vom Jetzt nicht scheiden,
Das in dem Nadelwalde in einander klingt.

Was ist sein einst? Er ist kein Neuling auf der Erde, wie die jetzt seiner spottenden Sippen des Laubwalds. Die Zapfenträger, die Coniferen sind die Aristokraten unter den Bäumen, denn ihre Verwandten standen in der grauen Vorwelt in ungeheuern Wäldern beisammen, ehe noch die Form eines Blattes das Licht erblickt hatte. Damals waren aber die Farren- und Schachtelhalme, die jetzt demüthig zu ihren Füßen stehen, ihre gleichberechtigten Nachbarriesen. Als die Erde kälter wurde, verkümmerten diese oder wanderten nach den heißen Tropen aus: die starken Nadelträger aber wußten sich auch auf der unwirthlicheren Rinde einzugewöhnen. So haben sie ihr Geschlecht bis auf unsere Tage gebracht.

In historischer Zeit sind allerdings, da wo sie sich jetzt ausgebreitet haben, früher Buchen, Eichen, Linden gestanden. Das lehren nebst manchen Dingen, die der Forstmann weiß, die vielen Ortsnamen, die mit einer dieser Baumbezeichnungen zusammengesetzt sind. Aber noch älter sind doch die Tannen, Föhren, Fichten, Lärchen und ihre Verwandschaft.

Es sind seltsame Geschichtslehrer, diese knorrigen Stämme. Drüben vom andern Ufer schaut **Schondorf** *) herüber,

*) Hängt mit dem althochdeutschen sconi, schön, zusammen.

und noch weiter über dem See ragt das hochgelegene **Utting**. Beide sehen wir nur durch die Lücken, welche die Zweige der noch jungen Fichten uns offen lassen. Vor ihnen liegt der Streifen blauen Wassers und hinter ihnen die Waldeinsamkeit des westlichen Hügellandes.

Wald und See schweigen; die Luft steht still. Kein Mensch begegnet mir auf dem schattigen Pfad, keinen Kahn entdeckt mein Auge auf der Wasserfläche.

Die giftigen Nachtschatten drohen Niemanden und keinen Lüsternen verlockt die dunkle Belladonna. So große Oede breitet sich am See hin, dort hinab, wo die wenigen Häuser des Dörfleins **Buch** liegen.

Wir wandern landeinwärts weiter. Uns deucht der Föhrenduft in der heißen Sonne erquicklicher als die Kühlung auf dem Wasser. Die Brust lebt auf und das Auge versenkt sich gern ins unvergängliche Grün. Eng und einsam, wie die Gänge eines verlassenen Klosters, ziehen sich die Pfade durch den Wald, den keine Lichtung unterbricht. Weiß und schwarz ist der Weg. Blendend weiß sind die verwitterten Kiesel, und schwarz ist der tiefe Humus, der die vermoderten Ueberreste unzähliger Nadeln und Blätter enthält. Denn schon drängt sich die Buche wieder daher. Heidelbeere und Erdbeere machen dem Moos den Boden streitig. Jene ist noch nicht reif und auf dem Stengel mit den schmalen glänzenden Blättlein liegt noch die Frucht blaßgrün, diese aber scheint hochroth, halb zwischen Blättern und dem herumstehenden Gras versteckt.

Fern flimmert Licht, es ist die Oeffnung des Waldschachtes. Da liegt drüben Andechs, das wir schon oben an der Seespitze gesehen und gerade vor uns der unbewegte Spiegel des **Wörthsees**. Die Häuser, die unten am Saume

des Laubwaldes liegen, sind das Dörfchen Schlagenhofen. Die stille Fluth des Sees umspült ein kleines, grünes Eiland. Auf ihm erhebt sich ein ziemlich stattliches Gebäude. Das war einst ein Schloß der alten Grafen von Seefeld, jetzt ist es ein verschollenes Wirthshaus. Früher gingen viele Besucher in's „Wörth“ hinein, um dort gute Fische zu essen. Denn die kleinen Seen sind reich an wohlschmeckenden Grätenthieren; auch ganz große Schuppenträger erhascht manchmal das Netz. So sah ich einmal aus dem Weßlingersee, der drüben über dem Hügel liegt, einen Waller ziehen, der einen halben Centner wog. Jetzt aber wird die Beute weiter geführt und an der Stelle des Fangs nur selten genossen. Darum ist auch der „Wörth“ verödet und Du müßtest hier wohl lange warten, bis Du den Kahn wahrnehmen würdest, der einen Hungrigen hinüberfährt.

Die Straße führt eine Weile am See her. Hier ist er versumpft, und weit in das trübe Wasser hinein stehen die hohen Rohre, ein Schlupfwinkel der Wildenten. Manchmal schaut auch eine Nymphäa mit schmutzweißer Blüthe heraus; sie schaukelt sich auf den breiten runden Blättern, welche ober der leisen Welle zittern. Das Gebäude des Wörths schaut in der spiegelblanken Fluth mit seinem Giebel in den umgestürzten Himmel. Der Ammersee schlaft, diese Gewässer sind todt; die ganze Gegend ist wie gegen das Leben und die Menschen eingefriedet.

Die Straße, welche besser ist, als man es hinter diesen entlegenen Hügelketten vermuthet hätte, führt in den Wald die Anhöhe hinan. Es ist ein tiefer Hohlweg; hoch oben bilden die Kronen gewaltiger Buchen ein Dach. In wenigen Schritten sind wir von dem moorigen See, an dem die Sumpf-Parnassia ihre honigreichen weißen Kelche zeigt,

herauf gekommen, wo die Saxifraga ihre dünnen Wurzeln in festes Gestein senkt. Unten summten die bösen Stechfliegen des stehenden Wassers, hier am dunklen Stamm der Buche hängt der eulenähnliche Nachtfalter.

Jetzt belohnt uns ein weiter Blick vom Hügelrücken. Auf der Höhe, die auf der andern Seite in den Pilsensee abfällt, steht Hechendorf mit seinem spitzen Thurm und von der Ferne drüben schaut die Kirche von Frieding in das weitgespannte Thal.

Rasch fällt der Weg hinab; nach wenigen Schritten glänzt der See zur Rechten und vor Dir erhebt sich auf mäßiger Höhe das gelbe Schloß von **Seefeld.**

Ich kenne unter den adeligen Landsitzen Altbaierns keinen, der so echt vornehm aussieht, wie dieß weitschauende Castell. Die massive Wucht, welche das Stammhaus des Geschlechtes von Seefeld auszeichnet, gleicht dem aristokratischen Aplomb eines englischen Manor. Und Alles paßt dazu: der herrlich gepflegte Park, die Glashäuser, die Blumenterrassen, die gefüllten Ställe, die Gräben und Mauern der alten Veste. Man athmet Tory-Luft. Der reiche Fabrikant unserer Tage kann sich so Etwas nicht bauen; das Gediegene, was die Jahrhunderte in eine solche Façade meißeln, wird nicht nachgeahmt. Und diese Gediegenheit hat sich von der Burg des reichen Grafen weiter und in Kreise verbreitet, wo sie mehr Nutzen stiftet und aufrichtigere Anerkennung findet, als in den verborgenen Prunkgemächern. Es kann kein Zweifel sein, daß ich damit das für eine Landherberge unvergleichliche Wirthshaus meine. Man komme zu jeder Stunde des Tages und der Nacht daher: Du wirst gespeist und getränkt. Am Abend findest Du heitere und freundliche Gesellschaft von Jägern

und Landwirthen, deren oft lehrreiche Unterhaltung Dir den Genuß des preiswürdigen Bieres würzt. Nichts von jenen, die ich Dir nicht zu nennen brauche.

Auch heute sind wir wieder eben recht gekommen. Auf den sauber gedeckten Tischen liegt Silberbesteck und bald dampft in einer zierlichen Bowle die köstlichste Suppe vor Dir. Wir haben heute die Auswahl von den gebratenen Fittigträgern der Luft bis zu den befloßten Bewohnern der Seetiefen. Wir waren die ganze Zeit her soviel mit dem Beschauen großer und kleiner Wasser beschäftigt, daß das Interesse an der Fischwelt siegen muß. Wir müssen zwar heute mit einer Schleihe, hier Schlei genannt, vorlieb nehmen, denn die edlere Renke ist schon die Beute glücklicher Vorgänger geworden, aber die vortreffliche Zubereitung hat auch diesen schlammliebenden Repräsentanten des Karpfengeschlechts zu einem nicht zu unterschätzenden Leckerbissen gemacht.

Und damit in die derben Genüsse des Landes sich auch ein dem Städter befreundetes Element menge, beginnen die zwei männlichen Begleiter einer Familie, die sich auch in unserm Stübchen niedergelassen hat, ein kleines Concert. Angenehm ergänzen sich Flöte und Zither, wenn es eine leichte, fröhliche Weise gilt. Die Sitte, zu einer Landpartie ein paar Musikinstrumente mitzunehmen und sich dran im Wald oder auf dem rasch durch die Wellen sausenden Kahn zu ergötzen, war früher in Altbaiern viel mehr beliebt; mit der nüchterneren Zeit hat sie abgenommen und findet sich jetzt noch in solchen Kreisen, welche den veraltenden Gewohnheiten sich noch nicht ganz entzogen haben.

Ein weniger erfreuliches Schaustück alter Gewohnheiten zeigt sich an einem andern Tisch. Ein dicker Mann und

eine noch dickere Frau, beide in einem eben so theuern als geschmacklosen Sonntagsanzug, arbeiten mit aller Kraft ihrer auf Kosten der übrigen Kopftheile entwickelten Beißorgane an der Vernichtung der Vorräthe der Speisekammer. Sie haben noch kein Wort gesprochen. Die vier funkelnden Schweinsäuglein zielen auf die Hühnerknochen herab, deren Fett sich eben um den daran rupfenden Mund anlegt. Platten mit Ueberbleibseln von Rindfleisch, Fischgräten, braune Saucen mit einem verschmähten Stückchen vom vertilgten Lendenbraten und ein Knochen, der mir wie von einer Kalbskeule herrührend vorkommt, verkünden die den „Hendeln" vorangegangenen Opfer. Auf der Bank liegt das „G'weichte"; es sind Bilder, wie man sie auf dem „heiligen Berg" den frommen Wallern verkauft. Wir haben sie uns am Anfange dieses unseres Ausfluges an Ort und Stelle betrachtet. Unser Ehepaar kommt also von Andechs gefahren.

Merkwürdig ist eine Altbaiern eigenthümliche Sorte einer gewissen kirchlichen Frömmigkeit, mit welcher Leckerhaftigkeit und Gefräßigkeit Hand in Hand gehen. Viele gottesdienstliche Feierlichkeiten geben verschiedenen Eßwaaren, namentlich Würsten und Mehlspeisen, ihre eigenen Namen. An höheren Festtagen namentlich wird in dieser ersprießlichen Verquickung himmlischer und irdischer Dinge das Unglaubliche geleistet. Leute, welche Wochen lang an der allergewöhnlichsten Nahrung darben, verschwenden da in Essen und Trinken eine Summe, die für ihre Verhältnisse wiedersinnig ist. Das Uebermaß hat längst aufgehört, Genuß zu sein — aber es ist der und der heilige Tag, und an einem solchen Tag gibt es kein „G'frett".

Diese Rücksicht hängt auch mit einer Neigung des oberbaierischen Volkes zusammen, welche eine seiner aller-

auffallendsten ist. Ich meine das, was die Franzosen morgue, unsere Leute „Protzerei“ nennen. Die hochdeutsche Sprache hat keinen Ausdruck, der den Begriff deckt. Schau Dir z. B. die Leute da drüben an. Ihr Aeußeres ist mit Gold und Steinen behängt, wie die Auslage eines Juwelierladens. Er hat runde, sie lange Ohringe in den fleischigen Ohrlappen, dann kommen die Brustnadeln, die schweren Uhrketten, bei ihm die Verloquen, bei ihr die Armbänder und bei beiden die wulstigen Hände voll Ringe, daß sie die Finger nur schwer biegen können. Alles ist Ostentation; das Vergnügen existirt nicht, wenn das Alles von Andern nicht gesehen und (nach ihrer Meinung) bewundert wird. Ich kenne ein Ehepaar, welches die Woche über in Lumpen steckt und im Schweiß des Angesichts um wenige Kreuzer arbeitet; das Mittagessen wird in einem Kloster erbettelt. Dort erscheint das jüngste Kind Mittags 12 Uhr mit einem großen Topf in den die Fratres Ueberreste von Suppe, Gemüs und Fleischschnitten mitleidig hineinwerfen. Dieser übelriechende Brei wird gegessen; was übrig bleibt, wird für den Abend aufbewahrt. Am Sonntag siehst Du Nachmittags einen Herrn in untadelhaftem Schwarz und eine ältliche Dame im dunkelfarbigen Seidenkleid, das über die umfangreichen Reife auf dem Perron der Eisenbahn rauscht. Ich erkenne sie; jede der beiden Persönlichkeiten hat zwei, sage zwei goldene Uhren in der Tasche. Die Anzahl massiver Ringe ist ein Dutzend. Sie lösen sich ein Fahrbillet; es geht nach der „Oach“ *). Wenn sie in später Nacht zurückkehren, sind sie um sechs Gulden leichter, und morgen siehst Du wieder die beiden Proletarier, die gestern bei der Mutter Gottes,

*) Maria Eich, Wallfahrtsort bei Planegg.

bei Bratwürsten und Deidesheimer waren, mit knurrendem Magen auf die „Klostersuppe“ warten, einen Kleister, dessen Auftischung im Zuchthaus eine allgemeine Empörung zur Folge hätte.

Endlich erhebt man sich; der Betrag der Zeche und besonders das Trinkgeld fliegt auf den Tisch, daß die harten Thaler ricochettiren. Keuchend und mit einem Anflug von Triumph im mastigen Gesicht erreichen die Guten das Freie. Nach zehn Minuten ist die Verladung in ihren Wagen gelungen, und nun zwingt der galonirte Kutscher, auf dessen Hut ein ungeheurer Strauß von Eichenblättern, ein Zeichen der frommen Fahrt, angebracht ist, und dessen anmuthige Röthe Zeugniß dafür ablegt, daß er unterdeß in der Nachahmung seiner Gebieter, aber leider im schnöderen Material des Biers, thätig war — nun zwingt der Kutscher die glänzenden Gäule durch Hiebe zu allerlei Courbetten und Seitensprüngen. Erst wenn diese Parade, welche die Bewunderung der glotzenden Bauern erregt hat, zu seiner Befriedigung vorüber ist, saust die Carrosse den staubigen Weg hinab.

Ich möchte, so oft ich derartiges sehe, und das kann man alle Tage, so oft man nur Lust hat, ich möchte, sage ich, dann immer stehen bleiben und fragen: Wäre es denn wirklich gar so schrecklich, wenn ein wenig von der „längst glücklich überwundenen Aufklärungsperiode“, wie sich jüngst ein übrigens wohlmeinender Recensent meiner Arbeit ausdrückte, in die „gutchristlichen altbaierischen Gegenden“ hereinkäme? Um die Abnahme dieser gedankenlosen Behäbigkeit wäre es doch gewiß nicht schade. Ich habe nie gehört, daß ein Volk seine Lage verschlimmert, wenn es mehr arbeitet und denkt. Mit mehr Ernst und Thätigkeit käme auch mehr gegen=

seitige Rücksicht und Achtung in diesen stagnirenden Erdwinkel. Ich glaube wenigstens jenem Herrn Kritiker versichern zu können, daß das fromme Paar im Hinblick auf die aufgepflanzten Flaschen, die es getrunken und bezahlt hat, gar sonderbar auf unser Bierkrüglein herüber gesehen und mich sowohl wie ihn, als „Blattlschmierber" in keine absonderliche Consideration gezogen hätte. Dagegen hätten sie vielleicht einen dankbaren Blick nach „oben" geschickt, von wo aus das ehrsame Melberhandwerk gesegnet wird.

Von „oben" kommt ja die Gnade, die ihnen dieses bescheert hat, während diejenigen, die es ihnen errungen, ihre Arbeiter, in der stinkigen Garküche sitzen. Von oben kommt eben gar viel und hoffentlich auch das Gute, daß es den „sonderbaren Philosophen" nicht gelingen wird, das Bier der frommen Denkungsart mit ihrem „seichten Raisonnement" in das Drachengift nüchterner Anschauungen zu verwandeln.

Feld und Wald thun wieder wohl auf solchen snob.

Gerade von unserer gastlichen Stätte aus geht ein Fußweg über weiche Wiesen. Wir steigen die Höhe hinan, die uns von dem Dorfe Dreßling*) trennt. Von dort oben siehst Du auf das Thal von Seefeld und sein Gewässer. Es ist ein bescheidenes stilles Hügelland. Zwischen Nimwegen und Utrecht in den Niederlanden habe ich eine solche Landschaft gesehen. Die bräunlichen Bäche fließen sachte hinab nach ihren Seen, keine Thätigkeit, kein Geräusch

*) In einer Benedictbeurer Urkunde Droezzelingen. Der Stamm ist ein alter Personenname Druso, davon die späteren Thriuso, Drauso.

stört das Stillleben zwischen den mit Getreide bedeckten Feldern, die keine Landstraße durchschneidet.

Zwei Wege werden begangen, wenn man von hier nach München kommen will. Der eine zieht sich über unser Dreßling und Perchting hinauf an den großen Würmsee. Dann nimmt uns der Dampfwagen in der Sommervorstadt Münchens, in Starnberg, auf. Er ist der schönere und nähere, darum haben wir ihn gewählt. Der andere geht über Oberalting und die Wälder von Hochstadt, von dort über Unterbrunn an die Eisenbahnstation Gauting. Wem nicht viel daran gelegen ist, die wunderschöne kleine Wirthstochter von Unterbrunn zu sehen, der ziehe immerhin den unsrigen vor. Ich will damit nicht sagen, daß dieses Unterbrunn sonst nichts Interessantes bietet. Im Gegentheil. Die Wirthin ist eine gescheidte Frau, von der Jeder viel lernen kann, ihr Bier ist frisch und ihr Schwarzbrod unvergleichlich. Der Freund vaterländischer Historien findet dort im Herrenstübchen eine Freske, die nicht viel schlechter ist, als manche in München: der Pfarrer des Ortes wird von österreichischen Soldaten, Kroaten, ermordet. Außerdem ist das Dorf noch dadurch merkwürdig, daß ich einen Bekannten habe, welcher versichert, er werde sein nächstes größeres Werk in seiner einnehmenden Abgeschiedenheit schreiben. So kann es einmal also noch in der Literaturgeschichte oder doch wenigstens in einem Parnassus boicus auftreten.

Doch das Alles wollen wir heute nicht sehen.

In Dreßling kommen wir gerade zur Vesper recht, die aber, wie ich sehe, von einer nicht unerheblichen Anzahl Bauernburschen geschwänzt wird. Sie sitzen heraus auf einer niedrigen Mauer vor der Kirche und vertreiben sich die Zeit mit Lachen. Der eine und der andere sättigt

sich auch mit irdischem Brod. Es thut ihnen offenbar weh, daß sie nicht jetzt schon im Wirthshaus sitzen und ihren Wochenlohn vertrinken können; denn um zwölf bis fünfzehn Maaß Bier zu vertilgen, dazu ist die Zeit bis Nachts elf Uhr ein wenig knapp gemessen, besonders wenn man nachher noch im Stand sein soll, Messer und Zaunpfahl mit dem erwünschten Erfolg zu schwingen.

Der Kirchthurm wundert mich; er ist in einer ganz anständigen, fast graziösen Form gebaut, hoch und mit einer Art von spitziger Kuppel ausgestattet. Sonst sind die altbairischen Kirchthürme, besonders die mit weitherabreichenden Satteldächern, das allerungeschlachteste, was man sehen kann. In Tirol sind sie hübscher, oft viereckig und erinnern an den italienischen Campanile. Auch in dieser Gegend kommen einige bessere vor. Das Elegante kostet da selten mehr, als das Grobe; warum bleibt man so hartnäckig bei diesem stehn?

Hügel ab, Hügel an geht die Straße weiter. Der Wald, der sich zwischen hier und Perchting ausdehnt, ist einer der herrlichsten, durch die wir auf diesem unserem Ausflug gezogen sind. Besonders an seinem Ende, da wo er gegen das letztgenannte Dorf hinabfällt, bewundern wir, links vom Wege, unvergleichlichen Baumschlag. Wir können uns seiner freuen, ohne daß irgend ein anderer Gegenstand unsere Aufmerksamkeit abzieht. Denn der Pfad ist unbelebt, wie in einer Wüste. Selten siehst Du von ferne einen Jäger oder begegnest irgend einem zerlumpten braunen Menschen, der hinausgeht, um sich beim Eisenbahnbau sein Brod zu verdienen. Diese oft unheimliche, immer aber befremdende, Oede in Oberbaiern kommt, wie ich früher zu erwähnen Gelegenheit hatte, von dem erbärmlichen Zustand her, in welchen die Willkür der Gemeindeverwaltungen die jugend-

liche Bevölkerung versetzt. Das Heirathen wird bis auf's Aeußerste erschwert; die Seelenzahl nimmt nicht zu, selbst München wächst hauptsächlich durch Einwanderung. So ist der ganze südliche Theil der Provinz ein von Lichtungen unterbrochener Wald, sonst nichts. Es ist der allerstupideste Krieg, den der Besitzende gegen die Arbeitskraft führt. Denn die Rückwirkung fällt in fühlbarer Weise auf jene selbst, indem sie unverhältnißmäßige Arbeitslöhne zahlen müssen. Die Volksvertretung kümmert sich um den vierten Stand nichts, den oft humanen und liberalen Absichten der Regierung wird von Seite des Besitzpöbels, der eine Zunahme der Bevölkerung für eine Calamität hält, aus Leibeskräften entgegen gearbeitet und so bleibt Alles beim Alten, bis die Sache einmal zu allseitigem Schaden und Verlust mit blinder Gewalt bereinigt wird. Es ist in der That eine unnütze Erfindung, dieser bürgerliche Constitutionalismus!

Verzeihe, Leser, daß ich Dich hier im schönen Wald mit solchen Dingen unterhalte; aber sage, ist es nicht Sünde, das Gedeihen eines schönen und fruchtbaren Landes nach den Regeln einer so verschrobenen Nationalökonomie zu hintertreiben? Diese Leute sehen im Menschen kein Kapital, sondern nur ein Individuum, das essen will und vielleicht so viel ißt, daß sie zu kurz kommen. Daß einem Anderen darüber die wichtigsten Rechte, unter anderm, das, einen eigenen Herd zu gründen, verkümmert werden, das kümmert sie nicht. Und Andere kümmern sich auch nichts darum, und die Beeinträchtigten selbst können sich nicht wehren, denn sie sind zu unwissend, ununterrichtet und können den Mund nicht aufthun. Auch meinen sie, das müsse Alles so sein. Dann kommt eine Volkszählung und Alles fragt erschreckt

nach den Gründen des Stillstandes der Bevölkerung. Nun sagt es Einer in einer Zeitung, die wird gelesen, man zuckt die Achsel und die Welt geht ihren Gang. —

Auf moosigem Hügelabhang steht eine offene Kapelle; der viereckige Thurm drunten im Thal ist der Kirchthurm von **Perchting.** Wir sind auf der Straße angelangt, die von Starnberg nach Diessen führt.

Dem Namen nach muß dieses Perchting eine uralte Ansiedlung sein. Das Wort hängt mit dem gothischen bairhts und dem althochdeutschen peraht zusammen, die beide: berühmt, bekannt bedeuten. Bei Angelsachsen, Longobarden, Franken und Baiern kommt es in Personen- und Ortsnamen oft vor. Jeder von uns kennt es in den Vornamen Adalbert, Dagobert, Hubert und anderen. An der Häufigkeit des Namens ist wohl auch die Rücksicht auf die fürchterliche Göttin Frau Berchte, die altdeutsche Perahta, schuld. Vor dieser hatte man seiner Zeit gewaltigen Respect. Es ist die Ahnmutter unserer verschiedenen weißen Frauen u. s. w.

Es liegen da allerlei kleine Weiher herum, die uns dichte Forste verdecken. So ist auf einer weiten Wiese drüben der grüne Meisinger See, und rechts, im finstern Wald versteckt, der Eßsee. Von ersterem fließt ein Bach hinab, und durch das Dorf Starnberg, wo er sich mit den Wassern an der Nordspitze des Würmsees vermengt.

Auch unser Weg geht da hinab. Vor Söcking schimmert uns der weite See herauf, und weit oben im Süden verschwimmt seine Bläue mit den mächtigen Bergen in einen Lasurstreif.

Wenn der Ammersee, dessen öde Ufer in unserm Rücken liegen, am Gestade schlägt, wie sie der Einsiedler,

der Verliebte, der Weltschmerzempfinder liebt, so versprechen uns die zahllosen Landhäuser, die bunten Nachen und der Dampfer des Würmsees, daß wir uns einladenden Orten der Erholung und des Vergnügens nähern. Und zu Beidem, Leser, wie zur Beschauung vieler denkwürdiger Dinge an dem herrlichem Alpengewässer lade ich Dich ein, wenn ich Dich bitte, mich auf meiner nächsten Reise an seinen Uferhainen und auf seiner blauen Fluth wohlwollend zu begleiten.

Der Starnbergersee und seine Ufer.

See the mountains kiss high heaven,
And the waves clasp one another.

Shelley.

Das große Wasser, dessen Ufer Ziel und Gegenstand unserer Reise sind, hatte in grauen Zeiten zwei Namen. Den ersten, früheren, Wirmina, gaben ihm Deutsche, auch den zweiten, späteren, Winidowa, Deutsche. Der erstere Namen haftete ursprünglich an dem Fluße, der ihm entströmt, wie beim Ammersee.

Wirmina, noch früher Warmina und Hwarmina lautend, hängt mit der in unserm ersten Theile angeführten alten Sprachwurzel kwar, krümmen, zusammen, von dem auch unser jetziges Wurm, ursprünglich hvarmis, stammt. Hwarmina heißt also die Gekrümmte, eine Bezeichnung, die in vielen Flußnamen steckt. Von dem andern Namen bedeutet der zweite Theil, Owa, Wasser; schwieriger ist der Sinn des Wortes Winid*).

So häßlich nun „Würmsee" wegen des Anklanges an Wurm Dir vorkommen mag, so glaube ich ist er immer

*) Vielleicht ist an das gothische Zeitwort winjan, (das Vieh) weiden, zu denken. Dann wäre die Bedeutung: Wasser, an dem Triften, Weiden, liegen. Es gibt übrigens auch einen Mannes-Namen Winid, Windo und dann hieße unser See „Wasser des Winid". Die Möglichkeit einer Deutung Wenden-See ist durch den Umstand ausgeschlossen, daß sich Slaven in Südbaiern durchaus nicht nachweisen lassen.

noch annehmbarer, als das langgestreckte „Starnbergersee“, das übrigens ganz neuen Ursprungs ist. Noch Westenrieder reist um den „Würmsee“; seit aber das Dorf an der Nordspitze das Bajä einer Residenzstadt geworden ist und durch seinen sommerlichen Glanz alle übrigen Uferorte verdunkelt, hat der See im Munde der Leute den Namen dieser ländlichen Vorstadt von München angenommen.

Ich zähle vier Wege, die von der Stadt dahinführen. Es sind von Ost nach West aufgeführt folgende:

Von Baierbrunn an der Isar, wohin wir auf unserem ersten Spaziergang gekommen sind, auf einem moosigen Waldpfad durch den Forstenrieder Park nach Wangen. Von da überschreitest Du die niedrigen Hügel, die Dich noch vom See trennen. Dieser Weg ist der weiteste, aber er gewährt am meisten Schatten.

Dann der Weg, der Landstraße entlang über Forstenried. Dieser ist öde und langweilig, aber er ist der kürzeste.

Die Straße über Sendling und Hadern nach Planegg in's anmuthige Mühlthal; er bietet die meiste Abwechslung.

Für den Eisenbahn-Touristen die Starnberger Eisenbahn. Dieser Weg fällt von der Hälfte, von Planegg an, mit dem vorigen zusammen.

Alles in Allem genommen, lieber Leser, glaube ich Dir am besten zu rathen, wenn ich Dich einlade, mich auf der Route 3 (wie Bädeker sagen würde) zu begleiten. Wir sehen schöne Wälder und der grüne Würmfluß leitet uns sachte seine lieblichen Uferauen entlang an den Gebirgssee. Auch sehen wir hier die meisten Wohnstätten. Für den vollends, welcher eine Fußwanderung durch wiederholte Erfrischung zu unterbrechen liebt, kommt neben diesem kein anderer Weg in Betracht. Wirst Du unterwegs müde, so

steigst Du in den Bahnwaggon, denn die Schienenstränge ziehen sich in unserer Nähe hin. Dieß Rettungsmittel bleibt Dir auch, wenn die sommerliche Plage der Gewitter und Platzregen Dich unversehens überfällt.

Wenn es Dir also genehm ist, so stelle Dich mit mir auf den Sendlingerthorplatz.

Von diesem Platze aus wird Einem der Abschied von der Stadt besonders leicht. Denn was Du siehst, mahnt Dich an die Uebel und Schmerzen der Menschen, die Dir in Städten doppelt nahe treten, weil sie da, so zu sagen, magazinirt sind. Schaust Du rückwärts durch das Thor in die volkreiche Gasse, so siehst Du das Wimmeln des Klein-Gewerbes in übelriechenden Ameisenhaufen. Vor Dir steht ein Palast mit rother Façade, ein Steinhaufen, der die Lücke verstopfen helfen soll, welche gesellschaftliche Einrichtungen in den Beziehungen der Geschlechter übrig lassen; hinter ihm steht, nicht bloß in räumlicher Nähe, das Waisen- und Findelhaus. Dort ist die Anatomie, in welchen man Leichname um die Geheimnisse des Lebens fragt; vor dir das umfangreiche Kranken- und Sterbehaus und links dehnt sich das Ende von allem dem, der Kirchhof, aus. Geburt und Tod, in der Wesenheit ja nicht verschieden, liegen vor seiner Schwelle.

Doch das gehört heute nicht in den Kreis unserer Gedanken. —

Die „Sendlingerlandstraße“, eine lange Allee, die auch dicht mit Häusern besetzt ist, ist eines jener Mitteldinge zwischen städtischer und ländlicher Erscheinung, wie sie vor den Thoren aller großen Städte ankrystallisiren. Kleine Rentiers, schlecht bezahlte Beamte und arme Künstler sind die Bewohner ihrer einstöckigen Häuser; in den Wirths-

häusern zechen Fuhrknechte und Bauern. Der Lastwagen und der elegante Wagen des Vergnüglings kreuzen sich auf der staubigen Chaussee. An den durstigen Pappeln krabelt Ungeziefer, und grüner Schlamm bedeckt die Pfützen in den Gräben.

Rechts haben wir noch freie Aussicht. Da ist die weite Wiese, auf welcher im October eine Zusammenkunft von Viehzüchtern und städtischen Biertrinkern stattfindet, welche „Fest" heißt; vom Hügel winken das hübsche Schießhaus, in welchem eine Parzelle des „deutschen Volks in Waffen" aus eleganten Stutzen sein Pulver verschießt, und die eherne Bavaria, statt deren Löwen unsere Enkel vielleicht ein anderes Symbol sehen werden.

Es ist schön auf jener Höhe; wenn mir die Zeit zu einem weiteren Spaziergang fehlt, geh ich gerne dort hinauf. Man sieht die blaue Kette der Alpen, ein weites Panorama; in dem breiten Kiesstreifen des Thales rinnt die Isar, und über das unendliche Grün qualmt die Stadt her, und verlegt die Aussicht nach Nord und Ost mit ihren Backsteinen, über denen braune Dünste brüten. Am vollsten hast Du das Bild, wenn Du Dich weiter oben, im Garten von Mittersendling, an einen der Tische setzest, die am Rande des Hügels unter den überhängenden Zweigen der Zwergbuchen stehen: das Rauschen des Stroms, das entfernte Summen der Stadt und der Berge unbewegliche Reihen dringen Dir in der Einsamkeit in die Wahrnehmung. Was wirst Du dabei denken? Ich weiß es nicht. Von mir kann ich sagen, daß ich dort oft von dem stärkenden Troste genossen habe, welchen die Versenkung in den Gegensatz der stumm mittheilsamen Natur mit dem mittheilsam stummen Menschen

so leicht einflößen kann. Es sollten bei allen Städten, wo Hunderttausende wohnen, solche Hügel sein. —

Ohne offizielle Tafeln sieht kein Mensch, wo das Dorf **Sendling** *) anfängt und die Stadt aufhört. Finden sich in dem Theil der Häuserreihe, der noch der Stadt zugezählt wird, nicht wenige ländliche Gebäude, so stehen im Bereiche des Dorfes Stadthäuser und Villen. Die Stadt wird wohl einmal dieß Alles verschlingen.

Die von Lindenschmidt an der Kirche gemalte Freske, welche die sogenannte Bauernschlacht von Sendling darstellt, ist in ihrer Conception sehr hübsch. Der „Schmied" von Kochel, der die blauweiße Fahne hochhält und den Mittelpunkt der Gruppe bildet, ist eine sagenhafte, oder besser, erdichtete Figur. Ein gewisser Gruber hat ihn erfunden. Nicht ganz erfunden dagegen sind die scheußlichen Grausamkeiten, welche das kaiserliche Gesindel damals in dem armen Land verübte. Fünfhundert schwer Verwundete, heißt es in einem Bericht, schleppte man aus jenem Mordgemetzel in die Stadt, und „seint dort pro Terrore lang auf denen Gassen liegent gelassen worden, bis man sie hin und wieder in die Spitäler vertheilt hat". Wer von den Gefangenen nicht schon auf der Straße verblutete oder im Spital starb, der endete auf dem Schaffot. Einer der Haupbetheiligten wurde geviertheilt, der Kopf auf den Isarthurm, die vier Theile aber, wie auch mit anderen geschehen, im Burgfrieden aufgesteckt und sein Vermögen confiscirt.

Das Andenken an diese Grausamkeiten lebt noch im

---

*) Wahrscheinlich von einem ursprünglichen Mannsnamen Sandio; dessen Bedeutung ist wohl unus ex comitatu. Noch hat sich von diesem Stamm das Wort Gesinde erhalten.

Volksmund. Doch ist allerdings an der ganzen Geschichte von der „Mordweihnacht" vieles sagenhaft entstellt, und in der gewöhnlichen Vorstellung gar zu blutig und schrecklich aufgefaßt. Es war keine so entsetzliche Schlacht, wie man z. B. nach den Theaterstücken, welche diesen Gegenstand auf Vorstadtbühnen darstellen, meinen sollte. Die von der Isarbrücke an über die Wiesen zurückgetriebenen Bauern fanden hier ihren letzten Anhalt und ihr Grab, wenn sie nicht flohen. Das ist die Wahrheit.

Hinter Sendling dehnen sich weite Felder aus, gegen Süden von Wäldern begränzt. Wenn wir den nächsten derselben — es ist ein schöner Hain von Eichen, Birken und Föhren — durchschritten haben, sehen wir das Dorf **Hadern** vor uns liegen. Bei diesem Orte, an dem die alte Militärstraße der Römer, auf der jetzt Gras und Wald wächst, vorüberführt, darf man aber nicht wie einige bairische Schriftsteller an den gelehrten Kaiser Hadrianus denken und ihn gleich zu einem Castellum Hadrianum machen, denn der Name ist gut deutsch und kommt einfach und in Zusammensetzungen ungemein häufig vor. Hadarih, der Kampfgewaltige, ist dieses Wort. Unser Name wird also bedeutet haben: zum Hadarih. Man weiß, daß die Chatten, heute Hessen genannt, ihre Bezeichnung der Uebung kriegerischer Tugenden verdanken.

Der Weg über unser Hadern, obwohl ein unscheinbarer Feldweg, ist in der Umgegend Münchens einer der meist begangenen. Der Grund davon ist, weil er zu dem beliebten Wallfahrtsorte Maria-Eich führt, dessen Kirchlein drüben der Eichenwald versteckt. Für diese Pilgrime ist Hadern die Rast-Station.

Neben am Wege, der zum Gnadenorte führt, stehen

viele Kreuze, mitunter Denksprüche als Inschriften tragend. So ist auf einem eine Uhr abgemalt und unter ihr stehn die Verse:

Sieh an die Uhr und sag mir an,
Zu welcher Stunde man nicht sterben kann.

Ascetische Vorstellungen, Hinweisungen auf den Himmel, Betrachtungen über die Hinfälligkeit der Menschen bilden den Gegenstand der Verse an den Christusbildern. An eigentlich schreckliche und drohende Vorstellungen wagt sich solche Poesie selten, denn die Erinnerungen an Fegfeuer u. dgl., die man vereinzelt da antrifft, sind immer in Prosa.

Einen sanften Hügel zieht sich der Weg nach **Planegg**, in die liebliche Mulde hinab, in welcher die grüne Würm leise und sanft durch Wälder und Wiesen fließt. Schon schaut die Hügelkuppe von Petersbrunn herüber, von deren waldiger Spitze man so frei in den See hinausschaut und auf der andern Seite erreicht das Auge noch die Thürme der Frauenkirche zu München. Der Raum, welcher die Stadt von ihrem ländlichen Juwel trennt, wird hier mit einem Blick gemessen.

Rechts, den Lauf des Flusses hinab, stehen drei weiße Kirchthürme. Der letzte ragt hart am Saume des gern besuchten Waldes, der Lohham von der weniger anmuthigen Ebene von Pasing trennt. Der zweite, mittlere, ist der Kirchthurm von Gräflsing, einem hübschen Dorfe, durch welches breit und seicht die Würm plätschert; der erste steht im kleinen Orte Steinkirchen, wo unser Fluß zu einem Bassin aufgestaut ist, welches das angenehmste aller Schwimmbäder bildet. Auch Planegg ist ein freundlicher Ort. Den einladendsten Blick bietet unten die Sägmühle; ruhig liegt die dunkelgrüne Fluth, und gewaltige Eichstämme in ihr

vor der Schleuse, hinter der auf der andern Seite die weißen Strudel des hinabgestürzten Flusses blinken. Der prächtige Park der Schloßherrschaft wirft seine Schatten auf die Welle, welche stolz der Schwan zertheilt. Möge uns beim Beginn unserer Wanderung, wie einst den Schiffern des Alterthums, der heilige Vogel ein glückverheißendes Vorzeichen sein!

Gleißend scheint auf das Schieferdach, das aus hohen Tannen vom Hügel herüberschaut, die Sonne; aber sie durchdringt es nicht, und das Krüglein Bier, das uns dort geboten wird, ist kühl wie ein Waldquell. Und es quillt aus dem Walde; denn der Garten, der jene gastliche Stätte umschließt, ist nichts, als ein abgezäuntes Stück von dem großen Forst, der sich die Würm entlang zieht. Du schmausest und zechst dort, wie unsere ungefügen Ahnen, unter thurmhohen Nadelträgern und der Fußboden des hohen Speisesaales ist mit gebräunten Nadeln und verwitternden Zapfen bestreut.

Hinter dem hohen Pfahlzaune, der dieß nützliche Stück Wald umgibt, ziehn sich die Eisenstränge des Starnberger-Schienenweges hin. Wenn wir ein paar Schritte weiter vorwärts gehen, sehen wir Maria-Eich, die Wallfahrtskapelle, wie sie den Hintergrund einer Coulisse bildet, die aus prächtigen Eichenreihen besteht. Das rothe Häuschen rechts ist die Eisenbahnstation.

Oft läutet die Glocke, welches das Signal eines herannahenden Zuges gibt, zu gleicher Zeit mit dem Glöckchen, das in die Waldeinsamkeit zum Ave ruft. Wenn so der alte Wallfahrtsort und die neue Einsteighalle zu gleicher Zeit reden und das Erz des einen das Erz des andern zu überschreien sucht, können seltsame Gedanken kommen. —

Wer mit der **Eisenbahn** hierher gelangen will, fährt zuerst durch die unendlichen Vorhöfe des Bahnhofs zu München, dann an dem phantasiereichen Garten des Schlosses Nymphenburg vorüber und erreicht die Station Pasing*).

Ich weiß nicht, ob man sich freuen oder es beklagen soll, daß der langgedehnte Garten, an dem der Zug vorüber dampft, in so weiter Entfernung von der Stadt liegt. Wenn dadurch auf der einen Seite der Genuß seiner prächtigen Scenerie ziemlich erschwert wird, so kann man entgegen sagen, daß der Genuß dann, wenn auch ein seltnerer, dafür auch ein mehr ungestörter ist. Auf den unvergleichlichen Waldwegen, die sich durch seine Dunkel ziehen, begegnen Dir nicht Rudel von Kindsmägden und Bummlern, wie in den abgetretenen Straßen des Englischen Gartens. Die Bänke, die einladend am Ufer seiner klaren Wasser stehen, welche Rothbuche und Eiche beschattet, sind nicht im vornhinein von grünverschleierten Klatschschwestern und bebrillten Stubengesichtern eingenommen. Nase und Ohr werden nicht von Cigarrenqualm und Zeitungsgeträtsch um das beraubt, was sie hier suchen. Schon lang will die famose „öffentliche Meinung“ hier eine Eisenbahnhaltstelle; kommt sie zu Stand, so werden die Nymphen dieser Nymphenburg, die zierlichen Najaden und die scheuen Dryaden sich bald vor Bier, Tabak und Rettig flüchten.

Der Garten ist in einem Geschmack angelegt, der eine

*) Pasinga vom alten Namen Baso, das meiner Meinung nach nichts anderes als Herr bedeutet. Man vergleiche das norddeutsche „**Baas**“ und das wahrscheinlich zusammengezogene slavische pan.

schöne Mischung von französischem und englischem Styl dargestellt. Die Hauptavenue ist ganz im ersteren gehalten; es fehlt nichts, was dazu gehört: die beschnittenen Bosquets, die ganze Mythologie in Zopfstatuen, breite und seichte Cascaden über Marmor, Terassen und gewaltige Springbrunnen, alles regelrecht, in abgezirkelter Symmetrie. Links und rechts aber von dieser breiten Partie, welche den Garten in zwei ungleiche Hälften theilt, ziehen sich in anmuthiger Unregelmäßigkeit Wald- und Seeanlagen hin, wo der Spaziergänger abwechselnd durch malerische Gruppen hochstämmiger Bäume, durch Wiesen, fischreiche Bäche, und wohlthuende Schattengänge erfreut und überrascht wird. Zwischen französischer und englischer Gartenkunst herrscht ein Contrast, der dem zwischen germanischer und romanischer Cultur überhaupt, vielleicht auch dem zwischen Classicismus und Romantik, ziemlich ähnlich ist. Ich muß gestehen, daß meine Neigung, die in literarischen und anderen Dingen sich gern ersterer Richtung anschließt, mich hier im Stiche läßt. Ohne dem Versailler Gartenstyl seine zugleich heitere und imponirende Wirkung abstreiten zu wollen, darf man doch wohl sagen, daß dieses Herumschneiden und Abliniren an der Natur nicht vom allerbesten Geschmack ist. Ein Mensch, der sich immer in solcher Umgebung aufzuhalten gezwungen wäre, müßte', glaube ich., am Ende unendlich dressirt und geradlinig werden. Die Natur selbst will das nicht; denn der Typus des Wachsthums in der organischen Welt ist die Curve, Blätter und Blüthen passen nicht für das Richtscheit. Nun, die Zeit in der das angelegt wurde, entschuldigt Alles. Es war im 17. Jahrhundert.

Aus dem 18. Jahrhundert rühren der größte Theil des Schlosses selbst und zwei kleine Pavillons her, die tief in der

künstlichen Wildniß versteckt stehen. Diese sind die Amalienburg und die Badenburg, welche der so viel gequälte Kaiser Karl VII. seiner Gemahlin bauen ließ. Im Schloß hat sich der Prunk breit gemacht, in welchem die kleinen Fürsten Deutschlands es dem Bourbonenhof gleich zu thun strebten. Treppen von Mamor, Kamine mit Gold eingefaßt, Tische mit Lapis Azulis, Amethyst und Chalcedon ausgelegt, vergoldete Bronce und große Fresken-Plafonds verschlangen einst große Summen. Das Herbeischaffen der meisten dieser Herrlichkeiten fällt in eine Zeit, wo das Land arm und elend war. Aber den Gewerben der Städte und Dörfer wurde aus den Kassen des Landesfürsten, der damals der einzige reiche Mann war, kein Vorschuß gegeben; keinem Bauer wurde unter die Arme gegriffen, um sich aus dem Ruin, der über dem entstanden war, was die reges delirirt hatten, emporzuraffen, nicht einmal die Verheerungen des Wildes wurden zu seinen Gunsten beschränkt. Wer einen Hirsch, ein Reh, ein Wildschwein tödtete, das seine Saat verheerte, wurde zu Schanzarbeit in Ketten, zum Verlust der rechten Hand, endlich zum Strick verurtheilt. Der Fürst war Herr über Alles, was athmete. Doch erwächst hieraus Ferdinand Maria, dem Gründer, und Max Emanuel und den Uebrigen kein Vorwurf, denn die ganze Welt dachte so, man kannte außer der Willkür nichts, und von allen Monarchen ihres Jahrhunderts haben es nur äußerst wenige anders getrieben. Es ist wirklich merkwürdig, wie viel sich in den anderthalb Jahrhunderten geändert hat.

Jetzt macht das Schloß den Eindruck einer gewissen Oede; das ist seltsamer Weise bei fast allen der fürstlichen Prachtbauten der Fall, die jener Zeit ihre Entstehung verdanken. Von Versailles bis Schönbrunn stehen die Fürsten-

und Markgrafen-Asyle wie ausgestorben in Mitten der schön gezeichneten Gärten, welche einst von Uebermuth und Frivolität so sehr belebt waren.

Doch wir vergessen unsere Reise.

Von Pasing aus zieht sich die Eisenbahn in einem großen Bogen nach dem Wald und erreicht so, indem sie gerade gegen Süden strebt, unser Planegg. Wer aber an der Würm entlang zu Fuß hierher gehen will, findet einen Fußweg, der mir immer einen aus wohlthuenden und wehmüthigen Empfindungen zusammengesetzten Eindruck gemacht hat. Das kommt von der wechselnden Scenerie, die bald den murmelnden kleinen Fluß zeigt, der von seinen Uferbäumen überwölbt wird, bald durch halbausgerodeten Wald führt, endlich den Blick nach fernen schwarzen Hügeln weist. Wir kommen durch die drei Dörfer, die wir oben gesehen haben. Vielleicht wirken auf die Verdüsterung der Stimmung auch allerlei Unglückstafeln und Denksprüche ein, die auf den einsamen Plätzen stehen. So heißt es an einem rothen Pfahl:

Es wankt der Mensch am Pilgerstab,
Von seiner Wiege bis in's Grab
Sucht er umsonst den Frieden.
Erst wenn das Kreuz am Hügel steht,
Und Gottes Frieden es umweht
Ist Ruhe ihm beschieden.

Ist das wahr?

Das nächste Dorf oberhalb Planegg, wenn wir unserm See zuwandern, ist **Krailing.** Das kleine Wirthshaus mit seinem Garten liegt hart am Flußufer. Hier läßt

sich im Schatten der dichten Bäume ein heißer Nachmittag angenehm verträumen. Die grüne Welle, auf welche Dein Blick fällt, nimmt Deine flüchtigen Gedanken mit fort und ihr Geflüster über den groben Kiesel ist Dir ein Lied der Ruhe.

Zu einem solchen Gange rathe ich Dir aber, keinen Sonntag zu wählen. Da sitzt Alles, was nach Maria-Eich oben gewallfahrtet war, hier im Garten und zecht. Verstimmte Harfen und quickende Geigen stören Deine Laune, wenn es das Gebrüll der Trinker nicht thut. Diese haben alle Eichblätter, viele ganze Zweige, an ihre Hüte gesteckt, ein Zeichen der vollbrachten Wallfahrt nach der „Oach". Dreijährige Kinder trinken aus Maßkrügen und junge Frauenzimmer verschlingen Portionen von Eßwaaren, die dem Appetit eines Husaren Ehre machen würden. Ehestandsscenen und eindringende Executionen aus dem Gebiete der practischen Pädagogik sind nichts seltenes. Die Luft ist ein Gemenge von Duft, der von Kalbsbraten, Käs, Würsten und Cigarren emporsteigt. Nicht selten ertönt das Klagegeschrei der Kellnerin über eine „Herrschaft", die in der Eile das Zahlen vergessen hat. Viele nennen das „Volksleben" und haben ihr Ergötzen daran, aber das Interesse an einer solchen Studie ist rasch vorüber.

Während rechts und links mächtige Forste von den Höhen herabschauen, gehen wir in unserm Thale fort. Die Würm, der gewundene Fluß, ist unsere Begleiterin zur Rechten. Am nassen Ufer wächst Calmus und allerlei Schilf; an den Höhen bis gegen den Waldsaum hin ziehen sich wohlriechende Triften.

So geht der Weg, nachdem wir ein schmutziges Nest, Stockdorf, durchschritten haben, weiter. Die Sonne neigt

sich gegen Westen und zündet manchmal den Wasserspiegel, der unser glänzender Leitfaden in dem grünen Labyrinth ist, zu flammenden Strahlenbündeln an. Die Reigen unermüdlicher Insecten heben und senken sich in der kühleren Luft; ein leichter Hauch von Feuchtigkeit fliegt schon über die Spitzen der Gräser. Hie und da steht zwischen den Weiden versteckt ein Bauernknabe bis an die Knie im Fluß und sucht ihm mit seiner gebrechlichen Ruthe und einer gekrümmten Nadel seine kleinsten Bewohner zu entreißen. Diese aber verschmähen den dargereichten Wurm und warten bis das weite Netz des herrschaftlichen Fischers sie in großer Gesellschaft auf dem Ufergras zappeln läßt.

So erreichen wir im Abendlichte **Gauting** mit seinen zwei häßlichen Kirchthürmen. Wie jetzt das untergehende Licht an ihren Mauern hängt, so webt sich um das stille Dorf eine nun verbleichende Sage. Diese will den Franken-Cäsar, Carolus den Großen, hier geboren sein lassen. Wie das gekommen ist, begreife ich nicht. Aber in vielen Büchern finde ich noch das Märchen, dessen Inhalt der Phantasie mancher Menschen schmeichelt. Es ist das eine Art von Hyper-Particularisten (man verzeihe mir das barbarische Wort), die in Südbaiern nicht selten gefunden werden und denen Alles willkommen ist, was den schwächsten Strahl der Verherrlichung auf ihr altes engeres Vaterland werfen kann. Ich entbehre des Stammgefühles, besonders dem niedersächsisch-norddeutschen Wesen gegenüber auch nicht; aber an solche Fabeln zu glauben, ist doch etwas gar zu „bajuwarisch“. Wer übrigens das wissen will, was man über die persönliche Geschichte dieser größten aller Erscheinungen in unserer abendländischen Geschichte überhaupt nach dem vorhandenen Material wissen kann, der wird gut thun, sich an Herrn

Sickenberger an der Staatsbibliothek zu München zu wenden, der sich seit langer Zeit mit diesen Fragen beschäftigt, die ebenso dunkel als Theilnahme verlangend sind, und von dem wohl noch eine abschließende Arbeit darüber zu gewärtigen steht.

Wie eine kaiserliche Geburtsstätte sieht das gute Gauting gar nicht aus, wohl aber wie ein verkommenes Dorf. Es hat auch in dem ganzen Thale die am meisten reizlose Lage. Das wird aber draußen bald anders.

Denn jetzt verengt sich das Thal; die Buchenwälder steigen von den Hügeln herab und nehmen unsern bescheidenen Fluß in die Klemme. Hügel auf und ab führt in ihrem Schatten der köstlichste Steg. Da blüht im Frühjahr der weiße Waldmeister*); muntere Gesellschaften sitzen um die duftige Weinbowle, deren goldgelber Inhalt von schönen Händen kredenzt wird, während überall herum im Wald Stimmen von Menschen dem Mai und der Freude zujauchzen. Jetzt aber hängt schon da und dort ein abendlicher Herbstnebel an den Wäldern und die gefallenen Blätter sind nicht mehr alle vom vorigen Jahre.

Wenn dieser Wald, den alle meine Freunde lieben, und manche haben besondere Gründe dazu! wenn dieser moos- und blumenreiche Hügelwald sich lichtet, liegt das herrliche **Mühlthal** vor uns.

Diese kleine idyllische Schlucht mit ihrem Flüßchen und ihrer wie aus einem Liede von Eichendorff hineingezauberten Mühle zwingt nicht nur denen einen Ruf freudigen Erstaunens ab, die oben vom Eisenbahnwaggon aus, unerwartet den Anblick genießen; auch uns, die wir im

*) Asperula odorata.

tiefen Thale versteckt, uns plötzlich davor sehen, überrascht das Waldthal, in das wir mit einem Schlage versetzt sind.

Dort aus tiefgrünen Forsten schlängelt sich die Wasserader hervor; die enganschließenden Berge zeichnen ihr den Lauf vor: über den unzähligen Wipfeln tauchen in der blauen Luft die Linien der schneetragenden Zugspitze herauf. Senkt sich der Blick wieder von dem in der Ferne dämmernden Bergriesen thalwärts, so bietet sich ihm der farbenreiche Fall des Flusses dar, der, wie er über das niedrige Wehr stürzt, sein Rauschen mit dem Flüstern des umgebenden Waldlandes vermengt. Nach allen Richtungen siehst Du schmale Pfade in die Gänge der Buchen und Eichen hineinschleichen; sie führen von oben herab zu den winzigen Häuschen, die auf dem schmalen Raume stehn, den Wald und Welle übrig gelassen haben. Es mag zweifelhaft sein, ob der Reisende, der auf der Berghöhe von seinem Waggon aus herunterschaut, oder der Fußwanderer, den die verschlungenen Waldwege im Thale dahergeführt, eine größere Freude an ihrer Aussicht haben.

Die Eisenbahn senkt sich nun im jähen Gefäll zum See hinab, während unser Weg an seinem Fluße sich hinschlängelt. Auch verläßt ihn der Wald nicht; wo vorspringende Hügel ihn vor den stürmischen Westen schützen, stehn seine Buchenstämme einförmig grau, fast glänzend, wo ihn aber die ungehinderte Wuth der Wetterseite trifft, da haben sich griesgrämige Flechten und auszehrendes Moos um den Schaft der Riesen gelagert. So überzieht auch den Sinn des Menschen, den immer die trübe Sorge annagt und an dem die rauhen Winde des Lebens rütteln, schädlicher Unmuth und dürre Unfruchtbarkeit, die von seinem

besten Safte saugt. Die Sonnenseite grünt, die Seite, wo es stürmt, bleibt verschlossen.

Der grüne Wasserspiegel wirft vom Ufer nur seine eigene Farbe zurück; die Bäume, die ihn ohne Unterbrechung einsäumen, strecken die Aeste weit darüber hin, als ob sie der davon eilenden Welle nachsehen wollten.

Nun schaut das stattliche Schloß Leutstetten aus den Irrgängen von Wald und Wasser. Auch der Berg, dessen Scheitel hinter ihm aufstrebt, hätte uns vor Jahrhunderten ein Castell und zwar ein viel stolzeres gewiesen, aber jetzt liegt Pflanzenerde über den wenigen Blöcken, die von seiner vergangenen Macht zeugen. Es war die Carlsburg, deren Mauern und Wälle einst da oben standen. Manche haben ihren Namen mit dem des großen Kaisers in Zusammenhang gebracht, dessen Geburtsstätte dort unten am Wasser liegen soll — aber das ist eine leere Sage und die Wahrheit ist, daß kein Mensch weiß, was es mit dieser Karlsburg oben im Walde für eine Bewandtniß hat. Es liegt eine unbekannte Geschichte von alten Recken auf der Bergeshöhe begraben.

Wer weiß, ob es in stillen Nächten nicht manchmal da herabhallt,

> Was Trommen man da hörte,
> Wo jeglicher seine Schaar forte,
> Posaunen und Schallhorn?

Das Schloß im Thale, dessen erneuerte Mauern wohnlich durchs Grüne sehen, hat nichts mit jener Zeit der groben Leidenschaften gemein. Seine Gründung (durch Johann Uhrmüller, einen Beamten) fällt in die Regierung des kunstsinnigen Herzogs Albrecht. Damals suchten es viele Herren im deutschen Land den florentinischen Mediceern

nachzuthun, deren Gestirn in jenen Tagen über dem schönsten Land der Welt schien. Der Erbauer des Schlosses, in dessen Schatten wir hier ausruhen, war im Rathe des Fürsten, der den ersten Grund zu dem ungeheuren Bücherschatze legte, dessen Reichthum das gebildete Europa anstaunt. An seinem Hofe lebte Roland de Lâtre, den die Italiener den Orpheus ihres Jahrhunderts nannten. Südliche Künstler und ihre Werke wurden durch Tonnen Goldes in's Land geholt. Unzählige Schätze edler Kunst schickte das Venedigerland über die Alpen nach der Ebene Baierns. Vielleicht sah auch dieses Schloß Feste voll heiterer Ueppigkeit. Wie das alte trutzig auf dem Felsen, so liegt das neue unbeschirmt im anmuthigen Thal.

Weiter herüber am Hügelabhang begrenzt **Petersbrunn** den Laubwald. Ein geräumiges Badhotel birgt die zahllosen Gäste, die Erholung suchen. In welchem Zusammenhang die Quelle mit dem heiligen Petrus steht, kann ich nicht angeben. Dieser war, so viel ich mich erinnere, sonst kein Wasserfreund; wenigsten wissen mancherlei Christussagen aus jener Zeit, wo er mit dem Herrn auf der Erde spazieren ging, von seiner Verachtung des nüchternen Wassers zu erzählen. Bei den Slawen geht sogar ein Gerücht, er habe seine eigene Mutter deßhalb vom Himmelsthor in den Höllenpfuhl geworfen, weil sie davon in ihren Wein mische. In einem Liede heißt es:

Als du jung noch war'st, o Mutter,
Warst du Wirthin einer Schenke;
Kamen zu dir arme Teufel,
Wollten trinken in der Schenke,
Sprachen zu dir: zur Gesundheit,
Zur Gesundheit dir, o Wirthin!

Gieße du uns, wie's gerecht ist,
Wie's gerecht ist, reinen Wein ein!
Sagtest du: So steh mir Gott bei,
Helf mir Gott und steh mir Gott bei,
Ich geb euch nach richtigem Maße.
Doch du goßest nicht wie's recht war,
Schenktest nicht vom reinen Weine,
Sondern schüttet'st Wasser drunter.
Schüttet'st an zwei Gläser drunter.
Das sind deine großen Sünden;
Zu ist dir die Himmelsthüre,
Doch die Thür zur Hölle offen.

Ohne diesen unwiderstehlichen Abscheu des heiligen Petrus zu empfinden, ziehen wir doch auch das gegohrene Getränk vor, das hier schäumend aus dem Felsenkeller emporsteigt. Die Wölbung der dichten Buchen wehrt am Tage den heißen Strahl ab, wenn der Durstige sich im Haine am Abhang niederlassen will. Wir aber fliehen vor dem thaukühlen Abend in das hohe Speisegemach, in dem Lichter auf blumenbedeckten Tischen stehen. Alles ist glänzend und neu, eine muntere Gesellschaft von Leuten, die mehr wie Sommerfrischler als Badepatienten aussehen, hat längst Platz genommen. Aus verschiedenen Symptomen läßt sich schließen, daß auch ihr Geschmack in der Hauptsache mit dem des heiligen Petrus in Einklang steht. Nichts stimmt mehr heiter, als eine warme Nacht im kerzenerleuchteten Saale, dessen Thüren und Fenster offen stehen, so daß der Blumen- und Weinduft des Banketts mit dem hereindringenden Wehen des Waldes zusammenströmt. Wie häßlich ist dagegen die rauchige Kneipe oder das schweißige Parfüm des winterlichen Ballsalons.

Die Nacht sinkt tiefer und tiefer; allmählig verschwinden einzelne Lichter, die Gäste verstummen und der kommende Schlaf wirft seine Schatten voraus. Die Aufregung ermattet, und mit den eindringenden Nachtfaltern, die unschlüssig um die vereinzelnten Flammen flattern, zieht das Gähnen herein.

Von unserem Schlafzimmer sehen wir weit hinaus in den Sternenhimmel; in der Ferne bewegen sich träge rothe Feuerpunkte. Es sind die Laternen mit denen die Fischer ihre nächtliche Arbeit auf dem dunkeln See verrichten. Sie schwanken; es mag wohl unter dem stärkeren Nachtwind die Welle sie schaukeln. Aus dem weiten Röhricht, das einst noch der See bedeckte, tönen die sich antwortenden Chöre der unermüdlichen Frösche. Bald weht es kühl, bald lau aus dem Wald; die Luftschichten ringen und fließen an einander hinab. Dort weiter hinab sieht etwas grau und verworren her; es muß eine Nebeldecke sein, die über dem Moore lagert. So komme, o Schlaf, und beschatte auch dieses Dach.

Der Morgenstrahl rollt die Karte des ganzen Sees auf; sie ist blau in das grüne Land gezeichnet. Die weißen schimmernden Punkte an der Wasserlinie sind seine Uferdörfer. Da schimmert tief im Süden, als ob es am Abhang der im ersten Tagesschein glänzenden Hochalpen selbst läge, Seeshaupt her, dann Bernried im Eichenwald halb versteckt, dann am Rande der weit nach Westen vordringenden Bucht Tutzing, dann die gedehnten Mauern von Possenhofen und vor uns, daß uns die Lichter seiner Fensterscheiben blenden, liegt Starnberg, des Sees Hauptort, um

den Berg gelagert, den sein weißes Schloß krönt. Vom östlichen Ufer, über das die Sonne ihre noch ohnmächtigen Strahlen herschickt, schaut nur der hohe Thurm von Aufkirchen vom Berge herab; die andern Uferstätten decken die waldigen Vorgebirge, die steil in die Fluth abfallen.

Auf dem Moorpfade, dessen wässrigste Stellen auf großen Haufen hineingeworfener Föhrennadeln überschritten werden, nähern wir uns rasch der schimmernden Fläche. Noch hat die Sumpfbremse ihr Tagwerk nicht begonnen und die ganze blutdürstige Sippe gestachelter Halbflügler schlummert noch an den bethauten Rohren. Einige verkommene Waldreste, braune Bäche, unabsehbare Flächen hochstengeliger Moorgräser und die verschwimmende Wasserfläche im Süden — das ist der Gesichtskreis, den uns der Spaziergang unserer Frühstunde bietet, die Alpen nicht zu vergessen, deren gezackte Umrisse mit dem Heraufsteigen des Gestirns an erhabener Deutlichkeit zunehmen. Da bildet unsere Würm auch einen kleinen Weiher, wohl ein verschrumpfter Ueberrest von dem großen Wasser, das früher das ganze Thalbecken bis an die Hügel von Leutstetten überdeckte.

Beim Dorfe **Percha** betreten wir die festgebaute Straße, den Ausläufer der von München herkommenden Chaussee. Sie führt wie ein aufgeschütteter Damm durch den zweifelhaften, vom See verlassenen Grund. Nicht lange, und wir überschreiten die Würm, an deren Boden schleimige Gräser und Algen vom Wasser hingeschleift werden; hier, durch den Röhrichtwald, entrinnt sie dem Seebehälter. Still und scheu gleitet sie hinab; ihre Welle plätschert und rauscht nicht; es ist ein schleichendes Moorwasser. Erst viel weiter unten wird sie der anmuthige, lebendige Fluß.

Zwischen **Starnberg** und seinem See hat sich etwas

eingeschoben, das unsern Eltern unbekannt war. Wo früher die Fluth an graue Fischerhütten und verwaschenen Kiesstrand schlug, da hat die Eisenbahn sich breit gemacht. Sie hat Dämme in das grüne Wasser gesenkt, hat Schienen gelegt und Kais aufgebaut. Das Rad einer entgleisenden Maschine braucht nicht oft zu rotiren, um seine Fracht in den Krystall des Sees zu betten. Hart am künstlich aufgeworfenen Strande erhebt sich der rothe Bahnhof; Locomotiven pfeifen hin und her und unzählige Holzblöcke, die auf dem See herabgetrieben, harren aufgeschichtet ihrer Versendung.

Aber das wird kein Mensch anschauen wollen, der mit uns daher kommt. Es ist die wunderbare Fläche des Sees, die sich uns jetzt ganz enthüllt hat, und das unvergleichliche Alpenpanorama dahinter, was Jeden – und ich habe schon Viele an dieser Stelle beobachtet — zur Bewunderung, zum Entzücken hinreißt. Eine so anmuthige Vertheilung landschaftlicher Effecte habe ich sonst nirgendswo gesehen. Beeiste Hochalpen, schön bewachsene Hügel, eine meilenlange blitzende Wasserfläche und — ich komme immer wieder zurück, es sind nicht, wie an andern Alpenseen, einzelne hohe Berge, die wie in der Schweiz, etwa in den See abfielen und ihn so schrecklich und düster machen, nein es ist das lange viele Meilen lange Panorama der südbairischen Gebirge, vor dem die gewaltige Wasserfläche den Tisch zur bequemen Uebersicht klar gemacht hat. Es scheint zwischen den blitzenden Riesen und dem See, dessen Blau sich in die Unendlichkeit fortzieht, nichts zu liegen; und doch erheben sich hinter dem verschwimmenden Ufer und jenen Gewaltigen noch der Wälder und Hügel gar viele. Aber ungehindert gleitet Dein Blick über die drei Meilen lange wogende Fläche an sie hinan;

es ist als ob Dich selbst die Fluth zu ihnen hinziehen wollte. Wie aus ihren Schneerinden herabgeträufelt liegt sie vor Dir; sie gleicht einer krystallenen Vor=Terrasse, einem funkelnden Antrittschemel, über den Du Dich zu jenen Säulen des Himmels hinanheben sollst. Und wie weitgestreckt liegt die blaue Kette hinter unsern Wassern! Da schaun rechts die Berge des Ammergaus herüber, dann die Zugspitze, der Wettersteinzug, der Herzogstand, die Felsenwüsten des Karwendel, die Alpen von Tölz und Tegernsee über das Wasser her, und im entfernteren Osten erheben sich noch der liederreiche Wendelstein und der märchenhafte Untersberg. Die Gebirge, an deren Fuß wir dahingegangen sind, als wir dem Laufe der Isar und Amper folgten, sie liegen alle, zu einem Prachtbilde zusammengerückt, zur ungestörten Uebersicht vor uns.

Die Kalkalpenkette, deren Terassen und Wände sich hinter unserem Gewässer aufthürmen, haben das Eigenthümliche, daß sie aus fast jeder ihrer Oeffnungen nach Norden einstmals Strömungen entsendet haben, von denen noch die krystallenen Becken der Seen, die vor diesen Oeffnungen lagern, unwidersprechliche Kunde geben. Solche Oeffnungen sind, da der Zug der Kalkalpen von West nach Ost geht, Querthäler, weil sie fast rechtwinklig auf der Linie ihrer Richtung stehen.

So war einst der Starnbergersee durch den Ostersee und die vielen kleinen Gewässer in seinem Süden mit dem jetzigen Kochelsee zusammenhängend, weiter nichts als ein Bassin, das von ungeheuern Wassern ausgehöhlt wurde. Diese kamen aus der Alpenöffnung heraus, die zwischen dem Herzogstand und der gegenüberliegenden Jocherspitz beginnt, sich über Wallgau und Mittenwald fortsetzt, und

mit ihrem Abschluß über Seefeld sich als Querthal an das Thal des Inn anschließt, dessen Lauf der Kalkalpenkette parallel ist. Also von dort — aus dem meilenbreiten Schlund, aus dessen Grunde der gezackte Karwendel mit seinen bleichen Wänden herausschaut, wälzte sich einst die Verheerung, deren breiter Strom diese Becken zurückließ. So liegen alle unsere größeren oberbairischen Seen vor der Mündung solcher Querthäler, der Chiemsee, der Tegernsee, der Staffelsee und die sie umgebenden Gewässer.

Die tiefsten Tiefen der Furchen, welche jene Ströme in den Boden klufteten, deckt jetzt die grüne Welle; die Inseln oder Untiefen aber, die sich einst ihren Fluthen entgegen stemmten, das Saatfeld oder der Wald. Und welche Tiefen hat die helle Fluth ausgespült! Während man an den tiefsten Stellen des baltischen Meeres bei einhundertzwanzig, der Nordsee bei vierhundertundfünfzig Fuß Grund findet, fällt da drüben, wo die Buchen am kiesigen Strande von Almannshausen stehen, der jähe Berg in den Seespiegel, daß das Senkblei achthundertundvierzig Fuß zeigt. Nur der Leman, wo er an die nackten Felsen von La Meillerie schlägt und der Bodensee, wo seine Wellen sich nach dem flachen Hügellande von Fiedrichshafen ausdehnen, übertreffen unsere Gewässer an Tiefe; man zählt dort über neunhundert Fuß. Von den südbairischen Seen erreicht ihn keiner. Man kann ihn deßhalb eine Ausnahme nennen; denn in der Regel zeigen die schauerlichen Becken, die hart an den schroffen Wänden der nackten Kalkriesen sich ausbreiten, die größte Tiefe, Seen, die so weit in die nördlichen Plateaux des Hügellandes oder der Ebene vorgeschoben sind, haben sonst seichteren Grund. Aehnliche Umgebungen wie unser Würmsee und fast gleichmäßigen Abstand von den nördlichsten

Wänden der Alpenkette haben im bairischen Hochland zum z. B. der Waginger- und Simmsee; während man aber bei dem ersteren überall schon bei dreihundert Fuß den Grund erreicht, hat der letztere gar schon bei hundertundachtundsechzig seine größte Tiefe. Am östlichen Ufer unseres Sees geht diese Tiefe bis nahe an den Strand hin, und ist deßhalb drüben das Wasser schon vom steilen Ufer an trotz seiner Reinheit von finsterer Farbe, weil vom Grunde kein Sonnenlicht mehr zurückstrahlt. Hier am westlichen Strande aber erhebt sich ein ziemlich hoher Bergrücken bis hart an die Oberfläche, so daß die Welle auf viele Ruderschläge in den See hinein über seichten und schlammigen Grund dahinrollt. Der Gipfel dieses Berges ist die Roseninsel, die noch jetzt aus dem See hervorragt. Wegen dieser Seichtigkeit ist das Wasser an diesem Strande ebenso hell als drüben dunkel. Wir werden auf die Farben und Lichter der weiten Fläche während unserer Reise noch oft zu sprechen kommen. Für jetzt wollen wir uns seinen nördlichsten Uferort, Starnberg, näher betrachten.

Der Ort als solcher hat keine bemerkenswerthe Geschichte. Früher, im dreizehnten Jahrhundert, war da, wo jetzt das geschmacklos gebaute Schloß steht, eine Burg, auf der die „Ritter und Herren von Starnberg" hausten. Im dreizehnten Jahrhundert traten diese, wie gesagt, urkundlich auf; sie hatten weiter nichts als jene Burg. Gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts ging diese in den Besitz der Herzoge von Baiern über. Das gegenwärtige Schloß wurde von Herzog Wilhelm, der aus der Geschichte der traurigen schmalkaldischen Händel bekannt ist, 1544 gebaut. Als die Schweden unter Wrangel im Jahre 1646, wo sie den stärksten ihrer Verheerungszüge ausführten, die Brandfackel

von der Isar an den Lech trugen, wurde auch dieser Bau von ihnen halb zerstört.

Seine glanzvollste Zeit sah Starnberg vielleicht um die Mitte des 16. Jahrhunderts unter der Regierung des verschwenderischen Herzogs Albrecht V. Dieser belebte den See mit einer Lustflotte, darunter eine königliche Fregatte, drei Schiffe von Lärchenholz mit eichenen Säulen darauf, Gondeln nach venetianischer Art; Alles zierlich geschnitzt, bemalt und vergoldet. Gern täuschte er sich auf den Wellen des Landsees, als hätte er das Meer, und litt mitunter auch dessen Gefahren. So ist, heißt es in einem gleichzeitigen Bericht, „1575 das gros Hagelwetter zu Starnberg gewest. Ist der Herzog grad auf der See gefahren, hat die leut und das schiff jämmerlich abklopft, aber dem Herzog gottlob nichts geschehen. Ist seine liebe Gemahlin nebst andern Frauenzimmern mehr dabei gewest, haben gebetet und verzaget, daß der Herzog Trost zusprechen müssen“.

Eine andere Reihe von geräuschvollen Belustigungen begann für Starnberg gerade ein Jahrhundert später unter der Regierung des bigoten und prachtliebenden Kurfürsten Ferdinand Maria. Dieser kam auf den Einfall, nach dem Modell des Bucentoro, des Krönungsschiffes der Dogen, eine große Galeere bauen zu lassen. Vom vordern Schnabel, auf welchem ein riesenhafter Neptun den Dreizack schwang, bis zum Hintertheil war der Rumpf vergoldet; vergoldet waren die Reihen der zierlich geschnitzten Ruder, die von hundertundzehn Knechten in Bewegung gesetzt wurden.

Sechzehn Kanonen lagen in den Zwischendecken. Vor dem Eingang des Hintergebäudes, welches einen großen Saal mit zwei Nebengemächern faßte, sprudelte ein künstlicher Brunnen. Zwei Löwen unterstützten eine hohe Leuchte für

Nachtfahrten. Der goldene Bucentoro faßte fünfhundert Personen und war, wenn er in die grüne Fluth hinaussteuerte, von einem zahlreichen Geschwader kleinerer Dienstschiffe umgeben. Daß es an Beleuchtungen, italienischen Nächten und großen Jagden auf dem Wasser nicht fehlte, läßt sich denken. Bei solchen wurden die Hirsche aus den Uferwäldern von den verfolgenden Hunden in die Wellen gehetzt und von der Galeere aus todt geschossen. Aber auch förmliche Seeschlachten wurden aufgeführt. Eine solche war 1671 bei Gelegenheit des Besuches eines Erzbischofes von Salzburg; es waren zwei Kriegsschiffe da, „welche continuirlich mit Feuren und Schlägen gegeneinander gespielet, wie auch 60 allerhand Wasserkugl, die geringste zu 50 Pfund".

Später wurde das Schiff morsch; 1759 wurde es ganz auseinander genommen. So war es wieder still am See und die seltenen Besuche des Hofes änderten nichts im Leben des armen Fischerdorfes. In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts tauchte plötzlich, ich weiß nicht wie, die Lust zum Landleben auf. Die Münchener begnügten sich nicht mehr damit, die blauen Berge von der Theresienwiese aus zu betrachten, sie rückten ihnen näher. Tegernsee, Schliersee und auch unser Starnberg wurden wieder belebt. Als es später geradezu Modezwang wurde, im Sommer oder Herbst einige Tage auf dem Lande zuzubringen, wenn man zur Welt gehören wollte, entstanden Landhäuser an den buschigen Ufern hinauf, obgleich der prächtige See so nahe an der Residenz liegt. Ich sage obgleich, nicht weil; denn es ist klar, daß man das unvergleichliche Gewässer noch viel schöner finden, noch viel mehr bewundern würde, wenn es weiter entfernt läge und man mehr bezahlen müßte, dahin zu gelangen. Es liegt in der Natur der

Menschen, von denen ohnehin unter Tausenden nur gar Wenige ein wahres Verständniß, eine wirkliche Empfindung für die Natur haben, das Schöne immer nach einem andern Maßstabe als nach dem in ihm selbst liegenden zu bemessen. Und unser Starnbergersee ist, was man auch immer sagen möge, der schönste unter den Seen unseres Hochlandes. An gewaltiger Wirkung von Wasser und Licht, von Gebirg und Farben, an freundlicher Wohnlichkeit der Ufer, an Umfang der Fernsicht kann sich keiner mit ihm vergleichen. Der Chiemsee käme ihm an Wirkung nahe, aber dessen Ufer sind zu flach und unbedeutend. Der Ammersee hat das Alpenpanorama nicht und was die eigentlichen Hochlandsseen betrifft so kann man wohl sagen, daß sie für den ersten Anblick allerdings viel mehr frappant und großartig wirken, aber bei einem längern Aufenthalt durch ihre Monotonie von Felswänden und beschränktem Himmel ermüdend und traurig stimmen. Hier aber lacht die Natur; derselbe Blick umfaßt die Erhabenheit und die Idylle, es geht ein frischer Zug durch das weite Bild.

Nur Wenige werden sich aber aus solchen Gründen in Starnberg aufhalten. Hier ist die Villeggiatur der Gelangweilten, die wohl der Mode das Opfer des Landaufenthaltes bringen wollen, sich aber bei jedem aus München ankommenden Zug in Haufen auf dem Perron der Eisenbahn einfinden, um nachzusehen, ob nicht der oder der städtische Nachbar angekommen ist, oder um die Unbekannten zu lorgnettiren, oder den heutigen Theaterzettel aus frischer Hand zu bekommen. Es ist ein entsetzlich taubes Publikum, welches seine kleinstädtische Eitelkeit und sein nasenrümpfendes, bornirtes Wesen auch in die schöne Natur mit hinaus genommen hat, in der es mit seinen forschenden, nergelnden Augen ohne Ge-

fühl und Genuß herumlungert. Schon dieses Volk allein würde mir Starnberg unmöglich machen. Für Damen, die mit dem Pfauenschweif der Sommertoiletten sich aneifersüchteln, mag das ein allerliebster Aufenthalt sein. Wer aber den unbeschränkten Genuß des Freien über Alles liebt, der will von den krummen aussichtslosen Gassen, den staubigen Gärten und dem schlammigen Steinufer Starnbergs nichts wissen, sondern setzt sich hinauf an den Strand von Ambach oder Ammerland, wo der klare See an deine Schwelle plätschert, und von der andern Seite der duftige hohe Waldhügel bis an Dein Haus herabfällt. Dort langweilen Dich die nicht, die in dem weiten Rund nur ewig sich selbst und ihre bodenlose Kleinlichkeit erblicken; das geputzte, gezwungene Krähwinklervolk muß die Eisenbahn zur Hand haben, um nichts zu versäumen, was etwa in der Stadt, die doch den einzigen Angelpunkt ihrer Gedanken bildet, geschehen könnte. Dort oben aber am grünen Ufer ist Ruhe; silbern pläschert die Welle über die blinkenden Kiesel heran, und nur einen Schritt hast Du an den Kahn, der Dich in den Frieden des Sees hinausträgt.

Das Dorf Starnberg als Aufenthaltsort hat übrigens auch noch andere Nachtheile, die es, abgesehen von der am wenigsten begünstigten Lage, zum weitaus unerquicklichsten Wohnort des Sees machen. Man pflegt nämlich unter Anderem in den vornehmsten der dortigen Gasthäuser etwas theuer zu leben, um einen hier vielleicht übel angewandten Euphemismus zu gebrauchen. Ich rathe Jedem, der den See bereisen will, sich dort nicht eine Minute länger aufzuhalten, als es die Beziehungen des Verkehres mit Eisenbahn oder Dampfschiff mit sich bringen, denn er findet in dem Nest keinen Gegenstand zum sehen, wohl aber in der Regel

einen zum ärgern. Diese Lehre gilt natürlich nicht für die Münchener; denn der größte Theil von diesen versteht unter einer Landpartie nach dem Starnbergersee nichts anderes, als einen Tag, dessen ordre ungefähr folgende ist: Um halb sieben Uhr Morgens fährt man in München ab und kommt um 8 Uhr in irgend einem Gasthause zu Starnberg an. Dieses liegt weit vom See entfernt und das Gebirge verdeckt der Bahnhof; wenn man aber von diesen beiden Sachen, die doch nicht zum essen sind, nichts sieht, so wird Einem die Aussicht auf die Bratwürste nicht verkümmert, die in dreiviertel Stunden fertig sind. Um zehn Uhr kommt Wein und Schinken, der bis zum Mittag anhält, welcher Braten, aus der Stadt geholte Forellen, Hühner und Kuchen bescheert. Bis gegen vier Uhr wird dann der Tarok von Cafe und Cigarren, von da an von Bier und Cigarren flüssig erhalten, bis mit einbrechender Dunkelheit das Pfeifen der Locomotive die ländlichen Freuden unterbricht. Das Genossene war allerdings vielleicht zehnmal so schlecht und dreimal so theuer als in der Stadt, die Bedienung war so grob und nachlässig als möglich oder vielmehr als unmöglich — aber es geht eben doch nichts über die Landluft. So keucht man dann zur Eisenbahn, welche die ehrenwerthe Gesellschaft mehr als Frachtstücke, denn als Passagiere in München aufs Pflaster setzt, wo sie sich mit dem Bewußtsein eines schön genossenen Tages von einem schläfrigen Droschkengaul nach den längst ersehnten Betten ziehen läßt. Für diese also sage ich das nicht; denn für solche Zwecke wäre jedes Weiterfahren in den See hinaus oder an den waldigen Ufern hin verderblicher Zeitverlust.

Ich will sehen, wie lange es noch dauert, bis die Leute zu der Einsicht kommen, daß sie solche Touren mit

noch mehr Zeitersparniß sofort in den Bräuhäusern der Stadt abmachen könnten.

Der einzige naheliegende Spaziergang, der dem Bewohner Starnbergs Genuß gewähren kann, ist der Weg nach den „Sieben Brunnen". Das sind Quellen, die in einem engen Thale aus Tuffsteinen rinnen. Die Wälder halten das Thal und die Quellen frisch. Besonders für Liebende ist der Weg an den schattigen Abhängen nach den klaren Brunnen zu empfehlen:

Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken,
Und wer ein schönen Buhlen hat, der soll ihm winken.

Doch still, ich hätte fast gegen den heiligen Geist germanischer Wohlanständigkeit gesündigt. Also fort aus dem stillverborgenen Grunde in die offene Höhe!

Da steht die schönste Villa Starnbergs auf dem Bergrücken; sie gehört dem Oheim des Königs. Ein Weg voll Abwechslung, theilweise künstlich gepflegt, führt von ihr oben am Abhang des Berges fort. Er geht durch Eichen- und Buchenhaine nach Süden. Die Punkte zu zählen, an welchen sich durch sein Grün die prächtigsten Aussichten auf den See hinab und auf die Gebirge eröffnen, ist unmöglich. Man nennt ihn den Prinzenweg; er verdient in der That eine fürstliche Bezeichnung.

Es ist klar, daß wenn wir unsere Rundreise um den See antreten, wir hinaufwärts das westliche, herab das östliche Ufer wählen. Denn das Gebirge, dem zugewendet man ja gegen Süden geht, sieht man vom westlichen Ufer aus viel besser, als von dem gegenüberliegenden und dieß ist dessen unbestreitbarer Vorzug. Dagegen ist auf dem andern Ufer die Vegetation reicher, der jähe Strand ist mit reinlichen Kieseln, nicht mit Röhricht und

Schlamm bedeckt, und die Wohnungen stehen hart am Wasser. Gibt man sich ferner die Mühe, am östlichen Ufer die Höhe hinaufzusteigen, von der man in die Thäler der Isar und Loisach, auf die Orte unserer ersten Wanderung, sieht, so hat man noch viel gewaltigere Perspectiven in die Alpen, als herüben; aber die vor ihnen liegende Wassermasse fehlt und das ist es gerade, was als die Eigenthümlichkeit des Starnbergersees gelten kann: das Zusammenspiel der Töne von Himmel, Alpen und Wasser.

So mag auch der Kampf billig entschieden werden, den die Liebhaber des einen oder andern Ufers gegen einander führen; zum Bereisen ist wegen der Aussichten das westliche, zum Aufenthalt aber das östliche deßhalb vorzuziehen, weil, ohne daß die Scenerie gegen das Gebirg hier am See selbst der andern viel nachgibt, See und Wald unmittelbar deine Schwelle berühren. Das lassen die Oertlichkeiten des westlichen Ufers nicht zu.

Vorläufig aber und bis wir das Alles näher betrachten, wollen wir einmal ein wenig auf dem See spazieren fahren.

Unheimlich ist die Klarheit mit der wir von unserm Nachen aus noch in Tiefen sehen können, die augenscheinlich bedeutend sind. Steinchen, die dreißig Fuß unter dem Spiegel liegen, läßt die Welle noch durchscheinen. Plötzlich aber schwindet der Grund und die Fluth dunkelt. Wir schaukeln über einem schroffabstürzenden unterseeischen Thal.

Wie wir weiter in den See hinaustreiben, schwankt unser Nachen unmerklich stärker; ich sage unmerklich, weil es für das breite, schwere Fahrzeug fast des sturmerregten Gewässers bedarf, um es ergiebig zu schaukeln. Es gibt keine miethbaren Nachen, die für einen oder zwei Ruderer leicht und geschickt gebaut sind; die Schiffe, welche man

sich entleihen kann, sind alle zum Behufe des größeren Gelderwerbs für die Schiffer dazu eingerichtet, daß sie ganze Gesellschaften befördern können. Otto Bank in seinen „Alpenbildern" behauptet zwar, er habe die schönsten Schiffchen nach den neuesten Constructionen gesehen — möglich, aber die sind alle in Privatbesitz. Wer einzeln der stärkenden Bewegung des Ruderns obliegen will, muß als Fremdling es sich also gefallen lassen, daß er im Schweiße seines Angesichts ein grobes Transportschiff über die Wellen schiebt. Die Leute verstehen, wie in so vielen anderen Beziehungen, bei uns gar oft ihren wahren Vortheil nicht: nichts würde sich mehr rentiren, als kleine, bewegliche Kähne in Bereitschaft zu halten und sie für Liebhaber der Bewegung auf dem Wasser zu vermiethen. Es brauchen gerade keine Grönländer oder sonstige raffinirte Formen der modernen Schiffbaukunst zu sein; wenn sie nur so leicht sind, daß es nicht nothwendig ist, sich Blasen an die Handfläche zu arbeiten, um fünf Schritte vorwärts zu kommen.

Ueberall wohin wir schauen, sehen wir Nachen daherrauschen, bald wie ferne Punkte dahinschaukeln. Bunte Fähnlein und Flaggen wehen im Winde. Die blauweiße Fahne ist die häufigste; nicht selten sieht man auch die Tricolore. Fremde stecken die Farben ihres Landes oder Ländchens aus und Aristokraten halten es mitunter für geschmackvoll, das Colorit ihres Blason flattern zu lassen. Oft sieht man Schiffe voll Damen, nur von muthigen Damen gerudert. Ein Hauptvergnügen dieser Wasseramazonen ist es, den Kahn in die Wallung hineinzusteuern, welche die Schaufelräder des Dampfschiffes hinter diesem zurücklassen. Einzelne Frauenzimmer beim ärgsten Sturm in den See

hinausfahren zu sehen, ist nichts Ungewöhnliches. Wenn diese Damen ihr Handwerk nicht gar zu mädchenhaft treiben, mag die Sache für den Zuschauer Reiz haben. Aber es scheint mir, als ob ein in allerneuester Zeit zur Geltung gekommener Ton in der Anglomanie solcher maidenhood nicht ebenso zu weit ginge, wie das Schürzenhafte und das Duennawesen vergangener Jahrzehnte. Die Emancipirtheit der Unschuld ist ein neues und wenig erquickliches Genre. Wenn doch einmal Emancipirtheit die Loosung ist, lasse ich mir lieber die andere gefallen. Aber diese aufgelösten Lockenköpfe von zweiundzwanzig Jahren mit ihrem Herumrasen, Rudern, Fechten, ihrem angestrengt witzigen und unangestrengt scheuen Wesen — ist das nicht weibliche Unnatur?

Jetzt kommt ein großes Schiff daher; es ist ganz mit wuchtigen Holzscheitern und Stangen beladen. Weit vorne schwimmt ein Kahn mit vier Männern; diese rudern das große Schiff, das durch einen Strick mit dem Kahn zusammenhängt, weiter. Es ist ein mühseliges Geschäft.

Segel sieht man selten; die Unbeständigkeit der Winde auf dem Binnensee macht diese Art des Fortkommens auf den Wellen unräthlich. Für kleine Boote können sie sogar gefährlich werden, wenn der Wind, wie das oft geschieht, in einer einzigen Minute umschlägt. Dann schlägt in der Regel auch das Boot um. Es hat etwas Einschläferndes, vom Ufer aus zuzusehen, wie langsam und unsicher die Segel den Kahn bei flauem Winde vorwärts bewegen. Ueber jenen Hügel weht der Wind so auf die Wasserfläche her, an dieser Hügelkuppe staut er sich so, mitten drinnen wechseln und drehen sich seine Strömungen. Wenn nun ein Schiff von einem Ufer auf das andere hinüber will, geht

sein Lauf in tausend Zickzacklinien und es ist einleuchtend, daß es von dem schwerfälligsten Ruderschiff augenblicklich eingeholt werden muß. Etwas anderes ist es freilich, wenn der steife Süd- oder Nordwind, die beiden Luftströmungen auf dem See, die am ehesten Ausdauer versprechen, weht. Dann vermag ein Segelkahn mit dem Dampfschiff um die Wette zu fliegen.

Das Wort fliegen muß aber hier nicht buchstäblich genommen werden; unser Dampfschiff „Maximilian", das während des Sommers täglich zweimal den schönen See umkreist, ist ein Vehikel, das sich mit der behäbigen Weise unseres Volkes noch nie in Widerstreit gebracht hat. Ohne schädliche Ueberstürzung schaufelt es sich fürbaß durch die grüne Fluth und selbst vom zaghaftesten Passagier habe ich noch nie die Befürchtung einer Mississippi-Katastrophe aussprechen hören. Ich glaube, das Schiff hat früher den trägen, wasserarmen Main befahren, und ist, nachdem der Dampfverkehr auf jenem Fluß eingestellt wurde, hieher nach der lebendigeren Fluth am Fuße der blauen Alpen gebracht worden. Möge ihm bald ein zweiter flinkerer Nebenbuhler zur Seite stehen. Dazu ist freilich die Aussicht eine spärliche, denn schon mehr als einmal hat es sich darum gehandelt, auch den bescheidenen „Maximilian" in den Ruhestand treten zu lassen, weil die Erträgnisse aus den Fahrten des kurzen Sommers dem Eigenthümer die Kosten nicht einbrachten, die er auf Maschinen, Leute und Kohlen verwenden muß. Wenn einmal die Eisenbahn das ganze Ufer des Sees in den Weltverkehr gebracht hat und man an ihm entlang nach dem Süden, nach den Thälern Tirols und der Schweiz fahren kann, dann wird es auch vielleicht für die Dampfer des Würmsees mehr Beschäftigung geben.

Es ist allerdings klar, daß die, wenn auch mitunter bedeutende Anzahl, vergnügungsliebender Städter, die von Juni bis September das wohlbekannte Deck bevölkern, die Lebensflamme oder vielmehr die Dampfsäule des Schiffes nicht quick erhalten könnte, wenn nicht eine Anzahl reicher Herren, denen es mehr um ihre eigene Bequemlichkeit als um Gewinn oder den „Vortheil eines verehrlichen Publicums“ zu thun ist, sie durch ihre Constituirung zu einer wahrscheinlich wenig gewinnsüchtigen Actiengesellschaft erhielten.

An dem schönen Spätsommertage, an welchem unser Nachen dem Gestade von Possenhofen entgegen treibt, ist die Oberfläche der Welle rein und klar. Selten nur unterbricht etwas, den Geräthschaften des Dampfschiff Entfallenes, den wallenden Spiegel, etwa ein Korkpfropf oder ein Zeitungsfetzen. Das ist eine unpoetische Störung und gehört, wie ich nach den Gesetzen der Aesthetik wohl weiß, keineswegs in ein beschreibendes Landschaftsbild. Aber wir sind in der Malerei Realisten, Leser, und suchen den Contrasten nicht auszuweichen. Daß der Mensch Alles verdirbt, wo er in der Natur hinkommt, ist ohnehin bekannt.

Im Frühjahr hingegen, im Monat Mai, wenn Regen und laue Winde und heißer Sonnenschein die Zapfen der Fichten und Föhren schwellen, daß sie platzen, jagt der wohlmeinende Luftstrom ihre beflügelten Samen fort. Da ist der See an den Ufern und weithinein mit gelbem und braunem Pulver bedeckt, das den Bewegungen der Welle folgt. Es ist der Same der unzähligen Bäume am Lande, den die Fluth von einem an den andern Strand trägt. Darum siehst Du auch dort zwischen den nassen, blank gescheuerten Steinen oft ein kleines Nadelpflänzchen. Es wird nicht gedeihen, weil die sturmerregte Welle es mit andern

fein zerriebenen Kieseln zudeckt oder aus dem kargen Boden ausspült. Es sind verlorne Keime, die dem wilden, theilnamslosen See anvertraut waren; sie haben keinen sichern Boden, in den sie zuverlässige Wurzeln schlagen können — sie werden von Sturzwassern überschäumt und gehen zu Grunde.

Draußen im See siehst Du hundertfach verschlungene Streifen und Kränsel; dann kommt daneben eine große Fläche spiegelglatten Wassers, die drüben wieder an lange, leichte Linien grenzt. Kein Mensch weiß, was das ist. Die Einen sagen, in der Seetiefe unten seien Quellen, deren Strömung sich oben in den Kränseln zeige. Aber wie können Quellen durch eine Wasserschichte von vier= bis achthundert Fuß hindurch ihr Sprudeln verrathen? Die Anderen meinen, es wäre da, wo man die leichten Furchen auf dem Spiegel sieht, gegenüber irgendwo in der Hügel= und Waldkette der Ufer eine Einsenkung oder Oeffnung, so daß der Wind darüber weg Spielraum fände, auf diesen oder jenen Fleck im See einzufallen, während der benachbarte Raum der Wasserfläche geschützt bleibt. Das ließe sich wohl hören, meine eigene Beobachtung spricht aber dagegen. Ich bin oft mit dem Nachen an die Grenzen solcher aufgeregter Stellen hingefahren, habe aber dort so wenig das leiseste Lüftchen verspürt, wie an einem andern Flecke des Sees. Item, ich habe es nicht herausgebracht und andere auch nicht.

Etwas anderes ist es mit den Schattirungen in der Farbe des Sees, die man oft von einem seiner hohen Ufer aus wahrnimmt. Diese rühren von dem Wiederschein der Wolken her, die über das Firmament hinziehen. Es ist ein buntes, launenhaftes Spiel, was da getrieben wird.

Doch es ist Zeit, wieder nach den Ufern zu schauen.

Oben auf dem Berge, von Wäldern versteckt, liegt das Dorf **Pöcking***). An dem Hügel, der zum See von ihm abfällt, hat sich allmählig eine Niederlassung herangewachsen, die von ihrer Lage den officiellen Namen Niederpöcking erhalten hat. Das Volk nennt sie Protzenhausen. Protz oder Geldprotz heißt in der Sprache des bairischen und österreichischen Volkes ein Rentier, ein vermöglicher Mann, ein Kapitalist. Da nun die lange Reihe von Villen am Seestrande, aus denen „Niederpöcking" besteht, lauter Stadtleute zu Besitzern hat, die in der glücklichen Lage sind, ein solches sobriquet auf sich beziehen zu können, hat sich die Bezeichnung Protzenhausen geltend und zwar im Volksmunde mehr geltend gemacht, als das Niederpöcking des Flurkatasters. Das Ganze macht sich wundernett; kleine Häuschen und Miniaturkapellen, Gärten und künstliche Felsdämme werden von der Welle bespült. Dann sind wieder Haine und Bosquets dazwischen; aus dunkelm Laub schauen bunte Dächer und neben den Zinnen eines Burgmodelles entdeckst Du zwischen dem Grün wieder das modische Chalet, das beliebte Schweizerhäuschen. Die Büsche und die Kieswege, die Häuschen und Kapellen miteinander sehen aus wie Kinderspielzeug. Es ist Alles klein und niedlich. Die meisten dieser Wohnstätten wären mir in der That zu klein; wer aber auch nur die kleinste besitzt, kann doch sagen: Ich habe eine Villa am Starnbergersee, und erringt sich so Anrecht auf das wohlthuende „vom Finger der Mitbürger gezeigt werden".

---

*) Wahrscheinlich mit Bico, Becco, einem viel verbreiteten Mannsnamen, zusammenhängend.

Ich kann es wohl den eigentlichen Reisehandbüchern überlassen, den bedeutungslosen Katalog der „Villabesitzer“ mitzutheilen. Sie gehören meist der Bourgeoisie an. Eigentliche Villa ist ohnehin nur eine da; es ist die mit den schönen Terrassen, welche dem Inspector der königlichen Eisengießerei, Herrn Miller, gehört. Viele andere, namentlich die hölzernen Häuschen, müssen an heißen Tagen mehr Schwitzkästen als ländliche Ruhestätten sein. Man übersieht da oft die Strecke, um welche die Mittel hinter der Ostentation zurückzubleiben genöthigt waren. Es sitzt viel überflüssiger Hochmuth in dieser seinsollenden Idylle.

Wenn unsere Leute sich zur Phantasie aufraffen, so darf man sicher sein, daß sie zunächst auf mittelalterlichen Schwindel gerathen. So sieht man an dem schönen Ufer neben den Landsitzen Einsiedeleien, Kapellen mit bunten Scheiben und manches Häuschen krönen gar Spitzthürme, Erker und Zinnen. Es ist wirklich merkwürdig, daß die Einbildungskraft kein anderes Feld findet, wenn sie sich von der Einförmigkeit unseres modernen Treibens flüchten will. Manche halten schon gar nichts anderes mehr für „künstlerisch“ als solchen Trödel. —

Nun sind wir an der langgestreckten Colonie Protzenhausen vorüber und die gelben Mauern des Schlosses **Possenhofen** erheben sich aus dem smaragdenen Rasenstreif des Ufers. Dieser Bau ist geschmackvoll gehalten; seine blumigen Gärten müssen eine entzückende Einsamkeit gewähren. Eine niedere Ringmauer sperrt sie gegen außen ab.

Früher war da natürlich eine verrammelte Burg mit Gräben, Wällen und Brücken. Diese verschwand gegen Ende des 17. Jahrhundert, wo das Schloß in der Gestalt hergestellt wurde, die es im wesentlichen noch hat. Unter

der langen Reihe der urkundlich genannten Besitzer figuriren auch die gesinnungsverwandten Churfürsten Ferdinand Maria und Max Emanuel. Die innere Einrichtung scheint aber keine absonderlich luxuriöse gewesen zu sein, denn Berichte über den Zustand, in welchem sich das Schloß zur Zeit des Ankaufes durch den Herzog Maximilian in Baiern befand, sprechen von den altväterischen Zierden seiner Gemächer, den ungeheuren Kachelöfen und Himmelbettläden und den finstern braunen Holzgetäfel der Decken. Alles dieß plumpe Zeug mußte den Anordnungen der geschmackvollen Fürstin weichen, als es 1834 in Besitz der herzoglichen Familie kam. Jetzt ist's ein Landsitz im modernsten Geschmack.

Zwei Töchter dieser Familie sind zu hohen Ehren emporgestiegen. Die eine sitzt auf dem Kaiserthron Oesterreichs, eine Thatsache, welche der Professor Sepp, der dem „Kaiser Heil und Sieg“ wünscht, an der Façade seines seltsamen Hauses in der Frühlingsstraße zu München in Versen feiert, und die andere hat sich eine gewisse geschichtliche Berühmtheit hauptsächlich dadurch errungen, daß sie mit ihrem Gemahl, dem letzten König des ehemaligen Reichs beider Sicilien, mehrere Monate lang von den italienischen Heeren in einer Festung eingeschlossen war. Der ältere Bruder dieser Frauen hat aus Neigung geheirathet; seine Gattin war Schauspielerin.

Die Kaiserin verweilt gerne hier; es ist ihre Geburtsstätte und die ersten Eindrücke des Kindes waren die blauen Berge und der See. Der Ort ist wirklich so, daß man mit Vergnügen an ihn denken mag.

Hinter dem Schlosse sind steile Hügelgruppen mit Wald bedeckt und malerisch geformt; Bäche und Quellen wenden sich über die Abhänge dem See zu. Ein Calvarien-

berg, zu dem man auf Stufen hinansteigt, mangelt nicht. Er liegt an dem Wege, der nach Pöcking führt. Zwischen hochstämmigen Fichten und Lärchen, welche den Gipfel beschatten, kann man weit in die blaue Unendlichkeit von See und Alpen hinausschauen. Hundert Schritte südlich von dem Landungsplatz der Schiffe, da wo der Wald sich in einer Zunge nach dem See vorstreckt, ist ein anderer, wunderschöner Punkt hart am Wasser. Man nennt ihn das Zelt, weil auf der äußersten Spitze ein eiserner Pavillon steht. An einem heißen Nachmittage, wo Kühlung vom dichten Laubwald herab und vom See heraufweht, mit einem Buche, oder noch besser mit gar nichts, da drinnen zu rasten, ist hoher Genuß. Das Wasser unten murmelt und murmelt, bis Du schlafen willst; dann wecken Dich wieder Stimmen aus dem Walde oder plätschernder Ruderschlag. Man kann sich so recht in Licht und Duft untertauchen, wenn man sich da der Umgebung hingibt.

Im Wirthsgarten sieht man nichts, als ein Stückchen See und die hintere Seite des gelben Schlosses, die in der Sonne blendet, wenn Mittag vorüber ist. Tröste Dich mit guten Fischen, die man von Zeit zu Zeit, obwohl ziemlich selten, bekommt, oder besser, folge den dunkeln Waldgängen, die da bis an die Schwelle der Häuser herführen, und gehe ihnen nach, den Park des Hügels hinan. Es gilt, einen Glanzpunkt des Sees zu erreichen, die Höhe von **Feldafing.** Von der Terrasse des Gasthauses rollen sich See und Alpen auf, wie ein gewaltiges Epos der Naturkräfte. Weit umher liegen die Wasser und Hügel, deren bunte Erscheinung die nach ihren Endpunkten verschwimmende Reihe der Hochalpen eindämmt. Aus fernen Gauen Tirols lugen einzelne schneebedeckte Zacken über die vorderen Ketten herüber.

Von dem kleinen Eiland im See, den Berg auf, über die Bucht von Tutzing und die Waldhöhen des Südens hin kann der Blick auf sanften Stufen emporsteigen oder sich in einem Schwunge von den unten wallenden Gewässern auf die Grate der höchsten Alpen schwingen. Es ist Harmonie und schöne Gliederung in dem Bild.

Einen der bedeutendsten Punkte dieser Fernsicht, das von schneetragenden Alpen umragte Becken des Walchensees und seinen weit klaffenden Hintergrund, verdeckt ein dichtbelaubter, der einzige, Baum des Gartens. Für die Besucher des Sees wäre es eine Steigerung des landschaftlichen Genusses, wenn sich der Besitzer entschließen könnte, die an solcher Stelle lästige Pflanze zu beseitigen. Sie wirkt wie ein Flecken von Tinte oder Grünspan, der sich auf dem Mittelpunkte eines optischen Panoramas befände, dessen beide Theile er auseinander reißt.

Doch schauen wir jetzt, wie vorwärts in den Raum, rückwärts in die Zeit.

Unser Ortsname hat den bairischen Reisebeschreibern und Geschichtsforschern manches Kopfzerbrechen gemacht. Nach einer ungeschickten Orthographie „Feldaffing“ ließen sich Einige dazu verleiten, an „Affe“ zu denken, obwohl die Zoologie wenigstens nichts von Affen in Europa weiß. Die Sache ist einfach. Eine ältere Form heißt Feldofing, eine noch ältere Form Feldolfingen. Damit ist das Räthsel gelöst. Der Name bedeutet also: zu den Nachkommen des Feldolf. Was Feldolf betrifft, so ist dieß eine Zusammensetzung von Feld, in der bis jetzt erhaltenen Bedeutung des Wortes und Olf, das als Abkürzung von Wulf oder Wolf sowohl das erste als das zweite Glied vieler Composita bildet, wie

z. B. Adolf, Gandulf u. s. w. Grimm sagt, das Olf in solchen Zusammensetzungen sei nur da, um den Begriff des ersten Wortes zu verstärken, wie hruot, berühmt, mit olf zu Hruotolf (Rudolf), dem sehr Berühmten wird. Solche Zusammensetzungen, die eine poetische Vergleichung mit der Kraft irgend eines Thieres festhalten, gibt es in den arischen Sprachen viele. Wie also unser Rudolf „ein Wolf im Ruhme", ein Starker im Ruhme ist, so nennen die Inder einen strengen Asceten den „Buße-Tiger" oder einen tapfern Kämpfer den „Krieger-Stier". In dieser Weise ist aber Olf in unserem Mannsnamen, wie in manchen anderen, nicht aufzufassen. Hier hat er geradezu thätige Bedeutung, die von einer der characteristischen Zeichen des Wolfes, seiner Gefräßigkeit und Beutegier hergenommen ist: er heißt, der nach Länderbesitz Trachtende, der nach dem Raub der Felder Gierige. Bei den oberdeutschen Stämmen kommt der Name sonst nicht vor, wohl aber häufig bei den Niedersachsen. Ein solcher Feldolf war einmal da auf dem Hügel gesessen. Wann? Vielleicht lange vor der Zeit, in der Marcus Aurelius Krieg gegen die Markomannen führte. Auf seiner Hütte steckte noch die dem Wuotan heilige Donnerdistel, im Walde wurde Irmin verehrt und auf der Spitze des Hügels brachte der Feldwolf der höchsten Gottheit Bier zum Trankopfer.

Man sieht, Feldafing ist eine Verstümmlung. Aber eine noch ärgere Verstümmlung dieses Ortsnamens erinnere ich mich vor einigen Jahren in einer Reisebeschreibung gelesen zu haben, die ein norddeutscher Tourist in das Deutsche Museum von Prutz lieferte. Dort ist von einem Dorfe Federvieh die Rede. Der gute Mann hatte im Vertrauen auf die nordische Gediegenheit der Auffassung es nicht für

nöthig befunden, eine Karte der von ihm beschriebenen Gegend anzusehen. Es muß ihm seltsam vorgekommen sein, ein Dorf in so schöner Lage so „eklich“ benamst zu wissen; vermuthlich hat er es dem süddeutschen Mangel an Witz zugeschoben. Die jetzige bairische Aussprache klingt ungefähr: Feidasi, und daher mag wohl der komische Irrthum entstanden sein.

Nach der angeführten Etymologie von Feldwolf und Feldolfing wäre vielleicht der Vorschlag gerechtfertigt, die vorhin gesehene Rentiers-Colonie Protzenhausen Geldwolfing oder Geldolfing zu nennen.

Bei dem ersten urkundlichen Auftreten dieses Ortes in der Geschichte saß hier ein andechsisches Geschlecht. Es war um die Zeit, als Friedrich der Rothbart den Kreuzzug antrat, den er in den Wellen des Salef beschloß.

Nach dem Erlöschen des Hauses Andechs gelangte der Ort an die bairischen Herzoge, welche denselben im 16. Jahrhundert zuerst an die Rosenbusch von Possenhofen, später an die Weiler von Garatshausen käuflich überließen. Letztere und die nachfolgenden Gutsherren von Garatshausen erwählten die Kirche in Feldafing zu ihrer Begräbnißstätte, wie die noch vorhandenen Grabsteine ausweisen. Die gegenwärtige Kirche selbst wurde zu Anfang des 15. Jahrhunderts, der Chor derselben im Jahre 1508, der jetzige Kirchthurm, ein Campanile, aber im Jahre 1832 erbaut, und gleichzeitig das Pfarrhaus aus einem Winkel des Dorfes unfern der Kirche an die vordere Seite versetzt, von wo aus sich dessen Inwohner der herrlichsten Aussicht erfreuen.

Wenn Starnberg der besuchteste Ort des Sees ist, kann man Feldafing den beliebtesten nennen. Der herrliche Park, dessen sorgsam gepflegte Pfade nach Possenhofen im

Schatten hinabgeleiten, ist an schönen Sommertagen stets von gewählteren Toiletten belebt. Die weitere Entfernung, die Zeit und die Furcht vor den Preisen des Hotels scheuchen Manche zurück, die sonst gar zu gern den Genuß der Fernsicht mit dem der zarten Forelle verbinden möchten. In letzterer Hinsicht haben die Leute vollständig Unrecht; der Hotelbesitzer ist kein Geldwolf. So sauber sein Haus und so gut besetzt seine Tafel, so bescheiden ist er in jenen Sphären seiner Thätigkeit, die mit dem kitzlichen „leidigen Kostenpunkt" zusammen hängen. Vollends zu loben wäre der Herr dieses weitblickenden Belvedere, wenn er, wie gesagt, den lästigen Baum umhauen oder an eine andere Stelle verpflanzen würde. Je mehr dieser wächst, desto mehr verdirbt er das Panorama und am Ende wäre es nicht das erste Mal, daß Vernachlässigung und Verluste aus so kleiner Ursache hervorgegangen sind.

Unten am Gestade, an der schönsten Stelle des schönsten Sees des schönen Landes wollte der verstorbene König, der, wie alle guten Menschen, ein tiefes Gefühl für die Natur hegte, sich ein großes Schloß erbauen. Noch siehst Du unten die Gewölbe und Grundmauern, aber der verödete Bau harrt vergebens der Vollendung. Den Bauherrn hat der Tod abberufen und dieß Gebäude, muß, wie Vieles, was der Fürst zum gutverstandenen Besten seines Landes wirkte, eine abgebrochene Säule, ein Torso, bleiben. Es ist ein Symbol der ganzen Regierungsthätigkeit dieses Königs.

Der Anblick ist kläglich. Die schwierigen Uferarbeiten, die massiven Bogen, das starke Gemäuer — Alles ist vergebens geschehen, Niemand fühlt sich berufen, das Angefangene fortzusetzen.

Wenige Fürsten hätten eine Residenz gehabt, wie diese.

In unmittelbarer Nähe ihrer Hauptstadt, doch in ungestörter Abgeschiedenheit an dem blauen See und dem Blicke auf die ganze Grenze des Reiches, die es im Süden anschließt, den langen Zug der Alpen, es wäre ein Sitz gewesen wie man ihn einem solchen König freudig hätte wünschen mögen.

Einen kleinen Ersatz dafür hatte der König an der kleinen Insel „dem Wörth", die nahe vom Ufer sich aus der seichten Fluth des Sees erhebt.

Dort stand noch in den vierziger Jahren ein verfallenes Kirchlein und ein Fischerhaus. Eine Volkssage läßt ein heidnisches Heiligthum dort gewesen sein. Das Kirchlein muß im achten, neunten Jahrhundert erbaut worden sein. Der Umstand, daß ehemals zwei im dreißigjährigen Krieg zerstörte Stege, deren Pfähle noch jetzt aus den seichten Stellen des Seegrundes hervorragen, nach der Insel führten, legt die Wahrscheinlichkeit nahe, daß dazumal der Verkehr zwischen der Insel und dem Festland lebhafter war als jetzt. Auch wird behauptet, das Kirchlein sei einst von Wallfahrern viel besucht worden.

Wenn nun schon aus historischer Zeit allerlei Ungewißheit über die Vergangenheit dieses Eilands liegt, das jetzt als Garten auf der klaren Futh schwimmt, so haben sich in allerneuester Zeit noch Vermuthungen viel unsicherer Art um seine bescheidenen Gestade gesponnen.

Ich spreche von den im Sommer 1864 aufgefundenen angeblichen Ueberresten der „Pfahlbauten".

Mit diesen Pfahlbauten im Allgemeinen hat es folgende Bewandtniß.

Der Winter des Jahres 1853/54 war trocken und der Zürichersee hatte einen so niedrigen Wasserstand, wie man sich dessen kaum erinnern konnte. Man stellte Nach-

grabungen an und fand in einer Tiefe von zwei Fuß unter dem Boden des Sees ein schwarzes Schichtenlager, das Waffen und Geräthe aus geschärften Steinen, Gefäße aus ungebranntem Thon, aber nicht eine Spur von einem Metalle zeigte. Auch abgefaulte Enden von Pfählen, die in den Seegrund eingerammt waren und als Fundamente für eine Art Hütte dienten, wurden gefunden. Ferdinand Keller in Zürich, der sich sofort eingehend mit der Sache beschäftigte, nannte diese Werke Pfahlbauten und die Schlammlage, welche die gefundenen Gegenstände barg, Kulturschicht.

Diese Entdeckung gab Anlaß zu einer genauen Durchforschung der Schweizer Alpenseen, und da stellte sich nun Folgendes heraus.

Es lassen sich drei wesentlich verschiedene Zeitabschnitte unterscheiden, in welchen die Leute auf Pfahlbauten wohnten. Man erkennt sie durch die gänzliche Verschiedenheit der Geräthe, die sich in der „Kulturschicht" vorfinden.

Nach ihnen wurden die drei Zeitabschnitte die Stein-, Bronce- und Eisenzeit genannt. Ihre Eigenthümlichkeiten sind ungefähr diese.

In der Steinzeit hatten die Leute Waffen und Geräthe von Stein und Knochen, aber keine Kenntniß der Metalle. Von der Körperbeschaffenheit dieser Menschen läßt sich nicht viel sagen, weil die wenigen menschlichen Knochenreste sichere Schlüsse nicht zulassen. Wahrscheinlich war es ein kleiner Menschenschlag; ob man aber deßhalb gleich an Lappen und Finnen denken darf und sich Europa für jene Zeit mit Völkern altaischer oder tschudischer Race überzogen vorstellen kann, wie es analogiesuchende Gelehrte gethan haben, darüber sind alle Zweifel erlaubt. Meines Erachtens thut man, wenn man sich nach jetzt noch lebenden Verwandten dieser

europäischen Urvölker umsieht, doch am besten, gleich ein solches Volk in's Aug zu fassen, das absolut nicht aus Asien eingewandert sein kann. Das sind die Basken. Diese Menschen, auf die äußersten Vorsprünge Europas in den Ocean, das wahre Finis Terrae hinausgedrängt, reden noch heute eine Sprache, deren Grammatik und Wortschatz unter keiner Sprachsippe der alten Welt untergebracht werden kann, während die Lappen u. s. w. in Asien zahlreiche Verwandte haben. Sollte diese in den unzugänglichen Gebirgen der entlegendsten Spitze des Erdtheils versprengte Race, das nachgewiesene Ueberbleibsel der Iberer, mit seinem räthselhaften Wesen und seinem wundersam und einzig dastehenden Sprachmechanismus, nicht mehr Anrecht darauf haben, der Ueberrest einer vor der asiatischen Einwanderung verschwundenen autochthonen Bevölkerung Europas genannt zu werden, als jene Finnen und Lappen, deren Typus zusammenhängend bis an das chinesische Meer reicht, und dessen Vorkommen im Herzen Europas durch nichts angedeutet wird? Aber die Lappen sind klein und die in den Pfahlbauten der Steinzeit aufgefundenen Knochen deuten auf kleine Menschen, also ist die Sache schon entschieden und es gibt heutzutage wenige, die nicht an die Samojeden in Europa glauben. So contagiös wirkt Alles, was einer unwahrscheinlichen und kühnen Behauptung gleich sieht.

Dico ego, tu dicis, sed denique dixit et ille:
Dictaque post toties, nil nisi dicta vides.

Diese kleinen Menschen also müssen ein seßhaftes, nicht ein herumziehendes, Volk gewesen sein. Das beweisen ihre Geräthschaften, denn diese deuten auf Getreide- und Flachsbau. Man fand verkohltes Brod, Leinwand und verschiedenes Gewebe. Das Brod läßt sich noch deutlich als

Waizenbrod erkennen, zu welchem die Frucht einfach zerquetscht und das auf einer Steinplatte gebacken wurde. Die aufgefundenen Gewebe, über die ich Aeußerungen der höchsten Bewunderung hörte, bekunden großes Geschick der Steinmenschen im Spinnen und Weben; denn sie sind theils geknüpft, theils offenbar auf dem Webstuhl verfertigt. Die Geschicklichkeit aber, mit der sie aus dem härtesten Gestein durch bloßes Zuschlagen und Abschärfen ohne Metall Beile, Messer, Sägen und Waffen aller Art herstellten, ist außerordentlich. Auch Knochen und Horn wurden zu solchen Gegenständen verarbeitet. Solche Waffen und Werkzeuge waren, aus Stein: Hammer, Lanzen, Meisel, Beile; aus Knochen und Horn: Nadeln, Pfriemen, Pfeilspitzen. Ihre Gefäße waren dagegen ganz roh und grob. Am offnen Feuer brannten sie Thon mit vielem Quarz vermischt; glasiren konnten sie nicht. Die einzigen Verzierungen auf solchen Gefäßen sind Linien und Punkte, manchmal sind sie auch mit Röthel oder Graphit bemalt. Als lebender Begleiter der Steinmenschen erscheint der Hund, das älteste Hausthier. Dazu kommt das sogenannte Torfschwein, das Anfangs gejagt, später aber vielleicht gezüchtet wurde, dann eine kleine Rindviehart und außerdem noch Schafe und Ziegen. Pferde kamen noch nicht vor. Die Jagdthiere, deren Knochen der Schlamm birgt, waren der nie gezähmte Bisam, der Auerochs und andere Thiere, die wir jetzt noch jagen.

Ueber ihre Gewohnheiten lassen sich nach der Art der aufgefundenen Bauüberreste und der in ihrer Umgebung liegenden organischen und anorganischen Substanzen sichere Vermuthungen aufstellen.

Zu den Bauten, die jetzt nach und nach in fast allen Alpenseen aufgefunden werden, suchten sie sich Stellen im

Wasser aus, die nicht über zehn Fuß tief waren. Da rammten sie Pfähle ein, wenn der Boden schlammig war; bedeckten den Grund Felsen, so befestigten sie ihre Pfähle mit Steinen. Quer darüber legten sie andere Stämme; Diese bildeten den Boden für die eigentliche Pfahlhütte aus Holz. Wo man die Ueberreste solcher Hütten in den Seen findet, da liegen nun in der Kulturschicht mannigfaltige Gegenstände, deren sich die Steinmenschen bedienten, besonders Ueberreste von rohen Speisen: Haselnußschalen, Kerne von Himbeeren. Da wo Brände die Pfahlbauten zerstörten, findet man Vieles verkohlt und deßhalb von der organischen Verwesung bewahrt: Brod, gedörrtes Obst, Getreide; Speisereste von Schweinen, Rindern, Steinböcken, Füchsen, Wölfen, Bären. Hasenknochen findet man nicht, vielleicht deßhalb, weil die Steinmenschen vor Hasenfleisch einen ähnlichen Widerwillen haben konnten, wie noch heute einige halbwilde Völker. Auch die Kelten aßen das Fleisch dieses Thieres nicht. An den Geschirren sieht man, daß sie im Feuer kochten, der Mensch also schon damals das einzige Thier war, welches seine Speise durch Hitze zubereitete.

Gewagter scheint mir die Schlußfolgerung, die man aus einem Material gezogen hat, das sie mitunter zur Verfertigung von Waffen benutzten. Es ist dieß der Nephrit, eine Gesteinsart, die in großen Massen nur in Hochasien und auf Neuseeland gefunden werden soll. Man nimmt darauf gestützt an, es müsse dieses Mineral durch Handel und Tauschverkehr nach den Alpen gekommen sein, wie man ja auch sagt, der Bernstein habe seinen Weg von der Ostseeküste schon in den ältesten Zeiten nach Indien gefunden. Die Phantasie baut sofort Handelsbeziehungen auf, die zwischen den Völkern des äußersten Ostens und Westens bestanden hätten.

Der Uebergang von dieser Steinzeit zu jener Periode, die man nach den Resultaten anderer Ausgrabungen die Broncezeit nennt, war ein allmähliger. Man braucht sich die Sache nicht so vorzustellen, als ob etwa eine mit diesem Metall vertraute Race die roheren Steinmenschen verdrängt oder vernichtet hätte, sondern diese können durch irgend welchen zufälligen Fortschritt oder durch Handelsverbindungen mit der Verwendbarkeit der Bronce bekannt gemacht worden sein. Letzteres ist das wahrscheinlichste, denn warum fehlt überall das Kupfer, der eine Bestandtheil der Bronce? Man findet kein Geräth aus diesem Metall. Hätten sie die Bronce aus Kupfer und Zinn selbst gegossen, so wäre das gar nicht zu erklären. Man kann daher mit allem Grund annehmen, daß die Bronce theils in Barren, theils als fertige Waare von fernen Gegenden eingeführt wurde. Für letztere Vermuthung spricht auch die auffallend große Uebereinstimmung in Form und Art der Verzierung bei fast allen Gegenständen, die man gefunden, denn diese läßt eher auf eine großartige fabrikmäßige Herstellung als auf kleine vereinzelte Handarbeit schließen. Bemerkenswerth ist auch der Umstand, daß alle Bronce nur gegossen ist.

Ihre Thongeschirre, ebenfalls noch roh und unglasirt, sind doch etwas hübscher gestaltet und reicher verziert; viele Töpfe laufen nach unten spitz zu, sind also vielleicht auf Untersätze gestellt worden. Aexte, Waffen, Nadeln, Angeln, Ringe sind aus Bronce, doch läuft das Steinmaterial noch immer nebenher. Man sieht Ketten aus Bernsteinkugeln und Ohrenringe aus Golddraht. Münzen und Götzenbilder gibt es nicht. Die Broncemenschen verbrannten ihre Todten, heißt es in den bezüglichen Memoires, aber ich begreife nicht, woher man das wissen kann.

In der darauf folgenden „Eisenzeit", die wahrscheinlich schon in historische Perioden hineinragt, wurde Bronce noch immer zu Schmuck, das Eisen dagegen zu Waffen und Schneidewerkzeugen verwendet. Die Eisenmenschen scheinen sich der Pfahlbauten nur ausnahmsweise bedient zu haben. Man findet breite Schwerter mit Verzierungen, die große Aehnlichkeit mit den Verzierungen römischer Schwerter haben und Lanzenspitzen von mehr als einem Fuß Länge. Die Thongeschirre erscheinen schön geformt und gut gebrannt, auch mit Thiergestalten und Pflanzenformen verziert. Es findet sich die Schrift und zum ersten Male zeigen sich Münzen und zwar Keltische Münzen.

Von unserer Insel da unten steht es nicht ganz fest, ob die an ihren Ufern unter dem Wasser zerstreuten Gegenstände mehr der Stein- oder der Broncezeit angehören. Die gefundenen Bruchstücke von alten thönernen Geschirren deuten auf beide Zeitalter. Denn während die einen nicht aus gereinigtem Thon, sondern aus gemeinem und ungeschlemmten Letten gefertigt sind, mit vielen Quarzsandstückchen gemischt, rauh anzufühlen, ungebrannt und ohne alle Glasur sind, zeigen andere ein feineres Material von besserem Thon ohne Beimischung von Quarzkörnern. Diese sind auch etwas gebrannt, mit Graphit geschwärzt und geglättet, und zeigen als Verzierung an den Rändern regelmäßige Linien oder Fingereindrücke.

Broncegeräthschaften fand zuerst Wagner an der Südseite der Insel. Es sind unter Anderem eine Agraffe von sehr primitiver Form, ein Ring, eine Haarnadel von diesem Metall zum Vorschein gekommen.

Was nun die Pfähle selbst betrifft, so ist die Insel von ihnen mit geringer Unterbrechung rings umgeben. Am

weitesten in den See hinaus gehen sie an der Südseite der Insel, wo sie sich fast 140 Fuß vom Inselufer entfernen, wahrscheinlich aber noch weiter unter der Tiefe des Seebodens festsitzen. Die meisten stehen 2 bis 3 Fuß unter dem Wasser, ragen oft kaum 2 Zoll über den Boden und haben 7 bis 8 Zoll im Durchmesser. Sie bilden oben kleine kuppenförmige Erhöhungen, mit Schlamm und Sand bedeckt, und sind nicht leicht zu erkennen. Es bedarf dazu eines geübten Auges. Der See muß bei sicherer Beobachtung ruhig und der Himmel ganz klar sein. Andere Pfähle sind dagegen etwas zugespitzt und wieder andere glatt abgeschnitten. An diesen ist die Structur des Holzes noch gut erhalten und selbst die Jahresringe kann man erkennen. Sowie man sie aber herauszuziehen versucht, zerfallen sie in morsche Stücke.

Es sind an der Insel noch andere Pfähle wahrnehmbar. Während der schlimmsten Zeiten des Mittelalters war sie mit Pfahlreihen befestigt. Sie bot so den Bauern einen Schutz gegen die Schrecknisse, mit denen kriegerische Horden ihr Leben und Eigenthum bedrohten. Andere Pfähle, die tief im Wasser stehen und sich in einer Doppelreihe nach dem Ufer hinüberziehen, gehören wahrscheinlich dem besprochenen Brückensteg an, der erst im 30jährigen Krieg abgebrochen worden sein soll. Diese letzteren sind natürlich viel besser erhalten, jene dagegen zeigen alle Merkmale, welche die Pfähle bei den Völkern der Steinzeit in der Schweiz charakterisiren.

Die Pfähle ziehen sich wahrscheinlich unter der Insel durch die Erde fort. Aehnlich der Insel im Lago die Varese könnte also das kleine Eiland des Starnbergersees nicht eine natürliche, sondern eine künstliche Insel sein, deren ersten Grund die älteren Pfahlbauten bildeten.

Siebold erkannte einige unter dem Schlamm aufgefundene Knochen als dem Hirsch, der Kuh und dem Wolf angehörend. Auch ein sehr großer Eberzahn, der einem gewaltigen Keiler angehört haben muß, wurde gefunden. Desor entdeckte später auch einen angeblichen künstlichen Hügel im See unterhalb Possenhofen, einen sogenannten Steinberg, wie er in den Seen der Schweiz häufig vorkommt. Wie wir oben bemerkt, dienten diese Steine dazu, den Pfählen eine festere Grundlage zu geben.

Diese uralte bewohnte Insel, die bis dahin das „Wörth“ hieß*), kaufte der verstorbene Fürst. Er baute sich eine kleine Villa darauf und setzte Tausende hochstämmiger Rosen hinein. Daher heißt sie jetzt Roseninsel. Undurchdringliche Büsche frieden das Eiland gegen den See und neugierige Blicke ein. Selbst der Giebel der Villa erhebt sich nur wenig über das dichte Laub.

So liegt es da im klaren See, jetzt das Roseneiland, einst die Zuflucht wilder Menschen vor den wilden Thieren der Ufer. Wie wird die Decoration in einem Jahrtausend bemalt sein?

Sansara — ach dieß bunte Wandern,
Gestaltenreich und traumverwirrt,
Das so von einer Welt zur andern
Durch alle Lebenskreise irrt!
Wer kann der Gegenwart sich freuen?
Wer das Vergang'ne je vergessen —
Wer müßte nicht das Künftige scheu'n?

*) Althochdeutsch warida. Die arische Sprachwurzel war heißt umgeben, umringen. Warida heißt also die (von Wasser) Umringte.

So müssen wir durch's Leben schreiten,
Bedroht von zwei gespenstigen Zeiten.
Doch Alles im lebendigen Ring,
Der Käfer selbst, der Schmetterling,
Der Wurm, der auf dem Halm sich wiegt,
Beseelter Staub, der aufwärts fliegt,
Die Pulse, die unsichtbar klopfen,
Wo unserm Aug die Grenze schwand,
Für die ein Ocean der Tropfen,
Ein Urgebirg das Körnchen Sand:
Sie alle, alle insgesammt,
Sind zu demselben Fluch verdammt,
Sei's in Secunden oder Tagen
Des Lebens gleiche Last zu tragen.

Den tausend Rosen der Insel stehen tausend blühende Büsche auf dem Festland gegenüber. Sie hat alle die verschönernde Hand des Königs dem einst verödeten Abhang gegeben. Es sind viele seltene und ausländische, fremdartig aussehende Blumen dabei. Verschlungene Pfade führen durch die herrlichen Anlagen, deren Pracht erst die nächsten Jahrzehnte in ihrer Entfaltung sehen werden. Dieses war die Denkungsart des vortrefflichen Mannes; nicht dem raschen Erfolge, nicht dem blendenden Aufbau des Augenblicks galt sein Streben — er war ein sinniger Gärtner, der überall, in die Erde und in die Geistesart seines Volkes Keime legen wollte, unbekümmert darüber, ob es seinem Auge noch vergönnt sein würde, den empordringenden Wuchs zu sehen.

Hier, an dieser wunderbaren Stelle, wo See und

Alpen allein schon, ohne die Reize der Ufer, den Blick auf ihrem unaussprechlichem Räthsel festhalten, hatte der fromme Sinn des Königs schöne Stützpunkte. Denn die Gärten, die er schaffen wollte, dürfen sich nur an die herrlichen Haine anlehnen, welche die Natur selbst an den Strand des Gewässers gestellt hat.

Wie im gothischen Dome von der Decke herab dumpfes Echo dringt von den lispelnden Stimmen der Andächtigen, die tief unten auf dem Marmorboden stehen und knieen, so hallt in diesen dunkeln Wölbungen das Rauschen der Welle wieder, die regelmäßig, wie das Ruder des Schiffers, an das gehöhlte Ufer schlägt. Da geht es wie ein Flüstern durch die Schatten, und unsichtbares Naß weht vom See herauf in die unruhigen Zweige.

Morgen muß es sein und die Sonne von drüben, vom Osten her, in den See blinken, daß Millionen Blitze von der Spiegelfläche auf den Wald geschüttet werden, und durch jede Lücke zwischen dem Laub ein blendender Strahl sich Bahn bricht. Oben aber über die Wipfel schaut der regungslose Aether mit seinem Dunkel herein, welchem das jetzt niedrig schwebende Gestirn noch nicht ein falsches Gold geborgt hat. Winde strömen ab und zu; die feuchte Luft wird aus ihren kalten Lagerstätten vertrieben, und schwankt unter den zudringlichen Pfeilen des Tags vom Wald in den See, vom See in den Wald. Endlich aber reißt eine große Strömung Alles mit sich fort; allmählig haben sich die Schichten erwärmt, die an den Mauern der Alpen lagerten und nun sinkt von den hohen Jochen die träge Kälte herab, um tiefer und tiefer nach der Ebene zu fallen. Ein kühler Fluß steigt die Alpen nieder und fluthet fort und fort über die Landschaft und die Wasser, über denen

die Sonne dem Mittag entgegen steigt. Hat sie diesen überschritten, so kommt derselbe Fluß vom Norden wieder zurückgeströmt.

Es sind zwei Wege da. Oben, in der Mitte des zum See abfallenden Hügels, fahren die Pferde; hier aber am Rande des von Buchen beschatteten Gewässers gehen wir. Oft ist eine Lücke in dem Dickicht der Uferwaldung; sie ist wie absichtlich und schneidet aus der Landschaft, dem See und seiner Grenze, den Alpen, die wunderbarsten Miniaturbilder aus. Wie in der Wand des Panoramenhauses sich ein großes, rundes Glas befindet, durch welches Du in seine Farben und Bilder hineinsehen kannst, so ist hier in der Wand des Buchenlaubes eine schöne Rundung, welche den Blick nach der blauen Ferne, über Wasser und Alpenschnee, entläßt.

Da ist manche Bank sinnig angebracht; der ungeheure Baum an ihr schützt Viele, und auch der See, den Deine Hand fast erreicht, weht Dir Kühlung zu. Hier sind die schönsten Ruheplätze am Ufer, um das weite Gewässer und die zitternden weißen Punkte der am jenseitigen Strande zerstreuten Häuser zu überschauen.

Derjenige, dessen Güte einen, wenn noch so rohen, Ruhesitz von ungeschälten Zweigen und einem Tisch auf grobem Pfahl davor in den Wald setzt, hat vielleicht keinen Begriff von der vielen Freude, die er dadurch bereitet. Wie oft lassen sich da Freunde im traulichen Gespräch über schöne und erhabene Dinge nieder, und wie oft begegnen sich Hände und Lippen Liebender, deren Zeugen der Finke und die Drossel sind. Die Spender solcher Waldasyle mögen ihren Dank in den mannigfachen Inschriften finden, die sie an den Stämmen der Buchen sehen und deren Urheber vielleicht

schon lange ebenso hingegangen sind, wie jene Stunde des Vergnügens, deren Andenken sie dem Wachsthum des gewaltigen Stammes anvertraut haben. So liesest Du:

Robert und Ludmila, 1829.

Dann siehst Du wieder irgendwo übereinandergelegte Fackeln, oder verschlungene Hände und seltsame, unerkennliche Zeichen dabei, welche die harte Rinde, als ihr Baum wuchs, veränderte und verschob. Es ist eine lange Reihe von natürlichen Lauben, wenn man am erhabenen Seestrand gegen **Garatshausen** hinauswandelt.

Endlich erscheint es hinter der Lichtung, das alte **Gararshusa**. Ernst schaut das massige Schloß in die Wellen aus, trotzig wie sein Name. Garar hieß einst der Krieger, denn die spätere Sprache hat uns noch gêr als Geschoß überliefert.

Es ist eine der allerältesten Niederlassungen am See; hier wohnten schon angesessene Leute, als Bonifacius den bojarischen Priester Erinwulf mit dem Bann züchtigte, und Griso gegen den Frankenkönig Pipin zu Felde zog. In der glanzvollen Schreckenszeit des 8. Jahrhunderts wird der Uferort unter jenen Dörfern genannt, welche die devote Hand der Baiernherzoge dem Kloster Benedictbeuern schenkte. Da hieß es, wie wir gesagt: zum Hause des Kriegers.

Später vernimmt man nichts mehr davon; das Schloß, was sich am Strande erhebt, wurde in der Zeit des Wohlstandes und der Ueppigkeit gebaut, welche den Wirren der Reformation unmittelbar vorherging. Damals war viel Reichthum im Lande, und allenthalben regte sich jener schaffende Fleiß, der aus wohlthätigem Ueberfluß entsteht. Die alten Besitzer, die Weiler, liegen, wie wir gesehen, oben in Feldafing begraben. Von ihnen waren einige deutsche

Ordensritter, Pfleger zu Starnberg und der Letzte seines Stammes und Namens war lange Zeit auf dem Ocean in Kriegsdiensten. Endlich kam er an seinen stillen See zurück und dann in den Hafen, in den keine Welle mehr eindringt.

So hat das ruhige Dorf seit der Zeit der Agilolfinger bis jetzt eine, zu seinem Glück, einfache und ärmliche Geschichte. Ich konnte nicht einmal erfahren, ob es den obligaten Schwedenbrand auszustehen gehabt hat, oder nicht.

Hinter Garatshausen steigt der Wald nicht mehr bis ans Ufer herab; er ist bis weit die Hügel hinauf gerodet oder wenigstens stark gelichtet. Die Strecke von diesem schönen Ort bis zum Schlosse von Tutzing ist nicht mehr lang, und in wenigen Minuten haben wir den schmalen Pfad zurückgelegt, der zwischen feuchten Wiesen und dem vom Anschlag der Wellen zitternden Röhricht um eine kleine Bucht herum jenes Dorf erreicht.

Hinter der morschen Brücke, an welche das Dampfschiff anlegt, steht hart am See eine niedere Bank. Von ihr umfaßt der Blick den ganzen südlichen See und das Gebirge. Am Ufer gibt es wenig Stellen, die dem Auge solche Freiheit gönnen. Oben auf den Hügeln und vorspringenden Kuppen sind es deren allerdings mehr; aber schöner ist es doch da unten, wo die am gewundenen Strand zerrinnende Welle Dir den Fuß netzt und die schönen Farben der Fluth gerade vor Dir ihr Spiel unter dem Himmel treiben.

Auch diese Ansiedlung gehörte von der Zeit der Agilolfinger bis ins 11. Jahrhundert zum Besitzthum des Klosters Benedictbeuern. In einer Urkunde vom Jahre 1080

heißt sie Tutzinga*), und in einem Actenstück des Klosters Bernried vom Jahre 1316 erscheint Conrad Tutzinger. Im Jahre 1334 wurde der Ort ein Kirchenlehen dieses Klosters. Später, gegen das Ende des 14. Jahrhunderts, gehörte Schloß und Hofmark Dutzing dem Münchener Geschlechte der Dichtl. Unter dem letzten dieses Geschlechtes brannten 1648 die Schweden Alles nieder.

Jetzt gehört das Schloß dem Grafen von Vieregg. Es liegt mitten in prächtigen Gartenanlagen und einem großen Parterre von Blumen. Wilde Weinreben bedecken ganze Wände und prächtige Büsche sind der Burgwall. —

Auf der Wiese nebenan steht der herkömmliche Maibaum; an dem ist Jahr aus Jahr ein eine Tafel befestigt, die in goldenen Lettern „Heil, unserm König Heil!" ruft.

Ober der Tafel sind die hölzernen Häuser, Männer, Windmühlen und Fähnchen, die eine solche Stange zu verzieren pflegen.

Daß bei dem Maibaum ein Wirthshaus steht, ist ebenso sicher, wie das Umgekehrte. Hier sieht man wieder einmal eine ordentliche Bauernstube und in dieser wollen wir uns niederlassen, denn das Asyl der Honoratioren ist überfüllt, und der Zusammenfluß vieler Leute aus der Gegend des Sees und von droben, hinter den Hügeln her, mag vielleicht lehrreich sein.

Der Mangel an Platz im Zimmer für gebildete Leute hat sogar drei schwarz gekleidete junge Herren vermocht, sich mit einem Tische des andern zu begnügen. Sie tragen lange Röcke; ihre Gesichter sehen nicht gesund aus und um

---

*) Duzzo, Tuzzo ist ein alter Mannsname.

den Mund der drei zuckt ein gemeinsamer Zug, der wie Bitterkeit und Krankheit aussieht. Es sind junge Geistliche.

Sie sprechen, so viel ich über zwei Tische hören kann, von kirchlichen Dingen. Das ist eine seltsame Ausnahme. Es handelt sich um Calvin und Zwingli und die Lust zu Neuerungen in der Kirche, die so oft den großen Haufen beseelte, um die jüdische, aufgeklärte Presse und um die neue protestantische Kirche in Freising. Man wähnt sich in einem Vorzimmer des Sitzungssaales einer Generalversammlung katholischer Vereine. Es war das erste Mal, daß ich hörte, wie andere, als protestantische Seelenhirten, in einem Dorfwirthshaus sich die Zeit mit intolerantem Geschwätz vertrieben. Die Herren haben übrigens außer mir und einem kleinen Bauer neben mir keine Zuhörer. Denn die andern schreien, toben und spielen Karten.

Mein Nachbar, in dessen braunem Gesicht viel Verschmitztheit liegt, stoßt mich an und schielt schmunzelnd nach der Disputa hinüber.

— Was gibts? fragte ich verwundert.

— Nun, wissen's, i hab blos sagen wollen, freua thats mi erst, wenn mir am End die richti Religion doch nit hätt'n.

— Warum?

— Nun, weil's alleweil so streiten thun. Dös hat ja doch kein Werth.

Der Kerl, der das sagte, war ein kleiner Knirps mit schweren, schwieligen Händen. An Rock und Weste trug er Silberstücke als Knöpfe und aus einem runden flachen Glas nahm er von Zeit zu Zeit eine Prise von dem beliebten Brasiltabak.

— Seid Ihr beim Militär gewesen? interpellirte ich

ihn, in der Absicht, dem Ursprung solcher religiösen Indifferenz möglichst nahe zu kommen.

— I nit, i bin alleweil daheim blieben.

— Habt Ihr nie eine Reis gemacht?

— Auf Münka*) war i scho zwoamal nein kemma, aber wir san alleweil nur oan Tag drinnet blieben. Fragens mi epa wegen dena Gischpel da? Die könna nix, als d'Leut schimpfa, dös könna's, und dennet macha s'es selba noch ärger, bald s' könna. I gib nix auf die G'schicht.

— Ihr seid ein schlechter Christ.

— Von den ist koa Red nit; a Religion muß sein unter die Leut, sell scho; aber die thuan nur so und hetzen d' Leut unteranand. Am End glaubens selba nit recht, was allweil sagen. Adjes!

Der Skeptiker, dem also ein schließliches Fiasko der streitenden Kirche Schadenfreude gemacht hätte, geht und läßt uns mit unsern leicht erklärlichen Gedanken im Gewühl allein. Manche meinen, solche Gesinnungen bedeuten bei dem Bauern den ersten schwarzen Fleck beginnender Moralfäulniß. Der Bauer ist zum blinden Glauben da, der dumme Kerl hat über nichts nachzudenken. Das glaube ich ganz und gar nicht; denn solche Leute unterscheiden immer recht wohl zwischen Sache und Person. Während er die Sache nie aufgibt, macht ihn sein gewöhnlicher Verstand oft an ihren Trägern, den Personen, irr. Auch dieser, der gewiß fleißig in die Kirche ging und ihren Geboten sicherlich folgte, kam nur wegen des widerwärtigen Gebahrens jener auf einen augenblicklichen, nicht einmal ernst gemeinten, Einfall voll

*) München.

Schadenfreude und nicht ohne eine gewisse Tücke. Auch die Meinungsäußerungen so vieler kleiner Blätter, von denen ihm der Zufall dann und wann eines in die Hand jagt, und mancher Person, deren Vorrang er kennt, bleiben nicht ohne alle Wirkung. Ja, ja, viele Tropfen höhlen Steine, dicke Steine und — veniet tempus!

Der Maibaum draußen, der durch das Fenster hereinblinkt, wird zwar schon von der oberpfälzischen Polizeiordnung von 1657 als ein „unflätig, unchristlich Ding" bezeichnet, ist aber heute gerade noch so unausrottbare Sitte, wie damals. Warum soll man den Leuten das Bischen Spaß nicht gönnen? Vielleicht weil ein wenig über Gebühr von den Knechten getrunken wird. Wo man, wie von diesen armen Teufeln, sagen kann:

Sic vos non vobis vellera fertis oves,

da muß man den einen oder den andern Tag des Vergnügens nicht stören. In der Nacht des ersten Mai wird die hohe Tanne gepflanzt; die Bursche und Dirnen des Dorfes müssen sie bezahlen. Das geschieht alle drei Jahre; denn nur so lange darf nach weislichen landgerichtlichen Bestimmungen die schwere Stange stehen, weil sie sonst altersschwach werden und mit ihren vom Winde weggespielten Trümmern Dächer und Köpfe bedrohen könnte. So feiert man in unsern Gauen den Monat, der

bloumen ûz rîsen bande lôste.

Es ist ein altes, sinniges Heidenfest. Der Maibaum ist ein Triumphzeichen des Sieges, den Sumar über Wetr davon trägt. So ists auch in England Sitte gewesen. Noch im 17. Jahrhundert zogen dort am ersten Maitag kurz nach Mitternacht Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen mit Musik und Hornbläsern in einen

nahen Wald, wo sie Aeste von den Bäumen brachen und sie mit Sträußen und Blumen schmückten. Dann kehrten sie heim und pflanzten bei Sonnenaufgang diese Maibüsche in Thüren und Fenster der Häuser. Vor allem aber brachten sie aus dem Wald einen großen gehauenen Maibaum, maiepole genannt, mit nach Haus. Vierzig Joche Ochsen, jeder Ochs mit einem Blumenstraus zwischen den Hörnern, zogen ihn. Dieser Baum wurde im Dorfe aufgerichtet und um ihn herumgetanzt. Gerade so war es bei den Niedersachsen, gerade so ist es bei uns.

Ein solcher Kampf des Maien mit dem Frost ist die ganze Welt und ihre Geschichte. Aber wir können nicht viele Maibäume setzen. Widhofnir, der triumphirende Hahn, den die Skandinaven auf diese Bäume stellten, hat selten Gelegenheit gefunden, den Sieg des Lichtes über die Dunkelheit durch sein Herabsteigen zu verherrlichen.

Prächtig ist an diesem Gestade der Monat, den ein solcher Baum feiert.

Die Wellen des Ufers sind dann mit Blüthen bestreut; das Wasser zeigt Dir, welche Bäume in den weiten Gärten stehn. Die Winde des Morgens wehen feuchten Duft von dem Waldland drüben über den See her und die Winde des Abends tragen den Wohlgeruch der Gärten auf den Wasserspiegel hinaus, wo er Dich erfreut, wenn Du Dich mit dem Kahn dem blüthenbunten Strand näherst.

Jetzt ist Alles still. Der September liegt mit melancholischem Lächeln auf der Fluth, die in bleierner Ruhe im Becken liegt. Nur kleine winzige Kräusel erregt der seltene Wind. Es sieht wie eine Ahnung der kommenden Winterstürme aus, die mit Schneeflocken und Eisnadeln in die schwarze Fluth hinein peitschen. Ein bläulich-grauer Schleier,

ein feingewebter Nebel sucht See und Strand und Schneealpen aneinander zu binden, und ein Schein, wie aus Sonnen- und Vollmondlicht zusammengeflossen, würde den Fluren ihre Farben schwächen, wenn sie diese nicht schon mit den unzähligen verwelkten Blüthen verloren hätten. Die Töne werden einförmiger und tiefer; es gibt wenig Uebergänge, wenig Ringen der Lichter mehr. Die Abendröthe wird bleicher, der Mittag aber blendet Dich mehr, weil die große Lampe schon tiefer herabgezogen hängt. An der Stelle der gestorbenen Zierden der Wiesen ist die unwillkommne Zeitlose aufgeschossen. Sie ist fast die einzige Blume unter den Gräsern, deren Thau während der kürzeren Tage fast nicht mehr wegtrocknet.

Auch die Rohre an der Bucht, um die herum unser Weg führt, sind schon alle spröde und vertrocknet. Sie gehen weit in den See hinein, so daß die dürren Stengel in der Welle unheimlich flüstern. Du meinst, wirkliche Klagen zu hören. Es ist, als ob Diejenigen Dir in die Ohren wisperten, von denen der rothe Pfahl, der da am Röhricht steht, spricht:

Geh nicht vorbei, o Wandersmann,
Und sieh die armen Seelen an,
Im Fegfeuer sind die Peinen groß,
Durch Dein Gebet mach selbe los.

Darunter ist der stabile Rosenkranz; ein dicker Draht, an dem schwarze Kugeln hängen, die hin- und hergeschoben werden. Aus den Flammen schauen gar jammervolle Gesichter.

So windet sich der Weg um diese Westbucht, den „Karpfenwinkel", hin. Wo diese am weitesten ins Land hineingeht, da liegt das kleine Dorf **Zaismehring** auf dem

sumpfigen Strand. Breit liegt da die Fläche vor uns, deren Wellen sich zwischen diese Hügel und denen drüben gelegt haben, von wo die weiße Kirche von Holzhausen hoch aus dunkelm Wald schaut. Aber auch von unserm Ufer aus kann man nach ebenso hohen Rücken und ihren prächtigen Fernsichten klimmen. Da windet sich's durch den Wald hinauf nach Monetshausen und von dort auf den Hirschberg. Von diesem Hirschberg, der ebenso der Uferlandschaft des Ammersees, wie dem Würmsee angehört, sieht man weit hinein in das Vorland der Alpen und in diese selbst, die mächtigen Hörner. An seinem Fuße liegt Pähl, einst der Aufenthalt des in ganz Deutschland bekannten pietistischen Naturforschers Gotthilf Heinrich von Schubert. Dort hat er die meisten seiner glaubensreichen und ahnungsvollen aber inhaltsleeren Bücher zusammengeschrieben. Es ist diese Terrasse von Pähl und der Hirschberg ein vorgeschobener Beobachtungsposten, ein Peissenberg im Kleinen. Wer aber diesen kennt, hat auf dem Hirschberg nichts zu suchen.

Auf unserm Wege ist mehr als ein wunderschöner Punkt, an dem uns der Ueberblick über Wälder, den See und die blauen Berge festhält. Bei einem alten Bilde, einem Christus, der unter der Wucht seines Kreuzes zusammengesunken ist, eröffnet sich eine besonders liebliche Vedute. Da magst Du stehen bleiben und in die Wellen hinaussehen, oder mit Deinem Aug die dünnen Wolkenbänke verfolgen, die der Wind an den Kanten des Hochgebirgs hinjagt.

So erreichen wir allgemach **Bernried.** Das Schloß, ebenso geschmacklos wie fast alle adeligen Sitze in Altbaiern gebaut, hebt sich licht von einem grünen Hintergrund

malerischer Eichen und Buchen ab. Einst war es ein Kloster, und dieses Kloster hat ausnahmsweise etwas Geschichte. Doch ehe wir uns mit diesem Convent, der eine der drei Merkwürdigkeiten Bernrieds ist, beschäftigen, sehen wir uns ein wenig anderwärts um. Die beiden andern Merkwürdigkeiten, damit ich sie gleich nenne, scheinen mir die schwarze Tochter des Lehrers, ein durch seine Schönheit auffallendes Mädchen und das Wirthshaus zu sein, das sich durch den Mangel an Jeglichem, was der bescheidenste Städter erwarten wird, vor allen andern gastlichen Plätzen des Sees auf mehr überraschende als anerkennenswerthe Art auszeichnet.

Die kleine Dorfkirche, ein ärmliches Gebäude, ist mit allerlei merkwürdigen Bildern verziert. Diese erinnern freilich mehr an die Zeit ihrer Erbauung (1382), die Epoche des Unheils, der Pest und der Judenverfolgungen, als an unsere wirthschaftlichen Tage.

Da stehen allerlei Krüppel und verkommene Gesichter und schauen nach einem Weibe im rothen Rock, das in den Wolken sitzt und von dem die Inschrift sagt: Sanat omnes infirmitates, zu deutsch:

Kein Krankheit zu erdenkhen ist,
So nit Maria heilet,
Sobald man sie nur flehet an,
Sie mit der Hülf schon eilet.

Auf einer andern Tafel sieht man ein Getreidefeld, das in zweierlei Beleuchtung steht. Links regnet und stürmt es herab und die Saat wird vom Hagel zerknickt; rechts aber sitzt dasselbe Weib oben und spricht in die Tiefe:

Nolite nocere terrae!

und siehe da, die Elemente thun der Hagelversicherung den Gefallen, und richten keinen Schaden an, denn:

Kein Donner, schauer und unglücksfahl
Wird sich alldorten zeigen,
Wo sich Mariä Gnadenstrahl
Barmherzig thut herneigen.

In der kleinen Gruftkapelle, die man drei Jahrhunderte später an das Heiligthum anbaute, haben wir heute Gelegenheit, etwas ganz Besonderes zu sehen.

Ein massiver Eichensarg steht da, mit Kränzen bedeckt. In ihm liegt eine alte Frau; Kerzen flammen und ein Kind, das munter auf einer Bank der Kapelle sitzt, schwingt den Kessel, aus dem fichtengeruchähnlicher Weihrauch qualmt. So wie hier der Rauch gegen die Decke der Krypta wallt, so steigt das Gebet für die Ruhe der Entseelten gegen die Wolken. Andere Kinder netzen die hochrothen Geranien und Verbenen und die scharlachähnliche Phlox, die, wie Kohlen, um den Leichnam brennen.

— Bitte, hier ist der Weihbrunnwedel, sagt ein vor dem Sarg zusammengekauerter Greis.

In die Tropfen, die aus seinen Borsten spritzen, fällt durch die Fenster heller Sonnenschein und gibt auch ihnen Farben. Eine ideale Welt wirft einen ruhigen, milden Strahl in den Wandel dieser herein. Noch fehlt die Magie der Tonfluth, die aus verborgenem Orte hereinquellen möchte, und man dürfte glauben, von der Erde in den gestaltenreichen Traumhimmel der Christen entrückt zu sein. —

Neben dem jetzigen Schloß hat sich die mehrmals umgebaute Klosterkirche erhalten. Jetzt ist es ein gewöhnlicher Zopfbau; es ist nichts Bemerkenswerthes daran, als vielleicht das Altarbild, welches den heiligen Martin darstellt, wie er seinen Mantel auszieht. An dem Kloster aber hängen allerlei Geschichten.

Ein Graf von Valley veränderte zu Anfang des 12. Jahrhunderts sein Schloß in ein Monasterium. Einer seiner frühesten Bewohner war jener Paulus Bernriedensis, den Kurfürst Maximilian I. mit einer Emphase, die auch heute noch mitunter an Localberühmtheiten sich in derselben Weise vergreift, den bairischen Livius nannte. Er ist nämlich der Autor einer Lebensbeschreibung des famosen Gregor VII., sowie seiner geistlichen Freundin Herluca.

Beide Personen waren Gegenstände persönlichen Interesses für ihn; denn für den grimmigen Hildebrand hatte er gegen den armen Kaiser Heinrich Partei genommen, und sich deßhalb von seinem Canonicussitz zu Regensburg an die damals noch so öden Ufer unseres Sees verstecken müssen, und die zweite, eine seliggesprochene Jungfrau, fand nach vielen Abentheuern in dem stillen Gebäude ihr letztes Asyl.

Herluca's*) Bild steckt im Rahmen des 12. Jahrhunderts und darum mag es unsere Betrachtung anziehen.

Sie ist aus Schwaben, und, wie so viele Heilige, nach einer ganz unverbürgten Sage aus fürstlichem Geschlecht gebürtig. Auch die unvermeidliche Krankheit, in welcher das innere Aug sich zum gottseligen Leben öffnet, geht in dieser Biographie nicht ab. Leider aber wurde sie, zur Gesundheit zurückgekehrt, den auf dem Schmerzenslager gefaßten lobenswerthen Vorsätzen untreu, und so bedurfte es einer weiteren Plage, sie ihrer Bestimmung zu gemahnen. Diese bestand in einem Augenleiden, von dem ihr aber auch wieder bald in Gnaden geholfen wurde. Denn in ihrer Noth hatte sie eine Vision, durch welche sie belehrt wurde, daß sie an dem

*) Eine ursprünglichere Form wäre Harilóha.

einen Auge völlig genesen würde, wenn sie dem heiligen Martyrer Cyriacus zu Ehren eine Kerze anzünde. Und so geschah es. Wieder andere sagen, Gott habe ihr in den Sinn gegeben, eine eherne Kugel in Form eines Auges in die Kirche zu schicken, in welcher die Reliquien dieses Heiligen ruhten.

In dem Dorfe Donstetten bei Geislingen war es, wo sich die Selige zuerst im Gebet übte. In ihrem Streben nach Vollkommenheit wurde sie durch Visionen und andere Gnadenerweisungen Gottes bestärkt. So erschien ihr einst die heilige Felizitas und tadelte sie heftig, weil sie einer Magd im Schlosse durch eine Nothlüge aus der Verlegenheit geholfen hatte. Andererseits bereitete ihr aber auch der böse Feind innere und äußere Nachstellungen. So erschien er z. B. ihr und den frommen Frauen, die mit ihr beteten, in seiner schwarzen Gestalt, löschte ihnen die Lampe, und als man sie wieder anzündete, nochmals aus. Darauf sah man Herluca's Gesicht von dem Anhauch des bösen Geistes stark angelaufen. Als sie aber unerschrocken fortbeteten, rüttelte er beim Entweichen das Schloßgebäude so gewaltig, daß man glaubte, es stürze ein. Ein anderes Mal wollte er die fromme Jungfrau gar ins Wasser werfen.

Zwei fromme adelige Eheleute, Rutpert und Hedwig, ernährten und nahmen sie auf ihren Reisen als Begleiterin mit. Wie sie so einmal nach dem Dorfe Epfach im Lechthal an das Grab des heiligen Bischofs Wikterpus von Augsburg kamen, gefiel es ihr an dem heiligen Orte so, daß sie nicht zu bewegen war, mit dem Ehepaar weiter zu gehen. Dieses gerieth darüber in großen Zorn und verließ sie ohne alle Unterstützung. Da erschien ihr aber der heil.

Bischof und gab ihr zu verstehen, daß sie hier bleiben solle. So also blieb sie in Gesellschaft einer anderen Frommen, Douda, dort 36 Jahre lang.

Ihr geistlicher Verkehr mit dem dahingeschiedenen Bischof dauerte während dieser Zeit fort. So erschien der Herluca z. B. einmal am hellen Tag der Erlöser; Blut floß aus seinen Wunden, tief betrübt war sein Angesicht, schmerzvoll sein Ausdruck. Die Jungfrau erschrack über alle Maßen, aber plötzlich sah sie den heiligen Wikterpus, welcher sie tröstete und ihr die nöthige Aufklärung gab. Er sagte ihr nämlich, das Gesicht bedeute, daß sie künftighin die Messe des Priesters Richardus, welcher im Concubinate lebte, nicht mehr hören dürfe.

Auf einmal wurde die selige Herluca in ihrem Epfach, wo sie in wunderbarer Heiligkeit lebte, durch nicht näher bezeichnete Verfolgungen boshafter Menschen gezwungen, ihre einsame Wohnung zu verlassen. Sie begab sich zu dem regulirten Chorherrn Paulus in unserm Bernried, verschloß sich in eine enge Zelle neben demselben und starb dort selig im Herrn um das Jahr 1142.

Paul hat ihre Lebensbeschreibung, deren Original der Jesuit Gretscher aus dem Kloster nahm, nicht vollendet; deßhalb ist auch der Todestag unserer Seligen nicht bekannt.

In der Klosterkirche ist sie beigesetzt. Als 1763 in dieser Kirche ein neues Pflaster gelegt wurde, entdeckte man auf der Evangelienseite des Chors eine gemauerte Gruft und darin einen großen hölzernen Sarg, auf welchem die Buchstaben O. F. (ossa fundatorum) und worin große starke Gebeine befindlich waren. Auf der gegenüberliegenden Epistelseite fand sich eine weitere Gruft, und da die Beine,

welche man darin antraf, kleine und weiße waren, hielt man sie für die der heiligen Herluca. Aus diesem Mangel einer Auszeichnung könnte man schließen, daß die Verehrung, welche die späteren Augustinerbrüder gegen die Selige hegten, keine übermäßig große war.

Bei dieser Gelegenheit wurden dann sämmtliche Knochen in einen bleiernen Sarg gelegt, und die Grüfte wieder verschlossen. Als im Jahre 1791 eine neue Untersuchung der Gruft vorgenommen wurde, fand der hiezu beigezogene Arzt, daß mehrere Stücke abgingen. Da erzählte der Senior, daß bei der früheren Eröffnung ein andächtelnder Pater eine Schachtel voll von diesen Gebeinen weggenommen und wahrscheinlich hinter dem Choraltar versteckt habe.

Das Volk behielt sie in getreuerem Andenken, denn heute noch geht die Sage, daß wenn Herluca nächtlicher Weise in die Kirche ging, die verschlossenen Thüren ihr sich von selbst geöffnet hätten.

Ich weiß nicht, woher die Sage kommt, Herluca habe neben ihrer Heiligkeit auch als Prophetin einen weit verbreiteten Ruf genossen. Die Schicksale und das traurige Ende des glänzenden Geschlechtes der Hohenstaufen, das ein Jahrhundert nach ihrem Tode unterging, soll sie vorhergesagt haben. Diese Prophezeihungen, wird behauptet, habe die berühmte Heidelberger Bibliothek, einst die erste der Welt, besessen. Dann sind sie eben mit den unermeßlichen Bücherschätzen, die nach der Einnahme Heidelbergs durch Tilly eine unbegreifliche Laune des Churfürsten Maximilian als Geschenk an den heiligen Vater schickte, jetzt in der Vaticana vergraben. Dort findet sie kein Mensch mehr. Diese Nonnenergießungen wären nun allerdings zu verschmerzen — wenn man aber an die hunderte von unersetzlichen Hand-

schriften denkt, welche jetzt von pfäffischer Unliberalität im Geiste des dortigen Systems unter Schloß und Riegel gehalten und von den Forschungen Europas abgesperrt werden, so hilft Alles nichts, man muß sich über ein solches ungeeignetes Geschenk gründlich ärgern. Nirgends war es so schlecht angebracht, als in Rom; denn an keinem Orte werden der Benützung dieser Fundgruben vergangener Dinge so grobe Schwierigkeiten entgegen gehalten, wie dort. Einen Theil hat man allerdings nach dem Pariser Frieden mit Mühe und Noth wieder herausbekommen, aber das Meiste liegt noch immer im Dunkeln, worin es die Dunkeln lassen.

Ueber die weitere Geschichte des Klosters ist nur wenig zu sagen. Es waren nie viel Mönche darin, immer nur so viel, als nothwendig waren, um den Gottesdienst im Orte selbst und in einigen andern zum Convent gehörigen Pfarreien zu besorgen. In den letzten Jahrhunderten waren es nur mehr zwischen zehn und fünfzehn.

Einer der Klosterherren, mit Namen Weltharius, wurde Erzbischof im alten Ravenna. 1592 wurden gewisse Verhältnisse des Conventes einer nothwendigen Reformation unterzogen. Wo der heilige Leib des Martyrers Vitus, der im 15. Jahrhundert von Rom hiehergebracht worden sein soll, heute ist, weiß ich nicht.

Jetzt gehört das Schloß dem bairischen Gesandten in Paris. Eine wie große Freude dieser Herr an seinem Besitzthum haben muß, wenn er, dem Staub der Weltstadt entflohen, die wohlige Luft am Uferschlosse athmet und in die Gärten und Wälder hinaussieht, das kann ich nach der Proportion des Vergnügens abschätzen, das ich habe, wenn ich aus dem Fenster meiner bescheidenen Wohnung zu

München schaue. Vor mir zieht sich eine staubige Straße hin; jenseits dieser fließt ein Stück reißender Isar, und die Gebäude meines Gegenüber haben grüne Bäume um sich stehen. Wenn ich mich auf einen Stuhl stelle, erblicke ich die Alpen und dann kümmere ich mich nicht mehr um den Fabrikschlot, der, wenn der Westwind weht, mir seine schwarzen Dämpfe in das Zimmer jagt.

Ich sage aus dem Behagen, das ich empfinde, wenn ich an einem schönen Sommertage das Wenige betrachte, welches der Fleck Natur vor meinem Boden bietet, müßte ich auf ein unnennbares Vergnügen schließen, wenn ich ein solches kleines Paradies zum Eigenthum hätte. Aber erstlich werde ich nie etwas Aehnliches besitzen und zweitens ist das, was ich meine, vielleicht gar nicht wahr. Die Wünsche des Menschen steigern sich, und das Beispiel vieler reicher Leute lehrt, daß unser Streben einem schlechten Drama gleicht, wo sich stufenweise Alles steigert und steigert und zuletzt keine erfüllende Lösung kommt.

Am schönsten ist Bernried im Mai. Denn seine kleinen Häuschen stecken in Obstgärten, deren Purpur und Weiß sich ja nur dem Monat der Liebe erschließt. Im Schloß freilich und in seinem prächtigen Garten blüht es fort und fort bis in den späten Herbst, denn der ist mit den prächtigsten Blumen besetzt, und jede Woche mag andere Gaben der Flora bringen. Haben sich die Sinne an diesen gesättigt, so würde ich wieder in den See oder auf die hohen Alpen hinausschauen, oder die prächtige Allee von Nußbäumen entlang an den schattigen Strand hinabschlendern, wo große Rinder sich im Abendschein tränken und der Fischer seine zappelnde Beute auf's Gras wirft.

Wie anders mag es da ausgesehen haben, als der

wandernde Germane, der nach einem Wohnsitze verlangte, die ersten Blöcke in den Uferkies rammte, und die Rodung im Walde Birin Riuti nannte? Mag der wilde Riese selbst Bero, der Bär, geheißen, oder mag er die Stätte dem geehrten Thiere seines Volkes zu Liebe so genannt haben, gleichviel; die Scenerie hatte wenig mit dem heutigen Dörfchen gemein. Gerne gaben unsere Ahnen sich oder ihren Wohnstätten den Namen des Petz, den sie für den König der Thiere hielten. Sie legten ihm Schmeichelnamen bei und mögen ihn, wie heute noch Zigeuner thun, als den Alten oder den Großvater geliebkost haben. Viele hielten ihn für heilig. So kommt es, daß sogar viele Ortsnamen in deutschen Landen mit Bern, Beer, Beeren u. s. w. zusammengesetzt sind, und im Norden, in Scandinavien hörst Du noch heute überall beliebte Vornamen wie Asbiörn und ähnliche. —

Indem wir unser „Bären-Ried" mit dem Wunsche des Wohlergehens, den der Verfasser der ausführlichen Beschreibung dieses „Stüffts" (1738 im Parnassus Boicus, zu Ingolstadt erschienen) seinem Opus anhängt, vereinen, sagen wir ihm Lebewohl. Bei unserer Reise nach der Südspitze unseres Gewässers erwählen wir uns den Weg über den See, denn die Straße, die den Hügel hinan über Seeseiten gegen Seeshaupt führt, bietet nichts, was wir nicht schon gesehen hätten, sumpfigen Boden, Moorhügel, kleine Baumgruppen und die herrliche Kette der Alpen, die uns aber auf dem Spiegel des Wassers viel freier entgegentritt.

Noch einen Blick auf die im Grünen versteckten Mauern mit den „vielen schönen rudera, welche der heiligen Einsiedlerin Herluca alte Wohnstatt sonnenklar behelligen"

und der Dampfer schlägt seine Schaufeln in die grüne Fluth.

Dampfschiffstudien! Ja in der Erhabenheit der Bühne, die hier den Beschauer fesselt, in dem lichtvollen Wechsel tiefgehender Bewegungen und Eindrücke, welche dir die Reise zur gegliederten Handlung, zum Drama machen, in diesem Drama voll Schönheit und Leben mußt du, kleiner Mensch, den Bajazzo des Zwischenstücks spielen. Du mußt, denn du kannst, du willst es.

Ich gehe gern ein paar Augenblicke in die Cajüte; Leute, die sich in solcher Umgebung vom Verdeck, von dem Genuß der Fernsicht trennen, müssen etwas „Apartes" an sich haben.

Richtig, da rennt gleich Einer in die Spitze meines beutesüchtigen Griffels. Ein alter Herr mit langem schwarzen Rock und mild fettglänzendem Gesicht sitzt behaglich auf der schmalen Bank in dem Holzkasten unten und trinkt Bier. Statt hinauszuschauen, betrachtet er den schmutzigen Boden der Cabine und die denkwürdigen Inschriften, mit denen Handwerksburschen und Bauern die innere Verschalung des Schiffs verschönert haben.

— Ah, es ist Ihnen auch lieber herunten, meint er schmunzelnd. So oft ich auf den See gehe, bin ich immer da herin, weil es da viel gemüthlicher ist. Man ist da ganz allein und selten fällts Einem ein, herunter zu kommen und zu stören. Ich sitze jetzt schon seit Starnberg da und trinke mein Bier. Ich habe schon sechs Glas, versuchen Sie, es ist frischer, als ich gedacht habe.

— Ich danke, ich werde gleich auf's Verdeck hinaufgehen und dort oben ist mir ein Glas Bier zu unbequem.

— Nu, sehen Sie, was ich heute für ein Glück habe. Jetzt habe ich diesen Sommer schon fünf Vergnügungspartieen da herauf gemacht und jedesmal hat es geregnet, als ob's mit Schäffeln schüttet', so daß ich den See eigentlich noch gar nicht gesehen hab. Und heut ist es das schönste Wetter!

Und heute beim schönsten Wetter sieht der gute Mann erst recht gar nichts, denn vom Bierglas durch's schmale Cajütenloch erspähst Du nichts, als das Geifern und Schäumen der Schaufelräder. Der Mann hat wirklich Unglück mit seinen Landpartieen, er sieht nichts.

Auf dem Verdeck — erster Platz — kauern Norddeutsche im Plaid und Zwicker. Das rothe Reisehandbuch und der blaue Schleier winken auch ab.

Auf dem hintern Deck führt ein Bauer mit seinem Hofhund mehr oder minder unzarte Kunststücke auf, die für sein Publikum ebenso interessant, als meiner Schilderung versagt sind.

Zwei andere, die auf der grünen Lattenbank des Vordes sitzen, reden von einer in Altbaiern ziemlich seltenen Geschichte, vom „Umgehen“. Es gibt sehr wenig Gespensteraberglauben bei unserm Volk. Ich habe schon früher über die wahrscheinliche Ursache dieser Erscheinung gesprochen. Keine Empusa, kein Spectrum, keine Manen und Lemuren machen die nahrhaften Gauen des Baiernlandes zur Nachtzeit unsicher.

Aber so hie und da taucht doch noch eine kleine Spitze altgermanischer Vorstellungen auf, und der Zufall gibt es mir da in die Hand, etwas zu haschen.

Der Eine, ein vierschrötiger Bursch, der aussieht, wie ein beurlaubter Soldat, ist der Erzähler. Er sagt, daß es

in seiner Heimath, die unten am See liegt, an mehreren Orten „umgeht“. Er wurde, nach seinem Bericht, als er aus der Stadt vom Militär wieder auf sein Dorf kam, von verschiedenen Seiten geneckt, doch einmal um Mitternacht an die und die lichte Stelle im großen Wald zu gehen, wenn er den Muth dazu hätte. Als Militärsperson, die auf dem Land immer einen gewissen Respekt reklamirt, durfte er sich das nicht zweimal sagen lassen. Er raffte sich also, obwohl's ihm nicht ganz geheuer war, auf und ging eine Viertelstunde vor der Geisterstunde in den Wald. Als er bei der verhängnißvollen Lichtung ankam, schlug's gerade zwölf und der Nachtwind trug den Schall der Dorfuhr in das Gehölz herein. Und siehe da: es raschelte im dürren Laub, und leise, leise schlich es sich aus dem Busch heraus und plötzlich sprang ein dunkler Hase auf und verschwand im jenseitigen Dickicht.

Der Erzähler schwieg, die beiden Bursche starrten sich einander an.

— Nun? sagte nach langer Pause der andere.

— Dös is koa Haas nit gwe'n, erwiederte der Erzähler mit pfiffig-ernster Miene.

Nach einer Weile fing er wieder an. Mir haben sie die Courage nicht abgekauft, fuhr er fort. Nachher hätt' ich mich auch vor dem feurigen Hund sehen lassen sollen, von dem sie sagen, daß er Nachts an einem Platz, wo vier Wege in einandergehen, herumlaufen soll. Aber kein Mensch konnte mir recht sagen, wie und wo. Endlich hab ich auf die letzt nach vielem Suchen ein altes Weib gesehen, die mir ihn beschrieben hat. Er hat einen langen, langen feurigen Schweif hinter sich, sagte sie, und grasgrüne Feueraugen, wie der allerfalscheste Kater. Seine Haarspitzen

brennen, daß man sich eine Pfeife d'ran anzünden könnt', wenn sich einer getraute.

— Wer hat ihn denn schon g'sehn? hab' ich die Alte gefragt.

— Ja, g'sehn hat den noch Niemand, so was sieht man nit, hat sie g'sagt. Und da hab ich dann nit g'wußt was ich thun soll.

Während der beherzte Soldat seinem verdutzten Zuhörer seine Erlebnisse vorträgt, die einen guten Beitrag zur Genesis der Spuckgeschichten enthalten mögen, nähert sich der Dampfer eilend dem Ziele seiner Fahrt.

Immer deutlicher haben sich Vorberge entwickelt; die Hügelkette, die sich hinter Antorf an den Kochelsee hinzieht, zeigt ihre Wälder, und das hinter ihr emporragende Hochgebirg scheint nur mehr eine kleine Meile vom See abzuliegen. Die Wälder und nur die Wälder siehst Du dazwischen; kein Kirchthurm, kein Haus zeigt sich auf dem Streifen, der zwischen jenen Bergen und unserm See sich hinzieht. Aber indem die vorderen Hügel sich heben, desto mehr beschränken sie den Anblick auf einen Theil des Alpenzuges und indem Du diesem so nahgetreten bist, siehst Du wohl die vor Dir liegenden Berge größer und mehr greifbar, aber das weitumspannende Panorama, das Du einige Stunden weiter nördlich hast, ist über der Annäherung verschwunden. Für den Genuß des Fernblicks verdient also das weiter unten gelegene Ufer, Possenhofen, Feldafing, selbst Starnberg entschiedenen Vorzug, aber der Anblick des Sees, der Wassermasse als solcher, ist hier am ganzen Rande der bedeutendste. Denn sein Becken rundet

sich auf der Höhe von Bernried gegen Süden aus, und ist zwischen dem Weiler Seeseiten und dem gegenüberliegenden Waldufer wohl zweimal so breit, als die Wasserfläche vor Starnberg. Als ob im Flachland draußen Erde und See zusammenfließen oder die langgestreckte Fluth immer und immer nach Norden fortrinnen wollte, liegt sie da vor Dir und täuscht Dich, wie wenn ihr keine Grenze gesteckt wäre.

Dieß ist der Anblick von **Seeshaupt**, der südlichsten Spitze, dem Haupte des Sees.

Auch an einem See auf der andern Seite der Alpen, am See von Lugano, gibt's ein Capo Lago.

Seeshaupt ist aber nur geographisch des See's Haupt. Das Gasthaus, auf dem Lande immer einer derjenigen Gegenstände, auf die man am meisten Rücksicht nehmen muß, hält sich keineswegs auf dem Niveau der Bewirthungsanstalten, die weiter den See hinabliegen. Es halten sich wenig Fremde da auf und überhaupt wird man schwerlich einen Städter in seiner Dorfgässe sehen, der nicht entweder aus den Bergen zurückkehrend nach dem Dampfer trachtet, der ihn wieder nach Starnberg bringt, von wo ihn der Schienenweg nach München führt, oder einen andern, der stadtmüd ihren Lüften und Schatten zueilt. Für beide ist Seeshaupt ein Durchgangs-, ein Knotenpunkt.

So schön also die Aussicht nach der breiten Seefläche sich darstellt, die zwischen den zurücktretenden Ufern sich breit macht, so wenig anziehend ist die nächste Perspective auf das langweilige Wesen des Ortes, in den alle Stellwägen und selbst der Dampf noch keinen Comfort — ich meine hier den allerbescheidensten — haben einschmuggeln können.

Wie das Dorf früher ausgesehen haben mag, davon geben die paar Häuser, die am Ufer hinstehen, ein Bild; die übrigen, eine gut gezeichnete Gasse bildend, entstanden, nachdem ein Feuer (1815) Alles eingeäschert hatte.

Das Kloster Polling, welches eine Anzahl Dörfer bis weit in die bairischen Ebenen hinaus besaß, war während des Mittelalters auch Eigenthümer dieses Dorfes. Später vertauschten die Herren, die nicht nur in himmlischen Dingen, sondern auch in irdischen Grundstücken und armseligen Frohnknechten Trafik machten, den Ort, der wahrscheinlich zu jener Zeit nur aus Fischerhütten bestand, an das von uns beschriebene Kloster Bernried. Dieses behielt es dann bis an sein eigenes seliges Ende.

Alles Ideale und der unbestreitbare romantische Reiz, der für Manchen noch in dem liegt, was man, ohne recht zu wissen wie begründet, Klosterleben und christliche Ascese nennt, verblaßt, wenn man sich vorstellt, wie dieser Güterhandel und Oekonomieschacher die Quelle unaufhörlicher Verwicklungen, ein Reizmittel klerikaler Habsucht und Intrigue werden mußte. Welche Geldprozesse, Erbschaftsgeschichten, Schankungsstreitigkeiten, Ankauf und Tauschgeschäfte vom größten Umfang mußten die frommen Väter besorgen! Das Geistliche oder Geistige mußte ja vom Weltlichen oder Materiellen absorbirt werden. Die wichtigsten Personen neben dem Abt waren der Oekonom, Schatzmeister, Kellermeister, Cantor, Kämmerer, Küster und der zunehmende Reichthum und die anwachsende Ueppigkeit mußte eine immer größere Anzahl rein mundaner Aemter nothwendig machen. Hätten wir doch auch eine öffentliche Gewalt gehabt, die, wie der Kaiser Nicephorus Phokas zu Byzanz,

die unaufhörliche Vermehrung der Klostergüter durch neue Erwerbungen verboten hätte!

Von Seeshaupt weiter in den „Pfaffenwinkel“ (so nennt das Volk wegen dieser vielen Klöster die Gegend zwischen Peißenberg und Isar), ist ein merkwürdiges Terrain, welches den eigentlichen Typus, den charakteristischen Ausdruck des Voralpenlandes darstellt.

Kleine, in dunkle Wälder hineingegossene Seen, Spiegel des schweigsamen Grün, große Moorflächen ohne Grund, von braunen, trägen Bächen durchfurcht und die Wände und Gipfel der Alpen, die sich zwischen den Lücken der Tannenforste herauszacken — es ist ein Gemälde voll weicher abendlicher Poesie. Ich habe die Stimmung, die in diesen unvergleichlichen Landschaften liegt, nie schöner aufgefaßt gefunden, als in einem großen Bilde in der Neuen Pinakothek zu München. Dort steht in der letzten Dämmerung ein Hirsch im Röhricht eines kleinen, klaren Gewässers zwischen Tannen, Gestrüpp und Moorhügeln. Die in den letzten Lichtern des Himmels wie ein Prisma bunte Spiegelfläche scheint auch sein Bild aus der zitternden Tiefe wieder. In den unnennbaren Farben des Himmels schwimmt die dünne Sichel des Mondes und der verwehte rosige Hintergrund läßt die Alpen ahnen. Es ist ein Abendlied, in das aus weiter Ferne Jubelruf und Zitherschlag noch schwach hereintönt.

Von den vielen Seen, die hinter Seeshaupt gegen die quellenreichen Berge hin in Wäldern und Mooren liegen, sind der Frechensee und der Ostersee die größten. Ihre Namen können an seltsame Dinge gemahnen. Es ist nämlich kein Zweifel, daß sie an Frygga, des höchsten Gottes Gemahlin und Ostara, die Göttin des aufsteigenden Morgens

erinnern. In solchen stillen Seen der Wälder, auf den versteckten Eilanden, wurde ihnen geopfert. Es ist Frygga jene Lebensgöttin im Feensal von Asgard, welche später von der christlichen Maria ersetzt ward. Sie wußte der Menschen Schicksal und ihre Botinen schickle sie, liebliche Asen, um Bedrängte aus Gefahren zu retten. So heißt es in der jüngeren Edda beim Gylfaginning:

Irr bist du, Loki, daß du selber anführst
Die schnöden Schandthaten.
Wohl weiß Frigg, Alles was sich begibt,
Ob sie schon es nicht sagt.

Die liebste jener ihrer Dienerinen ist Gna. Sie hat ein Pferd, das durch Luft und Fluth rennt und Hofhwarfnir heißt. Einst geschah es, daß sie von etlichen Wanen (mit Elfen verwandten Geistern) gesehen ward, als sie durch die Luft ritt. Da sprach Einer:

Was fliegt da, was fährt da,
Was lenkt da durch die Luft?

Sie antwortete:

Ich fliege nicht, ich fahre nicht,
Ich lenke durch die Luft
Auf Hofhwarfnir, den Hamskerpir
Zeugte mir Gardrofwa.

Ein Geistergespräch im Nebelreich nordischer Wolken; Gestalten ohne Umrisse jagen dahin durch den Reif und reden. Sie hallen fort und verschwinden im Grau.

Sie ist die schöne Mutter des holdseligen Jünglings Balder, des anmuthigsten aller Götter, von dessen beklagenswerthen Tod die schlichte Darstellung der Edda so rührend zu berichten weiß.

Schon lange war der liebreizende Knabe in seinem

glänzenden Palaste Breidablik von furchtbaren Träumen geängstigt, die ihm allerlei Lebensgefahren und seinen nahen Tod verkündigten. Als er den Göttern dieß erzählte, hielten sie, um ihren gemeinsamen Liebling zu schützen, einen großen Rath, worauf Odin zur Hölle hinabritt, um den Geist einer Wahrsagerin zu befragen; auch kamen sie überein, daß sie allen Wesen Frieden gebieten wollten, damit keines Balder verletzen dürfe. Die Götterkönigin Frygga solle gehen und einen Eid darüber von allen Dingen nehmen. Frygga machte sich nun auf und nahm die Eide; Feuer und Wasser, Eichen und die andern Metalle, Steine und Erde, Busch und Baum, Schwind-Sucht und allerlei Krankheit, Thiere, Vögel, Gift und Würmer ließ sie schwören, daß sie Balder nicht versehren wollten.

Als nun bekannt wurde, daß Frygga ausgeführt habe, was beschlossen worden war, überkam die Götter Fröhlichkeit, und sie fingen an allerlei Kurzweil mit Balder zu treiben, einige schossen nach ihm mit Speeren, andere hieben nach ihm mit Schwertern, andere warfen nach ihm mit Steinen; aber nichts schadete Balder, denn Speer und Schwert und Stein hatten geschworen, Balder nichts zu Leide zu thun.

Das verdroß den übelgesinnten ~~Balder~~ Loki, daß alle Götter so fröhlich waren; er nahm die Gestalt eines alten Weibes an, ging zu Frygga und fragte: „Was hat das zu bedeuten, daß die Götter so fröhlich sind?“ Frygga erzählte: „Da Balder schwere Träume gehabt hat, die ihn um sein Leben besorgt machten, bin ich gegangen und habe allen Dingen einen Eid abgenommen, daß sie Balder nicht schaden wollten. Nun sind die Götter fröhlich, daß dem Frühlingsgotte weder Speer noch Schwert noch Stein etwas anhaben kann.“

Loke sagte: „Haben alle Wesen den Friedenseid geschworen?“ Frygga erwiderte: „Es wächst ein junger Sproß östlich von Walhall, Mistelzweig genannt, der schien mir zu jung, um seinen Eid zu fordern.“ Als Loke das gehört hatte, ging er fort, dahin, wo der Mistelzweig wuchs, brach ihn und kam mit ihm wieder zurück.

Die Götter waren noch immer mit Spiel und Kurzweil beschäftigt, nur der alter Hödr erwiderte: „Ich sehe nicht, wo Balder steht, denn ich bin blind; auch habe ich kein Geschoß, das ich werfen könnte.“ Loke sagte: „Ich will für beides sorgen; ich will dir weisen, wohin du werfen mußt, und hier habe ich dir ein Geschoß mitgebracht.“ Damit gab er Hödr den verhängnißvollen Mistelzweig, der ihn arglos nahm. „Nun thue nur wie die andern,“ sagte Loke, „dorthin mußt du schießen!“ Hödr warf den Zweig, und getroffen stürzte Balder todt zu Boden. Da erhob sich großes Weinen unter den Göttern, so daß keiner dem andern sagen konnte, wie harmvoll er sei, den größten Schmerz aber empfand Wodan.

So starb also der Lichtgott und bleibt eingeschlossen in der Hela; wenn aber nach dem Einsturz der alten dunkeln Welt die neue kommt, die Welt des reinen Geschlechtes, das sich vom Thau des Morgens nährt, wenn Friede und Freude herrschen — dann kommt er wieder und redet im Gespräche mit den andern guten Göttern oft von dem Finstern, was gewesen, von der Midgardschlange und dem Feuerwolf.

Auch Ostara, die freundliche Göttin, erinnert an Thors Sieg über die Frostriesen und das wiederkehrende Licht. Rothbraune Eier bedeuten des triumphirenden Gottes Bartfarbe, der aus diesen Kämpfen zurückkehrt.

In grause Wildheit unseres Stammes mischt sich so das Begreifen des Höchsten. Der lichte Balder und der böse Loke, die alte Midgardschlange und die neue Welt, die Frostriesen und ihre Niederlage — was haben sie alle für uns zu bedeuten? O, ihr wißt es und Niemand braucht es zu erklären.

Solcher Cultus wurde also einst auch an den in unzugänglichen Wäldern versteckten Seen gefeiert, an welchen unser Weg, jetzt freilich oft von der rodenden Hand des nutzensuchenden Jahrhunderts gelichtet, auf unebnem Boden hinführt. Namentlich der Ostersee ist unbeschreiblich; wie ein ungeheurer Thautropfen liegt er tief im Grün. Prächtig ist auch der Wald, der seine Schatten weit hineinwirft in die schmale Fluth. Das Laub der Eiche und Buche wechselt mit den Nadeln der Föhre und Rothtanne. Es ist kein Laub-, es ist kein Nadelwald. Am liebsten möchte auch ich ihm die Namen geben, die von dem klugen Zwerge Alwis (Allweis) angeführt werden, als ihn Thor (Donner) darum befragte:

Antworte mir, Allweis,
Da alle Welten, du Kluger, dir kund sind,
Wie heißt der Wald, der immerdar Wachsende,
In jeglicher der Welten?

Allweis sprach:

Wald bei den Menschen, Erdhaar bei den Göttern,
Bergmoos bei der Hela, Glutstoff bei den Riesen,
Schönzweig bei den Elfen, Busch bei den Wanen.

Wie dicht mag das „Erdhaar“ hier gewesen sein, als die Götter noch lebten! Damals sah man noch nicht, wie jetzt, jeden Augenblick links und rechts vom Wege abgezirkelte Klafter gut zugehauener Scheiter, die mit Kalk,

Röthel und Bleistift numerirt sind. In Mitten grüner Halden erhoben sich aus dem Moos nicht die Steine mit den Zahlen des Flurkatasters oder hohe Signalstangen, die dem Trigonometer zur Vermessung dienen. Auf keinem Forstbüreau wurde der jährliche „Anwuchs“ mit Hilfe der Algebra in Kubikfußen berechnet und der Ueberschuß abgetrieben, so daß es mit dem „ewig Wachsen“ in dieser Hinsicht ein Ende hat. Da es kein uniformirtes Jagdpersonal gab, sprach man auch noch nicht von Wilddieben.

Der tiefgrüne, wieder rund vom Walde abgeschlossene See, der südlich von einem Hügel, dem nördlichsten Ausläufer der uns näher tretenden Voralpenterrasse begränzt wird, ist der Fohnsee. Seinen Namen hat er wahrscheinlich von foha, das heißt: Fuchs; er mag wohl fohanseo gelautet haben. Es ist wieder, wie der Ostersee, kein rundes, einheitliches Becken, sondern eine Folge von Weihern, die von gekrümmten und bald vor-, bald zurücktretenden Waldufern eingeschlossen werden.

Das Dorf, das auf jenem Hügel steht und dessen hoher Kirchthurm weit in die Hochlandmoore hinausschaut, ist **Iffeldorf**, das alte Ufilingendorf, wie es in einer Benediktbeurer Urkunde heißt, das Dorf der Nachkommen des Ufilo oder Uto.

Von der ursprünglichen Geschichte dieser Ansiedlung weiß man nur so viel, daß sie einmal in der allerältesten Zeit, wie alle Nachbardörfer z. B. Antorf, Dürrenhausen, Sindelsdorf, Söchering und andere ein Eigenthum des Klosters Benediktbeuern war. In einer vom Jahre 1052 datirten Notiz in dem von Wattenbach herausgegebenen Chronicon Benedictoburanum wird es mit diesen als dem Kloster geraubt bezeichnet. Später war sie in den

Händen eines reichen Geschlechtes, der Hechenkirchner. Diese überließen in der Folge das Dorf an das Kloster Wessobrunn. —

Wenn Du, wie wir, vom Südufer des Starnbergersees herkommst, siehst Du links neben Iffeldorf auf einer Wiese, deren südöstliche Grenze ein mäßiger Hügel ist, eine einsame Kapelle. Diese Wiese, die sich den sanften Abhang entlang zieht, heißt jetzt noch: im Heuwinkel, und die Kapelle auf ihr besaß ein wunderthätiges Marienbild. Wo dieses jetzt aufbewahrt wird, weiß ich nicht.

Die Aussicht von dem Thurme in Iffeldorf ist eine solche, daß man wohl an wenigen Stellen einen deutlicheren Ueberblick über das Geröll und Moorland mit seinen Löchern, den Seen, sich verschaffen kann. Die furchtbaren Strömungen und Ablagerungen der Diluvialzeit treten Dir in der jetzigen Gestalt des übrig gebliebenen Bodens und der Gewässer vor Augen und mehr als einen erratischen Block magst Du da, in der Richtung vom Kochel- gegen den Würmsee, erspähen. Du weißt, was es mit diesen scharfkantigen Denkmälern der letzten großen Umwälzungen für eine Bewandtniß hat. Vor dem Diluvium hatten unsere Alpen eine viel beträchtlichere Höhe als sie jetzt besitzen, und in jenen Tagen saßen dieselben Blöcke, die jetzt mit ephemerem Moos überwuchert, im Wald versteckt oder störend auf Fruchtfeldern liegen mitten auf den Eisfeldern des Hochgebirgs. So triffst Du ja auch jetzt noch, wenn Du einen Gletscher in den Hochalpen besuchst, solche Felstrümmer auf dem Eis oder in seine Decke halb eingekeilt. Man nennt sie dort Gletschertische. Auch diese Blöcke würden noch dort sitzen, wenn nicht aus Ursachen, die uns unbekannt geblieben sind, plötzlich der große Steinstock der Alpen sich abermals

gesenkt hätte. Durch dieses Hinabtauchen in die wärmere Temperatur einer niedrigeren Luftschichte entstand natürlich in den ungeheuerlichen Eiswüsten der Rücken, die so hoch geragt hatten, im Großen das, was jetzt im Kleinen geschieht, wenn der heiße Föhn über die beschneiten Riesen herschwillt. Es ächzte und schmolz die Welt; unermeßliche Massen von Schnee und Eis, die den kühlen Lüften der vorhergegangenen höheren Lage getrotzt hattten, geriethen in wirbelnde Bewegung. Sie brachen sich Bahn und stürzten in Strömen hinaus; die Seen draußen sind noch Spuren ihrer Aufwühlungen. Große Gletschermassen, Eisberge, deren Auflösung nicht so schnell von Statten ging, wurden von der trüben Fluth mit hinausgerissen. Wenn sie eine Weile auf den quirlenden Wassern sich herumgetrieben hatten, schmolzen sie eben endlich doch, wie die ungeheuern Gebirge von Eis auch schmelzen, die heute, vom arktischen Meere herabtreibend, die Schifffahrt nach Amerika unsicher machen. Die Steine, die Gletschertische, sanken unter und fielen auf den Seegrund. Dieser Seegrund ist jetzt trockener Boden, und statt der Fische richten jetzt Menschenkinder ihre neugierigen Augen auf die Fremdlinge. Kein Mensch weiß, wie lange sie wohl unter Wasser gelegen haben; diejenigen aber, die jetzt an leicht zugänglichen Stellen sich vorfinden, sind ihre längste Zeit dagewesen. Denn erstlich schaden sie auf fruchtbringendem Boden durch Schatten und Feuchtigkeit und dann sind sie sehr nützlich zu Bausteinen und, kleingeklopft, zum Ueberschütten von Straßen zu verwenden.

Die Bauern haben blutwenig Sinn für das geognostische Interesse, sondern glauben, daß es ein ganz glücklicher und nützlicher Gedanke ist, wenn sie diese Trümmer,

die aus hartem Syenit, Granit, Gneiß bestehen, zu genannten Zwecken ausbeuten. Man bedenke, daß wir auf unserer Hochebene nur Kalk, Kies und Lehm haben und man wird diese Rücksichtslosigkeit, was auch die Herren Professoren der Geologie dagegen sagen mögen, begreiflich und gut finden. Wenn man von Wangen, dem Eingangs unserer Wanderskizze genannten Dorf, den Hügel hinab nach Starnberg geht, sieht man z. B. hundert Schritte rechts vor Percha einen solchen Block auf dem Abhang liegen, Es ist zwar ein kleines Crucifix darauf, aber ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich sage, daß er vor einem Jahrzehnt viel größer war, als jetzt. Verschiedene Absprengungen werden sein Volumen vermindert haben und am Ende wird er wohl ganz verschwinden. Sicher ist, daß in vielen Gegenden Oberbaierns, wo sonst die „Wanderblöcke" in ganzen Reihen, besonders auf Hügeln herumlagen, jetzt nichts mehr von ihnen zu sehen ist.

Ich habe oben, als wir an der Würm entlang den Starnbergersee erreichten, gesagt, daß die Seen immer vor solchen Oeffnungen in den Alpen liegen, aus welchen in der Diluvialzeit sich jene Wasser der Berge ergossen haben. Ich führte Beispiele an, denen ich jetzt noch den Bodensee, sowie den Hopfen- und Bannwaldsee bei Füssen beifügen will. Ersterer ist die Gumpe, die vor dem breiten Loch in den Alpen liegt, aus dem der jetzige Rhein kommt, und die beiden andern sind wohl Ueberbleibsel eines einstmaligen Lechsees.

Aus manchen genannten Alpenöffnungen kommt jetzt wenig oder nichts mehr herausgeflossen; man sieht aber aus unverkennbaren Spuren, daß früher gewaltige Fluthen sich

da Bahn brachen. So ist es z. B. mit dem Chiemsee; die jetzige kleine Ache, die sich von Süden her in ihn ergießt, ist nichts im Vergleich zu dem, was sie damals sein mußte.

Wie nun die Fluthen bei ihrem Austritt aus solchen Schleußenthoren, vielleicht in ungeheuren Wasserfällen, sich vor ihnen die jetzigen Seebecken auswuschen, und mitunter bis auf den heutigen Tag ihre damalige Richtung durch die jetzt noch vorhandenen Flüsse bezeichnen, ebenso folgten, wie sich leicht begreift, die auf ihnen schwimmenden Gletscherflächen mit den Blöcken, dem Drange dieser hinabeilenden Wasser. So liegen also, dem zwischen Herzogstand und Jocherspitz erfolgten Ausbruch nachgehend, die Wanderfelsen vom Kochelsee hieher gegen Iffeldorff und bis über Starnberg in den Forstenrieder Park hinein.

Dem Amperausbruch entlang gehen sie über Polling, Weilheim, Andechs und Inning.

Am Innausbruch liegen sie bei Neubeuern, am Chiemsee, bei Wasserburg. Es ist wohl selbstverständlich, daß auch viele tief in den grünen Seen liegen, von denen man nie etwas gewahr werden wird. Am weitesten haben die schwimmenden Eisflächen Blöcke getragen, die man bei Kraiburg in Niederbaiern findet; wenigstens kennt man keinen, der noch weiter nach Norden zu entdeckt worden wäre. Ich spreche hier natürlich nicht von denjenigen erratischen Felsen, die im Sand der norddeutschen Tiefebene stecken. Diese kommen von den Alpen Norwegens, sind ebenso dahergeschwommen und haben auf dieselbe Weise ihren Weg vom Gletschereis zum Seegrund gefunden.

Lieber Leser! diese Steine sind bessere Memento mori! als die Leichenbretter und Votivtafeln, mit denen irregeleitete Einsicht die Wege bepflanzt. Was ist denn der Tod des

Einzelnen oder eines ganzen Volkes gegen die furchtbare Predigt, die Du von diesen Kanzeln aus vernehmen kannst? Aber es wird wohl noch lange hergehen, bis Alle zugestehen, daß Erkennen der Natur der Dinge eine lauterere Quelle der Sittlichkeit ist, als octroirte Täuschung. Doch die Zeit wird endlich kommen, in der es kein Mensch mehr für gefährlich hält, auch zur Lenkung, Dämpfung und Heilung der Leidenschaften nur kaltes Wasser zu gebrauchen — die Wahrheit, und keine parfümirten Droguen, eingeführte Waare. —

Andere, freilich weniger erfreuliche, aber ebenso interessante Erinnerungszeichen der damaligen Katastrophen sind die Moore und Filze. Beide Namen bezeichnen große nasse Strecken, die nur mit spärlicher Vegetation bekleidet sind. Im Munde des Volkes verschwimmen die beiden Begriffe so ziemlich ineinander, obwohl in Wirklichkeit ihr Wesen ein verschiedenes ist. Denn im Filz ist der Pflanzenwuchs ein ganz anderer, als im Moore, oder, wie unsere Leute sagen, Moos.

Das Filz hat immer einen Boden, welcher das Wasser nicht durchläßt, das aus der Atmosphäre oder sonst woher hineinrieselt. Die Feuchtigkeit, welche nie vergeht, hält so den Sauerstoff ab, dessen Zutritt zum vollständigen Verwesungsprozeß der alljährlich entstehenden Pflanzenleichen nothwendig ist. So häufen sich allmählig ungeheure Massen von Moder an, die in ihrem halbverwesten Zustand Torf genannt werden. Zuletzt, wenn wegen der großen Tiefe, welche die oberste Torfschicht von der untersten, Nahrungsstoffe enthaltenden, Schicht am Boden trennt, oben kein weiteres Hinaufsaugen bildender Stoffe mehr möglich ist, erscheinen droben Cladoniaceen, Moose mit scharlachrothen

Keimlagern und das braunrothe Sphagnum, das Torfmoos, welches durch seine ungeheure Verbreitung auf den Filzen diesen die von uns so oft bemerkte Färbung gibt. Diese Kryptogamen zeigen uns an, daß die vegetative Weiterbildung des Filzes ihr Ende erreicht hat. Von Bäumen siehst Du nichts, als vereinzelte elende Zwergkiefern, die mit ihren Aesten oft 30 Fuß weit auf dem erstorbenen Boden fortkriechen. Sie sind die nächsten Verwandten zu den bekannten Latschföhren, die in der wolkigen Region der Hochalpen den Bergfahrern Mühe und Schrecken verursachen, wenn sie in die feuchten, schlüpfrigen, auf den Felsboden hingelegten Zweige hineingerathen, die ihnen die Füße durchnässen, sie ausgleiten machen und ihnen oft Abgründe und jähabstürzende Schrofen verstecken. Unsere grauen armen Zwergkiefern (Pinus Pumilio) auf den Filzen, die von wenigen Krumen herbeigewehter Erde leben können, sind nun freilich nicht so gefährlich; aber der Jäger ist kein Freund von ihnen, weil sich in dem verwickelten, verschlungenen, über den Filzboden hin ausgestreckten Zweigwerk die Füchse leicht unauffindbare Verstecke bereiten. Unser Volk nennt sie Filzkoppen; ohne Filzkoppen ist der Filz nicht fertig, sie gehören zum vollendeten Landschaftsbild solch merkwürdiger Flächen. So heißt's im Lied:

Is a lauta's Filz,
Stengat grad Koppen drauf.

Wo Du eine solche Zwergkiefer, Filzkoppe, siehst, so weißt Du, daß Du auf einem Filz, nicht auf einem Moos wandelst. Auf diesem kommen sie nie vor. Der Untergrund des Bodens, auf dem sie wurzeln, muß Thon sein, der kein Wasser durchläßt, nicht wie unterm Moos Kalk-

geröll und Kalkschlamm, welcher den Wassern aus den umliegenden Quellen, Flüssen, Seen den Durchgang gestattet.

Und dieß ist der Unterschied zwischen Filz und Moos, oder, wie man wissenschaftlich sagt, zwischen Hochmoor und Wiesenmoor überhaupt. Letzteres ruht immer auf einem Geröll von Kalk, Kieseln und Kalkschlamm. Es sind feuchte Wiesen, welche durch ein solches Medium, das Alles durchläßt, vom nächsten Wasserniveau aus fortwährend durchrieselt werden. Auf ihnen sieht's übrigens mit dem Pflanzenwuchs schon besser aus; hohe Cypergräser ziehen sich allenthalben in dichten Haufen darüber hin, in denen gern das Birkhuhn nistet und oft die Feuerkröte ihr wehmüthiges Rufen ertönen läßt. Nicht selten schaut das Kolbenrohr mit seinem braunen Haupt heraus. Aber auch Wälder von Kiefern kommen vor, die freilich gern verkrüppeln, so daß sie ihrer verkommenen Sippe, den Zwergkiefern auf den Filzen, fast gleich sehen. Dann stehn mitten drinnen auf trockneren Stellen oder an den Moosrändern auch Haine von Sommerbirken (Betula pubescens), deren glänzend dunkelgrüne Blätter im Sonnenbrand der schattenlosen Moore süßen Balsam aushauchen. Auch die seltene Zwergbirke (Betula nana) zeigt sich hie und da, ein Baum aus dem fernsten Norden.

Sie findet auf dem Moore die Lüfte wieder, die den Winter ihrer Heimath, der felsigen Küste Grönlands, erzeugen. Wie die Filzkoppe legt sie sich auf den Boden und schlägt ihre feingitterigen Faserwurzeln über weite Strecken des Torfgrundes. Aus ihnen bereitet der Lappe weiche Decken. Auch der Wachholder*) erscheint auf den Mooren. Freilich

*) Wachal-Ter, Wachel-Baum. (Ter ist ein Ueberrest von driva, dreva, Baum.) Die Bedeutung von Wachal ist unbekannt.

erhebt er sich da nicht über die Strauchhöhe, denn bei dem spärlichen Boden kann er nicht so gedeihen, wie andere seines Geschlechtes, die wie z. B. beim Aumeister im Englischen Garten Bäume von über zwanzig Fuß Höhe und einem Fuß Durchmesser geworden sind. Selten findet man auch einen anderen, aber viel bedenklicheren Wachholder, den giftigen Sadebaum (Juniperus Sabina). In Tirol und bei uns läßt man ihn noch gehn, in Preußen aber darf er nicht mehr im Freien wachsen, denn sein Decoct hat als gutwirkendes Mittel zur Beseitigung der noch in der Mutter eingesperrten Menschen einen wohlverdienten und weitverbreiteten Ruf.

Auf diese Moore nun schauen wir von unserer hohen Warte. Sie führen alle, wie wir gesagt, ihren Ursprung in die Zeiten jener Fluthdurchbrüche hin, von denen sie als Tümpel zurückgelassen worden sind. Manche mögen wohl ursprünglich, gleich nach der Ueberschwemmung, Seen gewesen und erst in Jahrtausenden zu Sümpfen herabgetrocknet sein.

Wir sind früher durch diese seltsamen Landstrecken gewandert, wir haben sie jetzt in weiter Ausdehnung von oben betrachtet. Diejenigen, welche wir von hier aus sehen, gehören alle zu den Mösern oder Wiesenmooren, denn sie ruhen auf kiesiger Grundlage, welche von den Grundwassern der umliegenden Seen und Wasserbehälter unaufhörlich mit unerbetner Nahrung gespeist werden.

Doch sieh, ist nicht plötzlich, während wir im Abendstrahl uns das weite Land betrachten, in jene Wiese über

---

Unsere Betonung: Wachólder ist also falsch, wir müssen sagen: Wáchholder.

dem Waldrand dort eine brausende, milchige Fluth hereingebrochen? Sieh, sie rennt, sie fließt fort, schon strömt sie jenen Abhang hinab und auf der andern Mooraue steht sie ebenfalls plötzlich, wie von Zauberhand aus unterirdischen Brunnen heraufgehoben. Ruhig und silbern lagert sie jetzt über der Fläche. Was ist das für ein Wunder? O, es ist kein Wunder, Freund. Aus dem Moorwasser zwischen dem hohen Ried, in welches den ganzen Tag über die Sonne hineingeschienen, heben sich unsichtbare Dämpfe. Wie sie die schon vom Hauch des Abends erkältete Luftschicht darüber erreichen, werden sie zu grauen Wasserbläschen, wie Dein Athem, der die winterkalte Glasscheibe anhaucht. Den Milliarden grauer Wasserbläschen geben wir den Namen Nebel. Regungslos schwebt er über den Spitzen der Moorhalme. So wird er da liegen bis ihn die ersten heißen Strahlen des Morgens verjagen. Dann ist es aber ein wundersamer Anblick.

Ich schlief einst in einer abgelegenen Hütte, die mitten in einem Hochmoor steht, vor dem Abfall der Alpen. Als ich aufwachte und zur fensterlosen Lucke hinaussah, war die Welt ein graues Nichts. Ich besann mich aber nicht lang und ging hinaus, denn ich liebe den Nebel, der Alles verschlingt und einhüllt, weil er der Phantasie dazu verhilft, sich im wesenlosen Raum zu dünken, wo es keine Gestalt, wo es kein Leben, wo es keinen Schmerz gibt. Dazu erfrischt die Feuchtigkeit den Kopf und schmeichelt den Lungen; ich meine, den schwersten Theil des Körpers ausgezogen zu haben.

Gerade vor der Hütte ging es einen ungefähr fünfzig Fuß hohen Berg hinan; der Weg war nicht zu sehen, aber die Füße mußten der Steigung folgen. Auf einmal —

war es eine Vision? — tauchte mein Kopf in eine Fülle von Licht. Ich hatte den Gipfel der Anhöhe erreicht, und was sah ich?

Wenige Schritte vor mir wogte ein strahlendes Meer, dessen Fluth von meinen Füßen bis zu denen des Hochgebirgs hin ausgegossen war, das blau mit diamantner Schneekrone, aus dem blendenden Ocean heraufstieg. So leuchtet die cyprische See nicht unter dem südlichen Gestirn und der Gedanke keines Dichters, der ein Land der ewig Glücklichen schuf, hat eine solche Fülle von Licht und Farbe wiedergespiegelt. Gleichwie im Traumlande kindlicher Phantasie lilienweiße, leuchtende Engel über den Wolken schweben, welche die Geisterwelt von der dunkeln Erde trennen, so schossen die Sonnenblitze, wie Boten des allerseligsten Wesens, durch diese Welt, in welcher nichts war, als dieß gleißende Meer, der blaue Himmel, das brennende Gestirn und die Unendlichkeit der Berge. Heiße, verlangende Gedanken loderten in dem armen Menschenkind auf, das bewegt in Mitten dieser Herrlichkeit stand.

Aber der erhabene Schein verschwand. Baumspitzen und Firste zitterten erst dunkel, dann immer heller, durch den zerrinnenden Schleier. Die Alltagsfarben der Welt rangen sich durch, Wiesen, Flüsse, Steine und Hütten machten sich siegreich breit und bald stand ich, unmerklich aus dem Dschinistan herabgesunken, auf einem feuchten Moorfleck und betrachtete die andern feuchten Moorflecken. Eine halbe Stunde später hatte ich mir durch mein Frühstück in der Hütte, einen alten Schwartenmagen und ein Glas Bierschnaps, den Magen arg verdorben. —

Das haben wir jetzt nicht zu fürchten. Der Nebel schläft in der sichern Hut der Nachtkühle und bald gehen

auch die Alpen zur Ruhe. Schon haben sie ihr rosa, dann ihr violettes Abendgewand angezogen, dann kleiden sie sich noch dunkler und am Ende weißt Du nicht mehr, ob der graue, dunkle Horizont im Süden von den Wundern unseres Vaterlandes oder von griesgrämigen Wolken begrenzt wird, die auf feuchten Westwind warten, um sich ganz auf das schlummernde Land herabzusenken und ihm einen trüben Morgen zu bringen. Doch verdecken sie uns die anderen Kugeln des Weltalls noch nicht; das Rollen dieser dort oben können wir nicht sehen, aber ihr Licht dringt herab und zittert in den streitenden Schichten des Luftmeers, auf dessen Grund wir herumlaufen müssen. So fällt der Schein von der Fackel, die dem Nachen im See vorleuchtet, in die blöden Augen der grünlichen Leiche, die tief unten auf dem Rücken liegt und so vergeblich nach oben schaut, wie wir. Die See wallt und wallt und am Ende wird sie drunten vom Schlamm zugedeckt und nicht vom näher gekommenen Schein des lügnerischen Lichtes.

Dort fliegt, urplötzlich verlöschend, eine Sternschnuppe hin — ein Symbol der ganzen Welt, deren kurze Erscheinung schwirrend durch das ewige Nichts zieht. Wäre ich ein Heidenpriester, so sagte ich, sie sei der Schönheit und Liebe heilig. Es fackelt gegen den Rand der Gebirge hin — ich weiß nicht mehr, sind es menschliche oder himmlische Lichter. Zuckungen gehen über den dunkeln Himmel; schwerer Thau fällt. Gehn wir hinab, denn wir haben unsern Plaid vergessen und wenn ich einen Katarrh bekomme, bin ich morgen unausstehlich. —

Die Bauern in der schwülen Wirthsstube sind heitern Gemüths. Es stehen schon viele Maß Bier auf der Kreide und der Zitherspieler ist unermüdlich. Sie hocken dicht=

gedrängt an einem Tisch, haben sich die Arme über die Schultern geschlungen und trinken alle aus einem Krug. Es ist schon Herbst, aber sie singen unverdrossen ein bekanntes vielstrophiges Almenlied, dessen Refrain immer lautet:

Jetzt beginnt die goldne, goldne Zeit!

Das Licht ist weit herabgebrannt, das kümmert sie nichts. Sie singen wirr durcheinander, die Zither wiederholt unablässig die bekannte, für alle Schnaderhüpfl gleichförmige Melodie, und das Bier, das fünfte Element unseres Volkes, hilft über jede Gefahr der Langweile hinweg. So wechselt Trinken und Singen; im Letzteren sind sie gar unerschöpflich, und ihr Humor dabei ist nicht schlecht.

Lusti is g'wen
Jn vorigen Summa,
Bei'n Dienei in Kreister*)
Js d'Nacht bald umma.

Der andere, wahrscheinlich ein Flößer, der ins Ammergau heimkehrt, meint:

Frische Buab'n san d'Flößla,
Genga selten ge Beit,**)
Und a boanfrischer Flößla
Versündt si nit leicht.

Dann kommts wieder im galanten Ton:

A boanfrischer Bua
Geht'n Almadieneln zu,

---

*) Auf den Alpen zwischen Jnn und Jsar das Heubett der Sennerin in einer Alpenhütte. Jm Berner Oberland Gastern.
**) Beicht.

Und a bockstarra Knecht
Is für's Hoamdienel*) g'recht.

Is nimma guat Bua sein
Bei der jetzinga Zeit;
San d'Diernerln viel z' a'draht,**)
Hab'n d'Buab'n koa Schneid.

Wei',***) verkaf d'Ant'n,
An Buab'n müß ma g'want'n,
Sunst kriagt unsa Hanns
Koa Dienei zun Tanz.

Darauf wieder ein Anderer:

Wia's Dienei so stolz
Mit'n Lausbübei thuat,
Is do nur a Rotza,
Hat koan Feder auf'n Huat.

Der Pfarra von Krailing
Hat's dreimal verkünd't,
Auf der Alm mit'n Dienei
Is nie nix a Sünd.

Damit auch das Melancholische nicht fehle, hörte ich noch von Einem, der allerlei von Jagd und Schrofen, von Auerhahn und Almenhütte vorgebracht hatte, einen Vers, der wohl traurig aussieht, wie ich ihn da niederschreibe, aber gerade so übermüthig und laut gesungen wurde, wie alle andern:

---

*) Mägde, die im Sommer zu Hause bleiben, nicht mit dem Vieh auf die Alpe geschickt werden.

**) Abgedreht, schlau.

***) Weib.

Auf da Hochalm schneibts aba,
Da g'säuren*) die Küh;
Daheimt schlagt da Schauer:
Recht guat geht's mir nia.

Allmählig verstummen diese Variationen des allgemein Menschlichen. Es schlägt 11 Uhr, und mancher von den Wackeren hat noch Stunden weit in der Finsterniß über die unsichern Moore zu laufen, denn der Mond steckt, wie ich durch die Fenster sehe, noch immer hinter den Wolken, und wird für diese Nacht wohl auch dahinter bleiben, der Herr Mân, wie die Bauern am Inn sagen. Jetzt müßte er schon hoch oben stehen und im ungewissen Dämmerschein selbst die Hochgrate der Gebirge enthüllen. Das wäre ein wundersames Licht. So aber ist es pechrabenschwarz draußen, und die Spätlinge müssen die Augen offen halten und fromme Gedanken hegen, daß sie in den Mooren nicht von bösen Nachtschröteln und Farn über die morschen Gehbretter in das bodenlose Naß geworfen werden.

Die dicke Magd leuchtet die Treppe hinauf, welche schlaftrunken knarren. In der obern Flur schaue ich noch einmal auf einzelne Sterne hinaus, die manchmal zwischen schwarzen, gezackten Wolken hervorlauern und lege mich endlich in's Bett. Dabei freue ich mich, daß ich jetzt 274 Fuß über mein Haus an der Reichenbachbrücke in München erhaben liege, die Staffeln der Dorfschenke nicht mitgerechnet.

---

*) Geben schlechte Milch.

Der Morgen lacht und es ist schwer, da, wo die Alpen im Süden winken, wieder den Weg nach Norden anzutreten. Aber ich habe die Aufgabe, Dich nach unserm See zu bringen und muß es einer andern Gelegenheit überlassen, Dich in sie hinein und hinüber nach den warmen Ebenen Italiens zu führen. Und diese Gelegenheit wird in wenigen Monden da sein. Für jetzt aber bitte ich Dich, mir willig zurückzufolgen. Es thut mir so leid, wie Dir, hier abzubrechen, von wo wir in wenigen Stunden den Walchensee und durch himmelragende Felsenpässe die Grenze des Landes Tirol erreichen können. Aber sei getrost, drüben sehen wir uns wieder!

Wir sind gute Fußgänger und scheuen die Moore nicht, über die querfeldein wir nach dem östlichen Hügelufer des Starnbergersees trachten. Ein träger Bach will unsern Marsch hemmen, der Bedenbach. In früheren Jahrhunderten hieß er Würm. Damals mag er wohl noch wasserreicher gewesen sein, denn die Seen von Iffeldorf waren damals größer und tiefer. Er bildet den bedeutendsten Zufluß des Sees im Süden und treibt kurz vor seiner Mündung eine Mühle am Seestrand. Jetzt ist der Name Würm für ihn verloren gegangen und haftet nur noch an dem Flusse, der im Norden den See verläßt.

Ein anderer, weiter nach Osten gelegener, ärmlicher Bach, der hier träg dem See zufließt, heißt Singerbach. Wir kommen noch auf beide zu sprechen. Gerade da, wo sein braunes Wasser in die grüne Fluth einsickert, geht der neunundzwanzigste Längengrad über ihn weg. Darum kümmert sich nun freilich heut zu Tage kein Mensch mehr, außer den Geographen und Kartenmachern. Im vorigen Jahrhundert aber war's bei uns, wie ich sehe,

anders. Als eine Gradmessung in Altbaiern veranstaltet wurde, oder besser, eine Revision derselben, glaubten viele in Niederbaiern an Zauberei, und in Passau wollte man durchaus nicht haben, daß zwischen dieser Stadt und Vilshofen ein Meridian durchgezogen werde. Bestechungen und Drohungen wurden an den Mathematikern versucht. Man fürchtete, der Strich könne einmal gefährlich werden und durch Hin- und Herschwanken die Gegend verderben und die Gebäude zerstören. Zuletzt mußten die Gelehrten ihre hölzerne Arbeitsbude mit vielen Heiligenbildern bekleben, um vor der abergläubischen Anfechtung der Menge Ruhe zu bekommen. Das waren freilich Zeiten, in denen es traurig aussah. „Der Hang zum Aberglauben, wie ein zeitgenössischer Berichterstatter (Briefe eines reisenden Franzosen durch Baiern, Pfalz und einen Theil von Schwaben 1783) sagt, zum Schmausen und zur Bettelei, welcher durch ganz Baiern herrscht, wird durch das Beispeil der fetten Pfaffen erhalten und geheiligt. Das Volk beneidet sie um ihren seligen Müßiggang. Die Gaukeleien, die Bruderschaften, Kirchenfeste und Winkelandachten dieser heiligen Marktschreier beschäftigen den großen Haufen so sehr, daß er den dritten Theil seiner Zeit an sie verschwendet. Ihr Interesse räth ihnen, das Volk in dem Grad von Dummheit zu erhalten, der zu ihrem Gedeihen nothwendig ist, und deßwegen liegen sie immer gegen Alles, was gesunde Vernunft und Aufklärung heißt, mit einer unbeschreiblichen Wuth zu Felde. Ihnen allein hat man die entsetzliche Verwilderung der Sitten in Baiern zu verdanken. So wie die Landpriester in Baiern beschaffen sind, verdienen sie auch nicht mehr Achtung als die Mönche. Die meisten unterscheiden sich vom Bauern platterdings durch nichs, als

die schwarze Farbe ihrer Kleider, eine kostbarere Tafel und eine schönere und besser gekleidete Haushälterin. Im Uebrigen sind sie ebenso liederlich, ungezogen und unwissend."

So konnte man damals die Zustände in unserm Vaterland beurtheilen. Es waren, wie ich allerdings gerne zugeben will, übertriebene, aber immerhin weit verbreitete und geglaubte mots über Baiern möglich, die man heut zu Tage gar nicht mehr begreift. So sagt z. B. Friedrich der Große in der Geschichte seiner Zeit, Baiern sei ein Paradies von Thieren bewohnt. Diese gewöhnlichen Witze hat uns das Regiment jener Leute eingetragen.

Voltaire, mit dem man freilich heute bei uns Manchem, der ihn übrigens nie gelesen hat, nicht mehr kommen darf, weil er in die Kategorie der abgethanen „Aufklärungsschriftstellerei" geworfen wird (s. Annegarn's katholische Weltgeschichte), läßt in seinem unsterblichen „L'homme aux quarante écus" die Vernunft reisen. Auf ihrer Wanderung kommt sie auch nach Baiern und Oesterreich. (Romans de Voltaire, Paris an VIII, tom. II, p. 170.) „Als sie nach Baiern und Oesterreich kam, fand sie zwei bis drei dicke Perrückenköpfe, welche sie mit stupiden Glotzaugen betrachteten. Sie sagten zu ihr: Madame, wir haben nie etwas von Ihnen gehört, wir kennen Sie nicht. Meine Herren, gab sie ihnen zur Antwort, mit der Zeit werden Sie mich kennen und lieben. Ich bin bereits in Berlin, Moskau, Kopenhagen, Stockholm gut aufgenommen worden; in England habe ich durch den Credit von Locke, Gordon, Trenchard, Shaftesbury und Anderen längst das Bürgerrecht erhalten. Eines Tages werde ich es auch bei Ihnen erhalten. Ich bin die Tochter der Zeit und erwarte Alles von meiner Mutter."

Göttlicher Seher, Wohlthäter des Menschengeschlechts, du hast Recht behalten! Nur ein Jahrhundert ist seither verflossen und schon ist Thauwetter eingetreten und der große Eisgang setzt sich in Bewegung.

Jam jam nitescunt puris aquilonibus Alpes.

Bei ihrem späteren Kommen hat das hohe Weib sich an den Thron eines wohlwollenden Fürsten gestellt. Von dort hat sie ihren segenspendenden Arm über das herrliche Land ausgestreckt und — es ist besser geworden. Sie will dem Volke von seinen übersinnlichen Ueberzeugungen, die es vom Urahn überkommen, selbst nichts nehmen, aber sie sorgt und wacht darüber, daß es allmählig aus dem Gängelbande wachse; — langsam, langsam sollen sich, ohne Eile und Gewalt, nach den Gesetzen des natürlichen Wachsthums die Hüllen des blinden Glaubens lösen. Sie haben vielleicht ihre gute Seite gehabt, sie haben Manchen gegen rauhes, böses Wetter wohl geschützt. Wenn sie aber vor dem ruhig und stetig anwachsenden Drang von selbst gefallen sind, dann werden sie unnütz und der Ersatz — Erkenntniß und vermehrter Wohlstand, den sie ihm dafür gibt, ist ein guter Ersatz, denn der Zweifel frißt ihn nicht an, und Verstand und Wille wird nicht von ihm gelähmt. Wir wollen nichts rauben und nichts geben — wir warten auf den Verlust und beschleunigen ihn und dann geben wir, aber etwas Sicheres und Besseres. Das ist unsere „Freimaurerei", nicht die lächerliche kaufmännische Assecuranz-Gesellschaft, die dem angebornen Hang der Flachschädel zum Geheimthun schmeichelt und Kindsköpfe mit mystischem Flitter amüsirt, sondern das stillschweigende und unbewußte Zusammenwirken aller Gutgesinnten, von denen Jeder sein winzig Theil an der Erlösung des Geschlechtes mithelfen kann.

Ich freue mich, daß hier am wunderherrlichen See mir dein Bild nahegetreten ist, erhabener Arouet! Hat nicht dein Candide den religiösen Optimismus verhöhnt, die fluchwürdigste Gedankenkette, welche der Wahnsinn und die Selbstsucht erzeugt haben? Salve, excelsior!

Die niedrige Hütte am Strande ist das Wirthshaus von St. Heinrich. Es bietet eine bescheidene aber freundliche Einkehr. Der Wirth kann Dir keinen Seerißling, keine Renke oder gar Lachsforelle vorsetzen, aber das geräucherte Fleisch und die andern Vorräthe des Häuschens gibt er Dir mit gutmüthiger und dienstbeflissener Miene, wie sie nicht an allen „Gastgebern" unseres Landes bemerkt wird. Es wird Dir bald wohl werden in der schön getünchten Stube.

Wenn man aus dem Eckfenster des weißgetünchten Wirthsstübchens, neben dem der Basileus und die Basilissa von Hellas in alten Lithographien prangen, auf dem See hinaussieht, kann man die ganze südliche Einbuchtung überschauen, an deren Rand die Straße von Seeshaupt herüber führt.

Zuerst fällt Dein Aug auf das gelbe Röhricht, das weit in die Fluth hineinreicht, dann auf das Blau des Sees und das weiße Dorf am Westufer, Seeshaupt.

Durch die Bucht wird der Weg zum Umweg; wer rasch hinüber nach Seeshaupt gelangen will, thut deßhalb besser, wenn er einen Kahn nimmt und durch die Schilfe hinaussteuert, gerade dem drüben liegenden Kirchthurm zu. Freilich wird er an diesem Südwestwinkel nicht leicht ein anderes Fahrzeug bekommen, als den urwüchsigen Einbaum; allein wenn es nicht gerade stürmt, kann er es so gut wagen, wie mit dem besten Boot.

Der Weg war in früheren Jahren fast bodenlos, weil er durch das Moor führte, das sich nicht viel von dem Seegrund unterscheidet, der noch ein wenig mit Wasser bedeckt ist. Wie es damals ausgesehen hat, kannst Du beurtheilen, wenn Du links, südlich von dem jetzigen Wege, in die Binsen und Gräser hineinschaust, die aus dem elastischen Boden emporragen.

Mit der Aufschüttung der jetzt fertigen Straße wurden die Frösche und Salamander verscheucht, und über ihre eh.maligen Schlupfwinkel fährt der Wagen ungehindert dahin.

In enggespannten Krümmungen windet sich ein tiefes Wasser in den See hinein. Es ist so träge, daß man lange hinsehen muß, ehe man weiß, wohin es fließt, ob es aus dem See kommt oder in den See geht. Die faule Fluth ist tiefbraun, sie hat die Farbe des Torfes. Aus Torfmooren tröpfelt sie zusammen, und an einer sumpfigen Stelle des Seeufers verschwindet sie im Röhricht. Die Najade eines solchen Wassers führt ein elend sieches Leben. Die Faulheit ist oben und unten und das Fließen ist, wie bei den meisten das Leben, bei ihr nur der Form wegen da.

Die Mündung dieses Wassers, des vorhin erwähnten Singerbaches, der aus den dichten Wäldern herabkommt, die oben um Promberg am Loisachthal herum stehen, gleicht wegen der vielen tiefen Kanäle, welche See und Fluß miteinander im Röhricht bilden, etwas dem von uns beschriebenen Ausfluß der Amper bei dem Weiler Stegen. Es ist derselbe Charakter der Unentschiedenheit im Wasser, der es im Zweifel läßt, ob man einen äußersten Seerand oder einen äußersten Flußrand vor Augen hat.

Auf den Mooren gegen Süden zu stehen einzelne Waldgruppen, aber so weit von einander geschieden, daß sich

überall zwischen ihnen wieder das ruhige, klare Perl= und Himmelblau der Alpenkette vergnügt breit macht. Aber auch wenn es weite, zusammenhängende Waldstrecken wären, würde jene nicht verborgen bleiben; sie ragte darüber hinaus und verkündete mit ihren beschneiten Zacken, daß hinter dem nassen Vorland eine hohe Welt beginnt. Die in den kalten Aether hineingehobenen Wüsten, die man von da aus sieht, gehören Bergstöcken an, welche unsere alten Bekannten sind. Es ist vornehmlich die unabsehbare Oede des Karwendels, die den größten Theil des Hintergrundes einnimmt. Daß dieser fesselnd ist, brauche ich nur anzudeuten, wenn ich sage, daß er die Blicke selbst von der kornblauen Fluth abwendet, die wie die ewige Thalatta selbst „viellispelnd" an die Kiesel des Strandes schlägt.

Auch die Gebirge von Oberammergau schauen herüber und die, an welchen unsere Blicke hinanklommen, als wir durch das achenreiche Graswang zogen. Sie alle aber überragt mit jähem Abfall die bereifte Zugspitze.

Da stehen wieder allerlei Leichenbretter am Strand. Die Welle schäumt an sie heran und bespritzt sie, wenn der Nordwind weht, mit dem großblasigen Schaum. Es ist als ob sie ihre Wuth noch an den Denkzeichen derer kühlen wollte, deren lebendige Körper sie einst in ihr erstickendes Glashaus gezogen hat. Denn die Meisten, von denen hier die Bretter stehen, mögen wohl unter diejenigen gehören, welche, wie der feurige Archilochos in seiner Elegie an den Perikles sagt:

τοιους γαρ κατα κυμα πολυφλοισβοιο θαλασσης εκυσεν.

Denken wir der armen Verunglückten, wenn auch nicht, um sie aus dem Fegfeuer zu erlösen, sondern nach dem wunderschönen Satze, der auf manchen der Bretter zu lesen

ist: Tu fui, ego eris. Ich bin der Staub, der wandelt und vom Licht der Sonne beschienen wird; du, versteckt Begrabener, bist der Staub, der einst gewandelt und dem das Licht der Sonne geschienen hat. Bald werden wir auch diesen geringen Unterschied voneinander verlieren, und wenn wir das Unglück hätten, dann noch denken und empfinden zu können, ein ungeheures Gelächter über die große Verirschachtel, in der wir herumgetrillt worden sind, aufschlagen. Dieses sagst Du zu mir:

Auf diesem Brett bin ich gelegen,
Was ihr seid, bin ich auch gewesen,
Und was ich bin, das werd't auch ihr,
Geh nicht ungetröst von mir.

Du sprichst denselben Trost, faules Brett, wie der erhabene Firner drüben und der von den Fluthen etwa an's Ufer geworfene zernagte Schädel eines verschollenen Menschen, die Lehre vom allein wahren Nichts, dem Anfang der Demuth und dem Ende der Furcht. Denn wenn es drauf- und drankommt, daß wir selbst auf dem Brett liegen, das der nächste Augenblick zum Leichenbrett macht, dann werden wir insgesammt sagen, daß wir arme Teufel waren und die ganze Zeit über, in welcher wir eine Lunge zum Athmen hatten, ein Geschäft betrieben haben, bei dem der Ertrag die Kosten nicht deckt. Diesen Trost gibst du, o Brett. Ich bin im Fegfeuer, nicht du, der du einst da gelegen hast, das ist die viel passendere Erklärung der geplagten Figuren, die aus deinen Bildern heraussehen. —

Der Bodenbach, der jetzt über schlammbedeckte Steine daher rieselt, ist schon viel thätiger, als sein östlicher Nachbar. Sein Ende vergabelt sich nicht so im hemmenden Schilf. So kann er da sogar eine stattliche Mühle treiben.

Wir sind ihm schon auf unserm Wege von den Isselderfer Seen herab begegnet. Sein Grün ist so hell, wie das der Matten, die jetzt da so pötzlich auftauchen, auf dem Vorberge der Benedictenwand. Seine Glasfarbe ist wie das Papageigrün drüben, in welches das Wiesengrün von der hellen Sonne verwandelt wird; beide glitzern und scheinen im lebendigen Strahl.

Jetzt kommt, vom lauen Südwind bekämpft, das Dampfschiff die bewegte Fläche heraufgedampft. Seine Schaufelräder werfen mächtige Wellen, die sich in langer, unabsehbarer Linie gerade hintereinander fortbewegen. Siehst Du auf die allerhintersten und entferntesten, so hast Du denselben Anblick, wie wenn im Meer Reihen von Delphinen emsig dem Schiff nachziehen. Solche Furchen werfen sie im Wasser auf und mit derselben geradlinigen Hartnäckigkeit verfolgen sie ihre Lieblinge, die seefahrenden Menschen.

Neben unserer Einkehr ist eine kleine, halbverwitterte Kirche. In ihr liegt jener heilige Einsiedler Henricus begraben, zu dessen durch Wunder verherrlichtem Gedächtniß hieher seit uralter Zeit gewallfahrtet wird.

„So ruht das Heiligthum da,“ sagt Franz Trautmann in seinem Münchener Stadtbüchlein, „träumerisch, ganz allein und für sich, und wenn die Sonne drüben sinkt und die kühlen Schatten über die Wälder, Halden, und die leise brandenden Wasser darnieder ziehen und sich weiter und weiter dehnen und strecken — so umgibt Landschaft und Dörflein eine wunderbare Gloria der Abendpracht, und ist's, als ob eine Opferflamme emporlodere.“

Wie sieht es mit der geschichtlichen Existenz dieses heiligen Eremiten aus?

Raderus sagt bei Besprechung jenes Henricus, der Einsiedler drüben im Loisachthal zu Beuerberg war, daß noch „ein anderer Einsiedler gleichen Namens an dem bekannten Würmsee gelebt habe, an dem Orth, wo diese Zeit eine Kapelle des heiligen Henrici des Kaisers anzutreffen nit weit von dem Dorf Seeshaupt, welches seinen Namen daher haben wird, weilen daselbsten deß Würmsee oberer Theil ist. Was er ferner vor ein Wandel geführt, von dem habe ich keine Kundschaft erhalten können, obschon ich selbsten in Persohn allda gewesen und sein Grab, sein Bildnuß, die auf dem Grab stehet, sambt der Sacristey fleißig besichtigt."

Etwas Näheres über unsern Henricus weiß man also nicht. Vielleicht wäre es doch nicht unmöglich, daß der Henricus vom Würmsee mit dem Heiligen von Beuerberg eine und dieselbe Person gewesen ist. Jener lebte um 1100 und ist in Beuerberg begraben.

In einer sehr seltsamen, sonst unbekannt gebliebenen, Schrift: Kurtzer Bericht von der wunderthätigen Bildnuß unser lieben Frauen zu S. Heinrich am Würmsee und denen von viel hundert Jahren her durch Sie geschehenen Wunder und Gutthaten, München, gedruckt bei Joh. Jac. Bötter, die mir ein Zufall in die Hand spielte, versucht der phantasiereiche Verfasser eine mystische Erklärung der Lage von St. Heinrich, die wir dem Leser nicht vorenthalten wollen:

„Dem der gegen fünf Stunden lange Würmsee, welchen man wegen seiner Länge, da der Ampersee wegen der Breite, der Wallersee wegen der Tiefe und der Chiemsee der Größe halber angerühmt werden, den l a n g e n nennt, entweder durch die Erfahrniß oder Landkarten bekannt ist, der muß bekennen, daß er seiner Gestalt nach dem Menschen gar nahe komme, indem ihm a planta pedis usque ad verticem capitis, von

der Fußsohle an bis auf das Haupt nichts abgeht, so einen vollkommenen Menschen darstellen könnte.

„Er hat Kopf und Seite; jener ist Seeshaupt, dieser Seeseiten, beide von ansehnlichen Gotteshäusern bemerket. Die Arm stellet vor das bei dem hohen Adelsitz Tutzing lang über die Gestalt hinausragende Horn, den Nabel die Insel Wörth. Schenkel und Füße machet aus der Auslauf der Gewässer gegen denen zwei churfürstlichen Schlösser Berg und Starnberg. So geht also diesem Wasserriesen nichts ab, als der Hals, einen vollkommenen Neptunum aus ihm zu machen.

„Der aber dieser Orten kundig ist, wird gleich bezeugen, daß, wie der Hals zwischen Haupt und Seiten, also St. Heinrich zwischen diesen beiden liege und folglich nothwendig des Sees Hals St. Heinrich sein müsse. Wer weiß aber nit, daß der Hals der barmherzigste und gütigste Theil des menschlichen Leibes sei? denn von ihm allein kommen alle Gutthaten des Haupts als ein Canal in die übrigen Glieder des Leibes. Wer weiß ingleichen nicht, daß der Hals Mariä und die heiligen Väter jederzeit mit dieser Gleichnuß aufgezogen kommen, da ja durch sie als den Hals alle Gnaden und Gutthaten von dem Haupt Jesu Christo in den geistlichen Leib seiner Kirche und ihre Glieder hinabfließen? So hat sie denn Henricum recht an dieses Ort als an den Hals des Sees gestellet, damit diesem wie der förmliche also auch geistliche Hals nicht ermangle und von daraus der ganze See sammt umliegende Orten mit Speis und allen anderen geistlichen und leiblichen Nothdürften auf's reichlichste versehen würde, so auch von Anfang uralter Zeiten bis auf die unsrige ununterbrochen geschehen."

Die Urkunden, aus denen der Verfasser die Wunder

seines Heiligen beweisen will, sind so alt, daß man sie kaum mehr lesen kann. Er drückt sich in leichtbegreiflicher Unklarheit darüber aus:

„Die Urkunden, aus denen ich sie herausgezogen, seind dergestalt alt, daß sie an vielen Orten nicht mehr leslich. Ob nun schon die alte Welt bei ihnen aus allen Papier-Fenstern herausschaut, so bewerfen sie sich doch auf ein noch älteres Document, so uns aber bishero nicht mehr zuhanden kommen, es sei, daß es bei schwedischem Auflauf oder aber bei gänzlicher Einäscherung des Klosters mit vielen andern Merkwürdigkeiten zu Grund gegangen, oder aber von Alter zermodert worden. Wären diese noch vorhanden, würde man Vieles von noch älteren Dingen zu sprechen bekommen. Unterdessen bleibt es bei diesen.“

Der gute Mann scheint keine übergroße Angst vor der Zweifelsucht seiner Leser gehabt zu haben. Um sich indessen auf jeden Fall sicher zu stellen, setzt er in äußerster Naivität hinzu:

„Sollte es aber einem fehlen, der bei der wunderthätigen Mutter Wunder suchen sollte, und nicht finden, der würde selbst das größte Wunder sein.“

Von dem himmlischen Liebesfeuer, welches den heiligen Heinrich entzündete, sagt er an einer andern Stelle, daß es durch Bemühung der Jesuiten selbst bei den Mohren, „so in den Zuckermühlen in Brasilien und anderen Orten arbeiten,“ so groß sei, daß es scheine, „als hätten sie ihre Schwärze mehr von dem Dampf des Marianischen Liebesfeuers, als der Natur entnommen, gleich ihrer himmlischen Mutter selbst, die ebenfalls ihre Schwärze der überirdischen Sonnenhitze zumuthut“.

„Wo zuvor die wilde Thier ihre Schläfe genommen,

schlugen die theologischen Tugenden ihre blaue, grüne und rothe Gezelte auf und ließen auf anmuthiger Haide ihre heißhungrigen Seufzer weiden."

Weiter erfahren wir, daß die Klause des heiligen Heinrich ihre erste Gründung, wenn auch nur ideal, niemand anderem, als dem heiligen Benedikt selbst verdankt.

„Die so wunder- als schmerzvolle Kapelle zu St. Heinrich hat ihre erste Mauern ihm zu danken. Unser seliger Henricus hätte weder einsiedlerisches Leben geführt, noch an dem Würmsee eine Kapellen gebaut, noch Mariä Schmerzen in selber beschmerzet, wenn er nicht Beides von Benedicto, seinem Großvater, erlernet hätte. Ihm als einem Waldbruder wäre niemals eingefallen, Waffen mit sich in den Wald zu nehmen und seine rauhe Kotzen mit einem Schwert zu bewahren, wenn er diese Klausenpolizei nicht von Benedicto abgespicket hätte. Aber von diesem wußte er, daß er die glückselige Einsamkeit den Staatsunruhen vorgezogen und Mariä zweischneidiges Schwert um sich gegürtet, will sagen ein glockenspeisenes Cruzifix, eine Spanne lang und zwei Finger breit, an dessen Mitte der Gekreuzigte gehangen, auf der rechten Seite aber die Gekreuzigte, als sein und seines ganzen preiswürdigsten Ordens sondere Patronin mit sich in die Klausen genommen. Henricus zog also Mariä das Schwert aus dem Herzen, und erwählte zu diesem Ende einen einsamen Ort am Würmsee, seine bishero allein die Höhe gewohnten Liebes-Raketen auch unter dem Wasser spielen zu sehen."

Die Wunder, welche unser Heiliger verübte, werden von dem Verfasser des „kurzen Berichtes" je nach ihrem Schauplatz, nach den vier Elementen eingetheilt.

Unter den Wundern, so sich auf „dem Element der

Erde" zutrugen, und von denen unser Biograph hunderte weiß, führe ich nur eines an:

„Einen Sohn des Georg Faistenberger hat der leidige Teufel besessen. Man brachte ihn nach Benedictbeuern, einem der berühmtesten Orte im ganzen Land, aber ohne Frucht und umsonstigen Bemühungen dasiger Geistlichen. Die heilige Anastasia wollte nämlich ihrer Königin die Ehr überlassen, und diese ihrem Gnadenort am Würmsee. Kaum sah der Teufel das miraculose Bild, erkannte er alsbald Jenen, der auf der Mutter Schooß dalieget, wie Er nämlich um eben diese Stund sein Reich in der Vorhöll zerstöret und die Gefangenen aus seiner Gewalt erledigt, fing deßhalb erbärmlich an zu brüllen. Der Vater unterdessen, der seinen Sohn dorthin gebracht, und mit einem heiligen Meßopfer und gewissen Allmosen verlobet, verharrte beständig auf seinem Vertrauen, nicht zweifelnd, der böse Geist, der bei dem wahren Herrn Jesu auf Mariä Schooß die Leiber der Heiligen aus den Gräbern und ihre Seelen aus der Vorhöll hat entlassen müssen, werde auch bei seinem heiligen Bildnuß und dem Grab des seligen Henrici den Sohn aus seiner Gewalt entlassen müssen. Wie das Vertrauen also war die Wirkung. Sie waren nicht eine Vietelstunde beisammen, so hatte der Gast schon einen Ekel an seinem Hausherren. Allem Ansehen nach gefiel ihm der Ort nicht und wurde ihm auch vielleicht von der Mutter Gottes und dem seligen Henrico nicht wohl gewartet. Fuhr demnach ohne Zuziehung eines Priesters oder Gebrauch der Kirchenbeschwörungen ganz gelassen aus, so daß der Betrübte hat sagen können: der Strick, der uns gefangen gehalten ist zerrissen und wir sind erledigt, Ps. 123, 7."

Unter „denen Wundern, so sich bei der miraculosen

Bildnuß zu St. Heinrich in dem Element des Lufts zugetragen," erwähne ich auch nur eines, aber ein großes:

„Die Pest kommet anfänglich von kleiner, und immer kleinerer Luftveränderung her. Dieser luftigen Krankheit setzet Galenus den Theriak entgegen, der aus allerlei Gift, sonderlich Schlangengift verfertigt wird und nirgends sicherer zu bekommen ist, als: zu St. Heinrich. Denn dort unter dem Heil-Kreuzbaum hat eigentlich die Schlang ihr Gift wieder ausgespieen, so sie unter dem Paradiesbaum eingesogen und hat der Würmsee die Ursach seines Namens bekommen von dem Lindwurm, der großen Wasserschlange, die dorten getödtet und ihr Gift zum Gegengift hat hergeben müssen.

„Einen solchen starken Gegenstreich hat Maria gethan wider die Todtensense zu Diessen an Peter Fischer, dem, mit allen heiligen Sakramenten versehen, weder Tauf- noch Zunahm geholfen, den Netzen des Todes zu entgehen. Er lag da fast ohne Zeichen, außer den pestilenzischen, aus denen sich aber nichts anderes abnehmen ließ, als die baldige Abfahrt in eine andere Welt. Einstmals erschien ihm das Heil der Kranken, die allerseligste Mutter Gottes, mit großem Schein umgeben und sagte zu ihm folgende Wort: Willst du deine Gesundheit haben, so verheiße dich zu meinem Gotteshaus am Würmsee zu St. Heinrich. Dieses geredet verschwand sie aus den Augen des Kranken nicht aber aus seinem Herzen, der voller Vertrauen sich dorthin verlobet und selbe Stund noch im Stand gewesen, das Verlobte persönlich abzustatten, so frisch und gesund, als wenn er niemal von der mindesten Krankheit wäre angegriffen worden. Mag also ein Zustand noch so vergiftet sein, als er wolle, sollte auch die höllische Schlange selbst

ihren Unflath darein gespieen haben, es wird unfehlbar geholfen werden, wenn man nur bei Zeiten den Theriak aus dem goldenen Haus zu St. Heinrich abholen laßt.

„Als der Tod vermerket, daß seine Sense unter den Menschen so wenig vermöge, wenn sie gleich mit Drachengift verkleistert wäre, hat er den Stiel umgekehret und um obbesagtes Jahr (1630) nach dem Vieh gegriffen. Unter dießem hat er, sonderlich in der Pfarrei Beuerberg, ein solches Unwesen angerichtet, daß Niemand war, auch der Verstocktesten keiner, der nicht die Händ über das Haupt zusammengeschlagen. Das Vieh fiel haufenweis und mußte man große Gruben aufscharren, die verreckten Leiber zu beerdigen, welche von weitem wie neu aufgeworfene Schanzen ausgesehen. Es gingen die Gruben ab den Leibern, die Leut den Gruben; diese waren nicht erklecklich so viele Leiber zu fassen, jene nicht zu beerdigen. Das unleidliche Gestank so vieler Todtengerippe, Mücken und anderem vergifteten Ungezieser, so daraus erwachsen, vermehrten den Zustand nicht wenig. Dazu kam der Abgang des Schmalzes, Butter, Milch und endlich auch des Brodes, weil aus Abgang der Pferd der Ackerbau völlig abgenommen und die Felder öd dagelegen, daß es also nicht so fast mehr um das Leben der Kühe und Pferd, als Menschen zu thun gewesen. Was vor ein Elend unter den Einwohnern gewesen, da keiner dem andern mehr helfen können, und die unnützen Zähren umsonst auf den Wangen haben eintrocken müssen, wie elendiglich die Kinder ausgesehen und um Brod geschrieen, wie bald dieser, bald jener vor Hunger und Ungemach dahingesunken, ist mehr zu beherzigen, als zu beschreiben. Bei diesem Uebel wußte man kein anderes Mittel, als sich insgesammt zu der allgemeinen Nothhelferin nach St.

Heinrich zu verloben. So auch geschehen mit einer Kerzen und Gelübd den Tag Mariä Heimsuchung. Auf welches verlobte Kreuz das Kreuz ein End genommen, so Gott der Gemeinde aufgeleget und ist auf diesen Charfreitag ein schöner Ostertag erschienen. Was gesunder Luft streichet nicht an dem See zu St. Heinrich!"

Bezüglich der Feuerwunder meint der Verfasser: „Wenn Maria zu St. Heinrich ein liebbrennender Dornbusch ist, so ist kein Wunder, daß ihre Lieb so viele Salamander gezügelt, die mitten im Feuer nicht gebrunnen, und mit Hab und Gut unversehrt verbleiben. Es sind aber deren so viel, daß ich gezwungen bin, mich mit einer und der andern Kohle aus Mariä Liebesflammen zu begnügen, um das Rauchfaß Marianischer Herzen anzuhitzen, und das wunderthätige Gotteshaus mit immer mehr Rauchwerk anzufüllen.

„In Oberhof, einem Landgut an der obersten Bergfläche des berühmten Schlosses Eurasburg, kam bei Kaspar Säppl ein unversehenes Feuer aus, so nicht nach und nach wie sonsten die Brünste, seine List ausgeführet, sondern auf einmal ausgebrochen, und wie ein reißender Bach, der gähling den Damm durchbricht, Alles, was ihm im Weg steht, überschwemmt, seine Flammen ausgegossen. Es ging an ein Sieden und Praschelн, das Feuer war ober dem Dache höher als Manns hoch, alle Ecken stunden in Flammen, und 'es schien, Vulcanus hätte über seine drei Gesellen noch sechs andere eingestellt. Das Uebel machte die Nacht geförchtlicher; zudem wollte Niemand retten. Man schlug zwar aller Orten Sturm, aber mit schlechtem Nutzen. Die weit Entlegenen kunnten so geschwind nicht kommen; was um die Nähe herum, kehrte Jeder vor seiner Thür. Die zum meisten helfen

kunnten, waren die Schloßbedienten; diese aber waren für ihre Herrschaft, von welcher sie das Brod hatten, besorgt, und das Schloß, und wurden Feuerkübel und Spritzen Alles dorthin verwendet. Es war auch die größte Noth, denn sofern sich der Wind nur ein wenig geändert, wäre es um einen einzigen Brand, der hinunter geflogen, zu thun gewesen, welcher die Schindeldächer ergriffen und in wenig Minuten dieses ganze herrliche Gebäu, sammt allen seinen Palästen in ein Pergama würde verkehrt haben. Unterdessen kunnte man keinen Florianum finden, der mit dem Schäffel löschte und war auch kein Wasser vorhanden, mit dem man löschen kunnte. Das Feuer fraß also immer weitre um sich und wollte Oberhof noch ferners seinen Namen erhalten, mußte es sich selbst bei einem noch höhern Hof vidimiren lassen. Der Himmel allein kunte helfen, auf der Welt war kein Mittel. Zu diesem nahm dann Kaspars Hausfrau ihre Zuflucht, und weil sie von der wunderthätigen Mutter zu St. Heinrich gehöret, wie sie aller Orten das Beste thue, verlobte sie sich dorthin mit einer heiligen Meß und siehe Wunder! als hätten die Plejaden alle ihre Wasserhäfen über das Haus ausgegossen, verlor sich auf einmal die Brunst und brannte kein anderes Feuer mehr auf den Dach, als welches Mariä Gnadenstrahl gemacht, wo in blauer Flamme der Hoffnung die Worte vorgestellt wurden: Mater ter admirabilis. Welche Wort der ganze See nicht wird auslöschen können, sondern leuchten werden, so lang das Oel dauern wird in den Marianischen Herzen.

„Das Element des Wassers (endlich) ganz nahe bei Maria zu St. Heinrich ist und begrüßt diese seine Frau täglich mit seinen Wellen und bekennet mit so viel Zungen als Tröpflein, daß ihm Niemand nach Gott zu

schaffen (habe) als sie, welche die Frau des Meeres sei, wie ihr Name (Maria) lautet und auf ihren Befehl mehr, als auf das Horn des fabelhaften Triton, alle Fluthen sich versammeln, den Marianischen Dienern ihre Schiff zu heben, wie Bajazet dem Tamerlan ihren gehorsamen Rücken darzureichen und wie der Wallfisch den Arion sie in allen Gefahren unbeschädigt herumzutragen.

„Zeuge sei der See selbsten, von welchem wir reden, oder der vielmehr anstatt unser redet und Mariam Adlsriterin sammt Afram Sanctjohanserin zu Zeugnuß seiner Wahrheit anführen kann. Diese, als sie an dem heiligen Auffahrtstag von dem heiligen Berg Andechs wiederum nach Haus sich begeben wollten, sind zu dem End auf ein Schifflein gesessen, sich nach Ambach führen zu lassen. Sie waren kaum abgestoßen, überfiel sie ein ungestümer Sturmwind, der so grausamm das Schiff angeblasen, daß sie alle Augenblick den letzten Stoß vermutheten. Der See bäumte sich auf, die Wellen schlugen aller Orten in das Schiff, bald jagten sie es auf einen hohen Wasserberg, bald warfen sie es wieder in den Abgrund. Allerlei Wind stritten miteinander und damit sie ihr Unglück desto besser sehen kunnten, zündete ihnen der mit einem schwarzen Bahrtuch überzogene Himmel mit Blitz und Wetterleuchten Feuer genug an. Bei allem diesem war der Steuermann ein Kind von neun bis zehn Jahren, so kaum bei stillem Wetter ein Schiff zu leiten im Stand gewesen wäre. So war denn nichts anders zu vermuthen, als die schwimmende Todten-Truhen würde bald in das Grab rutschen. Die Weiber schrieen mit erbämlichem Zetergeschrei zum Himmel, denen mit seinem Discant folgte der mannhafte Palinurus, der sich alle Augenblick nicht sicher sah, aus einer Truhe

in die andere zu kommen, von der Todten=Truhen in die Sand=Truhen:

Nudus in ignota Palinure jacebis arena.

„Sein Vater stand am Gestad und sah mit Georgio Weigl, Georgio Menzinger, Jacobo Pföderl und mehren andern dem Gräuel zu und wollte gern helfen, durfte sich aber über die erzürnten Wellen, so erfahrener Fischer er immer war, nicht wagen, sondern gab die Fahrt verloren. Was die einzige Hoffnung noch war, sowohl derer, die am Gestad standen, als der unglückseligen Schifffahrer, war unsere Kistenbewahrerin, zu welcher eine Verlobung über die andere, ein Geschrei über das andere in die Luft abflog. Man hörte nichts anderes, als heiligste Mutter Gottes zu St. Heinrich: Salve, nos perimus! Hinunter in das Wasser fielen die Zähren und herauf in das Schiff schlugen die Wellen. Was meinet ihr aber, sollte die Mutter, die der Himmel sonderlich über das Wasser als Schutz=frau bestellet, nicht eben das vermögen, was ihr Sohn? Oder sollte es eine größere Müh bedürfen, auf dem Würmsee Wunder wirken, als auf dem See Genezareth? Auf diesem jedoch hat der Sohn dem Wind und Meer befohlen: Imperavit ventis et mari und alsbald ist die Ruhe erfolgt, et facta est tranquillitas magna. Ein Gleiches geschah auch auf dem Würmsee. Die brausenden Winde haben kaum das Geschrei in die Kirch zu Mariä Gnadenohren gewehet, hat sich das Blättlein also gleich gewendet, das Ungewitter völlig nachgelassen, daß alle drei glücklich an das Ufer gelanget. Wobei sich das alte Wunder des heiligen Francisci de Paula, da er auf dem sicilianischen Meer gefahren, erneuert, mit diesem alleinigen Unterschied, daß dieser auf auf seinem eigenen, jene auf Mariä Schutzmantel an dem Gestad angeländet.“

Das sind einige Wunder von St. Heinrich.

„Der heilige Heinrich selbst, sagt unser Autor, braunte in seinem Wald als selige Fackel und machte den Wald zu einem Dornbusch, der alle Tag brennet und niemals verbrennet, sondern sein Holz zu immer neuen Scheiterhaufen vorbehielt, bei dem sich auch der erfrorenste Petrus hätte aufwärmen können. Was aber bei diesem Brennofen für gute Werke geschmiedet, wie er seinen Leib casteiet mit Fasten, Wachen, Beten ausgemergelt, davon lasse ich seine rauhe Kutten, Kreuz und Rosenkranz in den Händen reden, in welchen er sowohl gemalter, als in Stein vorgestellet wird, das übrige (lasse ich) den Gedanken, weil ja das spärige Alterthum mit den stummen Seefischen ebenfalls verstummet zu sein scheint.“

In den Jahrhunderten war allmählich der Ort in der Kirche, an welchem der Selige bestattet war, in Vergessenheit gekommen, und es bedurfte eines besonderen Wunders, um ihn in die Erinnerung des Gläubigen zurückzuführen. Es waren nämlich zu einer gewissen Zeit die Betstühle in der Kirche schadhaft geworden und man mußte daran denken, sie durch neue zu ersetzen. „Wie sogar das hohe Cedernholz auf dem Berg Libano, welches man doch seiner Dauer nach kaum zwei Spann von der Ewigkeit entfernt zu sein schmeichelt, mit der Zeit seinen Wurm findet, der es zernagt, also erfuhren auch besagte Stühle ihre Zeit, und riefen ihre Erneurung mit so viel Zungen als Löchern.“

Aber die Arbeit gelang nicht überall; an einer gewissen Stelle der Kirche, „wo das andächtige Weibervolk seinen Sitz hat,“ fielen sie, auf unerklärliche Weise, immer wieder zusammen. Endlich wurde es klar, daß hier der wunderthätige Leichnam verscharrt sein müsse, der ein

anderes Mausoleum verlange, als Betstühle für das Weibervolk. Und darauf hin wurde der gegenwärtige Sarkophag hergestellt.

Wer ungefähr wissen will, wie dieser Sarkophag aussieht, der schlage im zweiten Theil von Bavaria Sankta die Biographie des heiligen Einsiedlers Heinrich von Botzen auf. Der, wie alle andern in diesem Werke, vortreffliche Kupferstich zeigt ihn daliegend in Relief aus dem grauen Stein gehauen, mit langem Bart, über der Brust gekreuzten Armen und im Gewand des Anachoreten. Ganz so sieht auch das Grabmal unseres guten Heinrich aus. Die Inschrift zu Füßen der Figur, welche nicht sogar unleserlich ist, wie meine sämmtlichen Vorgänger behaupten, lautet:

Hic cippus ab Adm. Rev. D. D. Everardo Praesule
Beyerbergensi positus B. Henrici Corpus ornat.

Ein eisernes Gitter mit vergoldeten Spitzen umgibt den ziemlich großen Schrein. Auf dem Sarkophag findet sich auch in Basrelief eine Abbildung der alten Kirche, und das Klosterwappen von Beuerberg mit Schlüssel und Schwert. Eine schwarze Stange mit aufgepflanztem Todtenschädel, welche bei Begräbnissen gebraucht wird, steht an einer Ecke des Gitters.

Das Monument stammt aus dem Jahre 1626, wie aus der beigesetzten Jahreszahl hervorgeht.

„Stehe still da, andächtiger Kirchenfahrer, sagt der Verfasser des „Berichtes", und besinne dich. Stehet dir nur ein Fenster*) offen, wo du zu schnöder Liebe hineinblinzeln kannst, sparest du weder Gang noch Mühe, öfter dorthin zu kommen; stehen dir aber sechs Fenster offen,

*) Anspielung auf das „Kammerfensterln".

fünf in den verwundeten Leib Jesu und das sechste in das durchstochene Herz Mariä, durch welche du alle ihre darin gegen dich brennende Lieb ersehen magst, sollte es dir zu viel sein, wenigstens ein= oder das andermal hineinzusehen? Mache dir das fließende Gnadenwasser zu Nutzen, damit du eine fröhliche Seefahrt in den Himmel haben und aus dem See der Armseligkeit und Schwindgruben alles Unrathes, wo der ewig lebende Gewissenswurm*) (Vermis eorum non morietur in aeternum, Isaiae 66, 24) herumschwimmet, barmherzigst mögest errettet werden. Baue endlich drei Tabernakel hier an diesem Gnadenort, Jesu einen, Mariä einen und Henrico einen, damit du den vierten mögest erlangen im Himmel und dich Gott aufnehme in aeterna tabernacula, in seine ewige Tabernakeln."

Aber nicht nur in Leibesnöthen und anderm Elend, sondern auch in gewöhnlichen Geldverlegenheiten hilft der heilige Heinrich. Da solche leider für Viele zum täglichen Brod gehören, will ich folgende merkwürdige Geschichte nicht übergehen:

„Zwei Eheleut, am End des Sees in einem Dorf, genannt Zeismering, wurden dergestalt von vielen Gläubigern geplagt, daß man alle Tag vermeinet, der Strohbüschel werde auf dem Dach mit dem Fähnlein Schildwache wechseln. Bald kam der Gerichtsherr, bald der Grundherr, bald Nachbarsleute, bald Befreundete und gab eines dem andern die Schnallen in die Hand. Ein Jeder wollte bezahlt sein; es war aber in dem Haus eine solche Noth, daß, wenn man auch mit Juchten hätte zahlen können, so viel Leder nicht aufgebracht hätte werden können. Schatz

*) Anspielung auf Würmsee.

graben kunnte man nicht, des Bettels schämte man sich, und doch wollten die Gläubiger befriedigt sein. Die Frag war nur, wie solches geschehen möchte, aber hic opus hic labor, eben da machte die Katz einen Buckel. Da also das „Zahlaus“ Tag und Nacht an die Thür klopfte, kunnten die armen zwei Leutlein wenig schlafen, war aber auch nicht nöthig, daß sie aufstunden und ein Licht anzundeten, denn es ging ihnen das Licht von selbst auf, um welches tausenderlei Mücken und Grillen herumflogen. Die besten Anschläg kommen gemeiniglich in den größten Nöthen. Einstmals, da sich die Schuldenglocken am stärsten hören ließen, ließ sich zugleich auch ein anderer Schall hören, als wäre es eine Stimme von einem großen See her. Und in Wahrheit kam sie von dem her, der auf dem Schooß Mariä erstlich die Schuld der Natur für sich, nachmals auch dem Vater für Andere bezahlet. Diese sagte gleichsam diese Worte den Bedrängten in die Ohren: Kommet zu mir in mein Haus nach dem Würmsee, die ihr mit Schulden beladen seid und ich will euch erquicken. Die Bedrängten folgten der Stimme, erweckten eine recht steife Hoffnung und mit dieser mehr als mit dem Pilgerstab wallfahrteten sie zu dem Gnadenbild nach St. Heinrich und zwar mit bloßen Füßen, legten ihr Almosen in den Stock und kehrten also ganz getröstet nach Haus, aber nicht mehr den alten Schuldenweg, sondern einen ganz andern, einen solchen, den Phryxus, da er den goldenen Widder von Kolchis abgeholet, gewandert. Es flog das Geld (so zu reden) von selber Stund zu dem Fenster herein und Niemand wußte wie. Die Schulden wurden in Kurzem alle bezahlt und die Gläubiger schauten einander an. Dieser meinte dieß, Jener was anderes; einige glaubten, die

Schuldner müßten das Geld auf Zins aufgenommen haben, andere, sie hätten etwa unversehen einen Schatz gefunden; viele waren der Meinung, sie hätten es vielleicht entfremdet oder vom Teufel bekommen. Also urtheilet zuweilen das frevelhafte Volk, da unterdessen dieses andächtige Ehepaar den goldenen Widder aus den Dornhecken von St. Heinrich hervorgesucht und mit sich gebracht, das Uebrige aber von dem goldenen Haus, so Maria dorten ist, entlehnet. Der nun Geld bedürftig ist, folge diesem gottesfürchtigen Ehepaar. Zu St. Heinrich findet er Geld genug."

Das Kirchlein mit niedrigem Thurm, dessen Portal nach Westen geht, seinen Haupteingang aber über den kleinen Friedhof nach Süden hat, ist im Inneren ganz schmucklos. Die Wände sind weiß getüncht, keine Fresken, keine Vergoldungen zieren Decke und Wände. Gleich neben der Thüre links sieht man auf einem alten Oelgemälde den heiligen Einsiedler im härenen Gewande. Er schwebt mit zwei Engeln, die ihn umgeben, auf einer finstern Wolke und tief unten liegt der Würmsee und St. Heinrich am schilfigen Ufer.

Dann hängen allerlei Votivtafeln herum; Kranke, Schiffbrüchige und Verwundete haben Heilung gefunden. Kühe und Pferde, über denen die Himmelskönigin thront, sind in Menge abgebildet. Auch in ungewöhnlicheren Fällen hat man hier Rettung gefunden, so heißt es z. B.:

> Joseph Pfötterl hat einen Schlagl gedroffen und vellig von seinen verstandt kommen, durch diesen große vorbitt und vertrauen zur der schmerzhaftes Gnadenbild ist etwas bessers worden.

Auch eine gräuliche Mordgeschichte aus dem Jahre 1755 mit langer Beschreibung ist da zu sehen, in welcher das Opfer endlich noch durch Verlobung hieher aus den Händen seiner Peiniger befreit wird.

Viele Thiere, Schafe, Ochsen, Pferde, aus weißem oder rothem Wachs zierlich geformt, stehen auf Brettern und deuten auf wunderbare Kuren.

Eine Sitte habe ich in diesem Kirchlein gefunden, die mir sonst nirgends aufgefallen ist. In einer Nische stehen Kreuzlein, unten zugespitzt, mitten in einem künstlichen Kranz von grünen Blättern und weißen Blüthen. Wenn ein Kind in der kleinen Gemeinde stirbt — und die Nähe der Wasser scheint ihnen besonders gefährlich zu sein, da ich mehrere Leichensteine „ertrunkener" Kinder zu sehen bekam — stellt man ein solches Kreuz in das Heiligthum und legt einen Kranz darum. Nebendran steht bedeutsamer Weise der Taufstein.

Das Altarbild, ein sehr verunglücktes Werk christlicher Plastik, stellt die oben mehrmals berührte Scene, Maria mit Christi Leiche auf dem Schooß vor. Die hölzernen Figuren sind überaus steif und der liegende Heiland insbesondere hat eine ganz unmögliche Position. Doch haben sie in ihrer Ungeschlachtheit und Armuth etwas Rührendes. Denn arm ist die Kapelle, die Wallfahrt ist fast verschwunden — der heilige Berg Andechs zieht die Andächtigen hinüber. Im 15. Jahrhundert war wohl der Zuzug hieher am lebhaftesten, drum schenkte sie damals (1480) der ernste und fromme Herzog Albrecht, der die Hebung klösterlichen Lebens für seine wichtigste Regentenpflicht hielt, dem Kloster Beuerberg, dessen Einnahmen dadurch wohl einen großen Zuwachs erhalten haben werden. Denn an mehr als

dreißig Festtagen waren, wie ich zusammengezählt habe, dort große Ablässe zu gewinnen, die gewöhnlichen, durch Opfer zu erlangenden, abgerechnet. Jetzt, wie gesagt, ist das Kirchlein in der waldigen Seeecke verödet und der gefällige Küster, der südlich davon im uralten „Weghaus“ wohnt, seufzt über die schlechten Zeiten und die veränderte Welt.

Franz Trautmanns Erzählung vom St. Heinrich am Würmsee staffirt die Geschichte des Heiligen mit wundergläubiger Phantasie aus. Nach ihm war unser Einsiedler der Bruder eines mächtigen Grafen von Andechs und Wolfratshausen.

Während einer durch Lehenspflicht nothwendig gewordenen Abwesenheit freite sein vertrautester Freund, Bruno von Steineck, treulos um seine zurückgelassene Braut Irmentraud. Dem Vater der Irmentraud gab er fälschliche Nachricht von dem Tode Heinrichs und brachte es trotz der großen Abneigung des Fräuleins, welches am Andenken ihres Bräutigams festhielt, so weit, daß Irmentraud seine Gemahlin wurde. Als Heinrich zurückkam, schwoll ihm die Brust in Verlangen nach Rache. Aber er erwog, wie Irmentraud erst vollends trostlos werden würde, wenn sie erführe, er sei nicht todt und Alles nur eine schnöde Lüge. Dem Bruno aber ließ er sagen, er wolle ihm nur der Irmentraud zu Liebe nichts Böses anthun, denn er wolle nicht haben, daß sie ihren Gemahl, den sie ohnedieß nicht liebe, auch noch hassen müsse. Darauf ging er in die Wildniß und wurde ein Einsiedler. Kurz nach seinem unter Lichterscheinungen und seltsamen Wundern erfolgten Tod kommt der zerknirschte und reuevolle Bruno zur verklärten

Leiche und findet dort seinen eigenen plötzlichen Tod und seine Vergebung. So ruhen die feindlichen Freunde seit vielen Jahrhunderten dort bis zur seligen Urständ.

Dem heiligen Kaiser Heinrich (demselben, dem das Abenteuer mit der flammenden Schrift: post sex! begegnete), ist nun unter mancherlei Heiligthümern des Baiernlandes auch dieses Kirchlein geweiht. Der lahme Cäsar war aber auch ein gar frommer Herr und es ist nicht zu verwundern, daß in die Verehrung des Heiligen sich Dankbarkeit gegen den Pfründespender mischte. „Insbesondere soll bei den Gebeten unseres theuren Kaisers Heinrich gedacht werden, der uns mit Schätzen reichlich beschenkte,“ sagt Abt Odilo von Clugny. Dem Benedictinerkloster von St. Afra in Augsburg schenkte er fünf Dörfer, bei St. Moriz daselbst errichtete er ein Canonicat und erbaute die Kirche, auch in der Stadt Regensburg errichtete er ein Chorstift. Weihenstephan bei Freising, sowie viele andere Klöster Baierns beschenkte er reichlich. Dem Bisthum Bamberg, seiner Lieblingsstiftung, überließ er nicht nur das ganze Bamberger Territorium, sondern auch seinen ganzen Nachlaß an Landgütern, fahrender Habe und vielen Kostbarkeiten.

Man sieht, der Kaiser hat sich seinen Titel wohl verdient. Manche Andere halten ihn dagegen für einen von habsüchtigen Pfaffen gemißbrauchten Betbruder. Weniger Anerkennung als Heilige findet seine Gemahlin Kunigunde selbst bei katholischen Schriftstellern. Gfrörer z. B. wirft ihr eheliche Untreue vor, und vermuthet sogar, die Unfruchtbarkeit der berühmten „heiligen Ehe“, welche die alten Lobredner aus einem mönchischen Gelübde beider Gatten erklärten, möge wohl ihren Grund in der Abneigung des Gatten gehabt haben, dieses Weib zu berühren. Auch soll sie hinter

ihrem Gemahl auf Ränke gesonnen und auf Seite ihrer Brüder, der Todfeinde des Kaisers, gestanden haben.

Gleichviel — das ist für den Augenblick nicht der fesselnde Punkt unserer Betrachtung. Gehen wir hinab auf den moorigen Rasenfleck am Ufer. Von da ist die Aussicht auf Berge und Wasser wunderbar. Ich will darüber den feurigen Guido Görres, des romantischen Jacobiners Sohn, sprechen lassen:*)

„Der eigenthümliche Zauber dieser Seegegend ist ohne Zweifel das wunderbare Lichtspiel ihrer Wellen, das an die Natur und Tiefe des Wassers, die Farbe des Bodens, der umgebenden Berge, der ziehenden Wolken, an das Sonnenlicht und die darüber hinspielenden Lüfte geknüpft ist und mit ihnen so unendlich wechselt; einen noch tieferen, geheimnißvolleren Reiz jedoch gewährt das Spiel der bewegten Wellen selbst. Zuweilen, wenn auch seltener, ist ihr Spiegel so ruhig, so unbeweglich, so glatt, wie ein großer, tiefgefärbter, lichtstrahlender Edelstein in grüner Fassung von Wiesen und Wäldern. Das Wasser ist dann so durchsichtig, daß die grauen, nackten (?) Bergwände, die an den Ufern steil aus den Fluthen austauchen, kaum erkennen lassen, wo sie aufhören und wo ihr Spiegelbild im Wasser beginnt, so lufthell strahlt die Fluth Alles zurück. Meistens jedoch ist dieser See in lebendiger, athmender Bewegung. Wie mannigfaltig aber ist diese! In welch raschem Ueberspringen durchläuft sie alle Stufen der Tonleiter von dem leisesten, kaum bemerkbaren Unduliren an, wo das sonnenhelle Antlitz des Wassers dem eines eingeschlummerten, lächelnden Kindes gleicht, das, von der Mutterliebe ein-

*) Historisch-politische Blätter, Jahrgang 1840.

gesungen, sorgenlos und leicht athmend in Träumen kindischer Lust an der Mutterbrust ruht, bis zur rasendsten Wuth des schwarzen, brüllenden Sees, wo, unter Donner und Blitz, Woge auf Woge aus dem finstern, aufgewühlten Grunde in kurzen Athemzügen gegen das eindämmende Ufer heranstürmt, dort hochaufspringend in selbst verzehrendem Grimme zerschellt und ohnmächtig in ihr Nichts zurücksinkt, von einer zweiten gefolgt, die, kaum erschienen, einer dritten weicht! Viele Menschen, selbst Kinder, ja prosaische Naturen können stundenlang am Ufer, in Sinnen verloren, diesem Spiel der ununterbrochen von ferne heranrollenden und zu ihren Füßen zerschellenden Wellen zusehen, ohne zu gewahren, daß die Sonne, wie man einst sagte, zu Gnaden gegangen und die Schatten länger geworden, als ob sie mit Karl dem Großen sehnsuchtsvoll nach dem geheimnißvollen Zauberringe der Geliebten blickten, der im tiefen Schooß kühler Wellen begraben liegt. Mir scheint es, als liege zwischen diesem nimmerruhenden Wogen des Wassers und dem Sinnen des Menschen etwas Verwandtes, was ihn dazu einladet. Auch bei dem in Nachdenken Verlorenen rollt Gedanke um Gedanke von fern heran; mancher zerschellt schon, wenn er kaum auftaucht, jeder aber sinkt in sich zurück am Ufer der Verwirklichung und macht einem neuen Platz. Und wie die Fischer dieser Seen sagen, daß ihre Wellen keineswegs alle von äußern Lüften der Oberfläche aufgejagt werden, sondern daß sie auch von innern, verborgenen Gewalten getrieben, als Grundwellen aus der Tiefe aufsteigen, so quellen und tauchen auch beim Nachsinnen die Gedanken aus dem unergründlichen Meere des Geistes gar oft ohne äußere Veranlassung auf und springen in einer Weise über, die dem Nachdenkenden selbst ein

Räthsel ist. Findet sich aber so das Sinnen von der wogenden See verwandt angesprochen, wird der Blick des Geistes durch den Blick auf die fernhin geöffnete Fläche erweitert, und dem Fernen, Verborgenen, in Dunst und Nebel Gehüllten zugekehrt, so liegt in dem gleichgemessenen Auf- und Niederwallen der Fluthen in dem eigenen Ton, womit sie an's Ufer branden, ein gewisser Rhythmus, der unbewußt auch dem denkenden Geiste sich mittheilt und seine Gedanken zum Gedichte macht. Unsere Sprache selbst gibt uns Zeugniß für diese Verwandtschaft; leitet ja Grimm unser deutsches Wort Seele, gothisch Saivala, von dem Begriffe der wogenden Bewegung (saios, See) her, als sei die Seele die bewegte See des Geistes.

„Die Seefräulein oder die Meerweiber, wie das Nibelungenlied sie nennt, schienen gerade nicht in der besten Laune bei unserer Fahrt; als wir uns Bernried näherten, standen rings um uns her finstere Gewitter; das Gebirg selbst schien tiefblau, wie eine Wetterwolke. Es donnerte und blitzte in der Ferne, die Regenwolken ergossen sich in breiten Strömen bald näher bald ferner, zuweilen bedeckten sie uns auch mit einem Zipfel ihres nassen Gewandes; dicht hinter uns aber jagte der Sturm die Wogen hoch auf; in majestätischem Zorne ringelten sich die Wellenschlangen gemessenen Schrittes in unabsehbarer Anzahl gegen uns heran; ihr Leib war schwarz wie die Nacht; wenn sie sich aber zornig überschlugen, dann glänzte ihr Kamm weiß wie Schnee und es schien, als wollten die schäumenden uns drohend ihr scharfes Gebiß zeigen, womit sie schon so Manchen verschlungen. Sie trafen, wie mit Thors Donnerhammer, unsern schwachen Kahn, der von dem Rücken der der zornigen getragen, auf und ab tanzte. Es konnte einem

dabei das Gebet der bretagnischen Fischer einfallen, das sie beten, wenn sie in die See hinausfahren:

Ach hilf mir lieber Herr!
Dein Meer ist gar so groß,
Mein Schifflein ist so klein.
Drum hilf mir lieber Herr
Und laß mich nicht allein!

Auf einem solchen Wasser fühlen wir besser als auf dem Lande unsere ganze Hilflosigkeit. Auch der kühnste und stärkste Segler erliegt zuletzt der Gewalt der Stürme, müde entsinkt ihm das Ruder:

Und so verschlingt uns Well' um Welle,
Hin zieh'n wir ohne Bahn und Spur,
Fällt oft ein Blitz auch — seine Helle
Beleuchtet eine düstre Stelle.

Also singt ein Dichter, zu dem das Meer auch gesprochen: Die Welt ist all' ein flüchtig Scheinen. Unser Schiffer aber, ein Alter, der auf der unruhigen See des Lebens die Stürme von sechzig Jahren glücklich bestanden, ließ sich durch die ungestümen Hämmerer nicht aus der Fassung bringen: er durchschnitt die Wogen mit rüstiger Kraft; nur einmal wurden sie des Alten Meister und warfen, trotz unserer Hülfe, den Nachen völlig im Kreise herum. Allein er blieb ruhig und sagte uns gelassen, daß er schon mehr als einmal den See bei böserer Laune gesehen, wo er ganz anders aufbegehrt und ihm gute Gelegenheit gegeben habe, seiner armen Seele zu gedenken."

Das liest sich nun Alles ganz schön und mancher Leser wird sich nach dieser und meinen eigenen Schilderungen einen hohen Begriff von der Wellengewalt eines Alpen-

sees machen. Dem ist allerdings so, und das Rasen der Fluth auf den tiefen Binnenwassern kann, wie ich schon an anderer Stelle gesagt habe, Niemand, auch der erfahrene Matrose nicht, mit Fug einen Scherz nennen. Aber das Meer ist eben doch etwas anderes. Ich erinnere mich, auf der Adria gefahren zu sein, während der Scirocco durch die Klippen Dalmatiens daher pfiff. So weit das Auge reichte — und die Wasserwüste war, wenige hie und dort hervorragende Felseneilande abgerechnet — eine dunkle Unendlichkeit, schwankte und schaukelte sich die See, als ob der Erdball von furchtbaren Stößen erschüttert würde. Die ganze Oberfläche war milchweiß und schwarz; unser großer Lloyddampfer flog auf den hohen, breiten Wellenbergen herum, wie da auf dem See das Tannenreisig, das vor dem Anprall der Wasser nicht an's Ufer kommen kann. Das Meer ging auf und ab wie etwa eine kleine Wasserfläche, die in einem Waschbecken mit diesem zugleich geschüttelt wird. Und die Klippen und Felsen! Bald ragten ihre Spitzen weit über die hinaufgähnende Fluth auf; dann kroch an ihnen, wie eine Schneemauer, wieder die brüllende Brandung hinan.

Der heiße Wind wühlte die Grundvesten des Adria procellosus auf und oft schien es, als ob die nächsten Augenblicke unser gewaltiges Schiff wie ein vom Ufer losgelöstes Steinchen in jene blendende Brandung hinein wirbeln würden. Aber das Rasen war umsonst — wir entgingen der Vernichtung am langgestreckten Sabbioncello, am felsigen Karkar, am weintragenden Brazza und nach wenigen Tagen winkte uns Istriens hoher Leuchtthurm vom Promontore durch die Nacht, in der das spähende Auge nichts sah, als

die aufgewühlte Gischt und sein rotirendes Licht. Das packt und wirft doch ganz anders.

Ein anderes Mal spritzten ober uns die Wasser des Nordmeeres zusammen. Seine unabsehbar langen, schmalen Wellen, welche tiefe Abgründe nach sich ziehen, scheinen menschengierige Monstra zu sein, die mit aller Gewalt das Fahrzeug umschlangen und in die spurlose Vernichtung hinabziehen wollen. Das Meer im Sturm ist für den seiner Laune Preisgegebenen ein wahres Symbol der Gefräßigkeit. Es fletscht dich an, es heult vor Wuth, es stürzt in Millionen Sätzen her, aber immer verkündet ein dröhnender Schlag an der guten Wandung, daß es nichts kann, daß es nichts ist und dann bäumt es sich wieder und geifert und zischt und speit denen die oben stehen sein Salz in die verwunderten Augen. Groß ist das brutale Element und wenn Manche, wie ich wohl begreife, nicht umhin können, an die Unendlichkeit und ihr eigene Vergänglichkeit zu denken, so ist wohl auch ein Gefühl des Spottes erlaubt, mit dem man in das unsinnige, zwecklose Tosen hineinschaut. Allerdings ist ein Mensch, ein Schiff, eine Flotte in den unzähligen schwarzen Wasserhöhlungen, die im Sturme mit Windesschnelle einander ablösen, ein Atom, aber dieses Atom hat so viel Kraft, daß es seinem Willen durch alle die jähen, widerstreitenden Mauern durch nachgeht, welche der weltumspannened Ocean in seinen Weg wirft.

Das ist der Unterschied, den diejenigen, welche emphatisch einen Alpensee-Sturm mit einem Meersturm vergleichen wollen, immerhin noch in's Auge zu fassen haben. Es ist ein Verhältniß wie mit dem Greinen eines Kindes und dem Rasen des Philoktet.

Daher kommt auch die überaus große Seltenheit der Unglücksfälle, die sich auf diesem Wasser ereignen. Der Verfasser des mehrfach angezogenen Büchleins meint zwar: „Obschon der See gefährlich, der Weg zu Land unbequemlich und verschiedentlichen Unglücksfällen, sonderlich in denen so genannten Straßengräben, unterworfen ist, so hat man dennoch niemals weder gehört noch gelesen, daß auch nur ein einziger Mensch, der in Wassergefahr diese Gnadenmutter angerufen, versunken, oder einer, der Landwegs dorthin gepilgert, verunglückt wäre, so, wenn kein anderes Wunder niemals gesehen wäre, allein Wunder genug wäre, Mariam zu St. Heinrich matrem admirabilem zu nennen."

In der damaligen Zeit, wo man den See nur mit den unzuverlässigen Einbäumen befuhr und am Lande, wenigstens am waldigen Ostufer, so gut wie gar kein Weg war, mag das allerdings Manchem wie ein Wunder vorgekommen sein; heut zu Tage aber, wo eine ganz passable Fahrstraße sich den Strand entlang zieht und fest gebaute, wenn auch plumpe Kähne den Verkehr über den See vermitteln, ist es nicht gerade nothwendig, gleich an den heiligen Heinrich und die große Fürbitterin zu denken.

Zwischen St. Heinrich und Ambach, dem nächsten Dorfe gegen Norden, liegen ein paar einsame Höfe. Wenn wir diesen Strand hinabgehen, ist es übrigens durchaus nothwendig, uns einen Januskopf aufzusetzen, denn der größte Zauber dieser Gegend, die Wand der Alpen, liegt uns im Rücken, wenn wir gegen das Flachland zu schreiten. Es ist das nicht sehr schwer, muß man ja im Leben, das uns fortwährend dem Flachen und Gemeinen entgegen zieht, ebenfalls einen solchen Kopf haben, der auch ein paar Augen für das versteckt liegende Große und Unvergängliche besitzt.

Wenn ich also auf der Strecke von hier gegen Starnberg hinab von Gebirg u. dgl. spreche, so versteht es sich von selbst, daß man sich zuerst umdrehen muß.

Unmittelbar vor Ambach steht auf Torfgrund — das Seeufer ist an dieser südöstlichen Spitze Moorboden — ganz einsam ein Haus, Karniffel genannt. Woher ihm diese Bezeichnung geworden ist, erscheint fast unenträthselbar, oder, wie die Gelehrten sagen, ineluctabil. Dieses Hauptwort, das noch im 15. und 16. Jahrhundert in ganz Deutschland verstanden wurde, hieß damals so viel wie heut zu Tage Leibschaden oder Bruch. In der etwas ungeschlacht metaphorischen Weise jener Zeit wurde es mitunter auch zur Bezeichnung von testiculi gebraucht. Im heutigen Oberbairisch existirt noch das Zeitwort „karniffeln", das heißt, Jemanden durchprügeln. Daß Durchprügeln und Leibschaden in den Bauch treten verwandte Begriffe sind, wird in einem Land, wo lange Zeit das beliebte „Aug außi druck'n" unter die geschätztesten Gewandtheiten gerechnet wurde, nicht sonderlich befremden. Es wäre also nicht undenkbar, daß dieser Hof am schönen See einem Manne gehörte, dessen Rauflust oder Schlagfertigkeit ihm den Ehrentitel eines Karnifflers oder Karniffels schlechthin einbrachte.

Der schlechte Boden, auf dem der Hof steht, wird eben mit lobenswerther Anstrengung für die Heranziehung eines Waldes bearbeitet. Bis jetzt stand nur elendes Gestrüpp und saueres Gras darauf, das Niemanden etwas einbrachte, nun aber durch rühmliche Arbeit schon in wenigen Decennien von wasserliebenden Föhren und anderen Bäumen ersetzt sein wird. Dann kann vielleicht St. Heinrich, vom anderen Ufer aus betrachtet, wieder das Waldaussehen

gewinnen, das es um die Lebzeiten seines Einsiedlers herum gehabt haben soll.

Da ist wieder ein Stück Kreislauf der Natur; die Kultur späterer Zeiten erzeugt in höherer und mehr gewinnbringender Form die nutzlose Kraft der alten.

Den Moorboden zeigen auch die braunen, ganz kleinen Bäche an, die in nächster Nähe an den durchweichten Abhängen entspringen und nach kurzem, seichtem Dasein sich in dem Geröll verlaufen, das zeitweiliger hoher Wasserstand des Sees viele Fuß weit über seinen gewöhnlichen Wasserspiegel hinaus angelagert hat. Diese wandelnden Froschlachen haben keinen Ursprung und keine Mündung. Aus den Ritzen zwischen den verfilzten Wurzeln der Torfvegetation tröpfeln sie zusammen, die Geröllsteine des Sees überziehen sie mit klebrigen Algen und sie verschwinden — das ist Alles.

Alle Augenblicke führt uns eine wurmstichige Prügelbrücke über ein solches Gewässer. Wenn sie durch einen Wald, besonders moosreichen Nadelwald, zu rieseln kommen, so vermehrt sich ihr bescheidener Wasserschatz ein wenig durch die häufigere Feuchtigkeit, das nährende Wasser des unermeßlichen Kryptogamenwuchses. Aber nur ein wenig caudoloso oder „kapitalreich“, wie die Bewohner der trocknen kastilischen Hochebene ihren ärmsten Bach nennen, ist kein einziger von ihnen.

Wenn man eine halbe Stunde so gegangen ist und sich umschaut, erscheint der südliche Theil des Sees — seinen Norden verdecken die vorspringenden Hügel von Ammerland — wie ein abgeschlossenes Rund. Die große Breite, welche der See auf der Höhe von Bernried und Seeshaupt einnimmt, und die in abgemessenem Verhältniß zu seiner

scheinbaren Länge an diesen Ufergegenden steht, vollbringen diese Täuschung, die am herrlichsten in einer Allee wirkt, die von Birken und Sorbus zusammengesetzt, eine beträchtliche Strecke neben den Wellen hinläuft. Es ist eine eigenthümliche Schönheit vieler Alpenseen, besonders solcher, die von hineinfallenden Bergen, Hügeln, Waldspitzen unterbrochen werden, daß sich dem Auge an gewissen Stellen ganz abgeschlossene kleine Seen darbieten, die sich dann in ihrer Umschließung ausnehmen, wie eine funkelnde Smaragdagraffe an einem Halsband von Malachit-Kugeln.

Vom Ufer des tiefen Sees sind natürlich viele böse Unfälle zu melden. Eine Tafel berichtet vom Tode eines

Fischerssohn beim Hirn

und viele andere von Kindern und Greisen, die in stürmischer Dunkelheit am Ufer oder auf dem erregten See selbst ihr jähes Ende fanden.

Wenn wir wieder eine in Miniaturcascaden herabrinnende Moorache überschritten haben, stehen wir an einem Scheidewege. Die eine Straße führt nordöstlich über die Seehügel nach dem uns liebgewordenen Thal der Isar und Loisach, und es wird in Kurzem von dem eigenthümlichen Reiz die Rede sein, welchen der Anblick der Berge von den unkenntlichen Moorpfaden auf den Höhen dort oben in ganz unerwarteter Weise darbietet, wenn Du über die Höhen südlich von Münsing*) gegen Osten hinansteigst. Hier am Strande nehmen uns noch einmal gesellige Buchen in ihren Schatten. Es ist ein junger Hain, in dem hohe und schlanke Arten neben zwerghaften und krummen Platz ge-

*) Munigisingun von Mun, einem alten Mannsnamen von schwieriger Deutung.

nommen haben. Jetzt sieht die einst frischgrüne Decke der Wölbung aus wie die Decke eines Caféraums im Orient; wie großgeblümte indische Shawls, blaßgrün und purpurroth zusammengemischt, so zittern die hinfälligen Hüllen oben. Die Aesthetik sagt eine solche Vergleichung sei schlecht, weil es sich nicht zieme, das Große und Natürliche mit dem Kleinen und von Menschen Gemachten zu vergleichen — aber die Farbenwirkung des herbstlichen Buchenwaldes erinnert an nichts mehr, als an jene glänzenden Gewebe aus der Ziegenwolle Tibets.

Die Sonnenblume, die in Gärten von **Ambach** steht, ist schon vom Frost getödtet. Schwarz hängt die große Scheibe, die sonst dem Tagesbogen der Sonne zu folgen liebte, vom erschlafften Stiel. Neben ihr siehst Du nur noch die Winteraster, die einzige Blüthe, die sich unter dem Himmel des Novembers öffnet. Alle andern sind schon im Reif der Nächte, in der eisklaren Luft des Sonnenaufgangs verkommen.

Die grauen, verwitterten Uferhütten, zum Unterbringen der Nachen und anderer Seegeräthe geeignet, geben Ambach das besondere Aussehen eines Fischerdorfes. Alles am Ufer deutet auf diese Beschäftigung. Da ziehen sich kleine künstliche Landzungen in den See; sie sind mit Faschinen und kurzen Stöcken im seichten Wasser festgerammt, sie dienen zum Anlegen und Einladen in die Schiffchen; dort siehst Du unter dem Wasserspiegel Tannenbüsche und Föhrenwedel, eine willkommne Laich- und Brutstätte der Fische. Unzählige von diesen siehst Du in der großen Hütte beisammen, die vor dem Gasthaus in den See hineingebaut ist. Dort liegen in langen, wohlgeordneten und abgezählten Reihen silberglänzende Renken, des Räucherns gewärtig, mit auf-

gesperrtem Maul und verfärbten Augen. In kurzer Zeit werden sie Dir in schmutzigen Schachteln, braun und zusammengeschrumpft, als Imbiß zum Bier angeboten, wenn Du eine qualmige Kneipe Münchens besuchst. Es ist eine nicht unschmackhafte Speise — doch wird es wohl Wenige geben, welche das zarte Fleisch nicht frisch gesotten oder gebacken vorziehen.

Wenn wir aus dem eigenthümlichen Fischschuppengeruch dieser dunkeln Hütte mit ihrem Brunnen wieder hinausgetreten sind, können wir das stattliche Wirthshaus von Ambach besuchen, das nur zehn Schritte vom Strande entfernt steht. Am Obersee ist es die schönste Einkehr; Bernried, Seeshaupt lassen sich in Bequemlichkeit damit nicht vergleichen und das mit schönern Uferumgebungen bevorzugte Ammerland ist schon wieder mehr von Städtern heimgesucht, also unruhiger. An diesem einsameren Gestade aber kannst Du ohne Furcht vor unnöthigem Lärm den See und seine Wunder genießen; ungehemmt durch menschliche Staffage zu Wasser und zu Land, mag Dein Blick nach den Alpen des Westens hinüberschweifen, deren Pracht Dir da mit besonderer Durchsichtigkeit nahe steht; auch kannst Du, oft ohne Menschen in weiten Entfernungen zu sehen, über die Steingruber Mühlen, die ein armseliger Moorbach treibt, auf die Eurasburger Höhen hinanklimmen.

Als wir die Loisach zusammen entlang wanderten, haben wir die Aussicht genossen, die sich von dem nahgetretenen Gebirg, insonderheit der Benedictenwand, dem Rabenkofel, der Sonnen- und Jocherspitz, im Flußthale darbietet. Aber geradezu eines der allerschönsten Bilder, die es im ungeheuren Gebiet der Alpen von den julischen bis zu den ligurischen gibt, muß ich das Panorama nennen, das

sich ganz unverhofft aufthut, wenn man vom Becken des südlichen Würmsees herüber nach der Loisach kommt, und gegen die Kante des, übrigens mäßigen, Höhenzugs heraufsteigt. Vor Dir liegen scheinbar auf ebenem Felde, wie Kugeln, die Kuppeln jenes Schlosses; ihre Thürme verdeckt der jenseits sich senkende Abhang. Und über sie hinaus — liegt die bunte Karte des südöstlichen Landes da; die im weiten Oesterreich verschwimmenden Züge gewaltiger Alpen, das von streifenähnlichen Flüssen durchzogene Hügelland, die unabsehbaren Wälder und die weißen Wohnstätten. Ich verzichte hier auf die Beschreibung, will aber nicht versäumen, an die etwaige Autorität, die ich als Alpenwanderer beim Leser habe, zu appelliren und ihm dringend zu empfehlen, diesen Weg von unserem See nach dem Flußdelta der Isar und Loisach ja nicht bei Seite zu lassen, wenn ihm ein beneidenswerthes Geschick einige freie Tage in dieser großen Natur unsers Vaterlandes gönnt. Was sollen denn da Worte und Redensarten bedeuten, wenn die Natur der Dinge mit einem Male aus dem unergründbaren Kaleidoskop Dir ein Bild erschütternder Schönheit vor die Augen hält? Die Macht des Wortes ist dann null und meine Zeilen helfen Dir nichts, als daß sie Dir Vertrauen machen, selbst hinzugehen und zu schauen. Vielleicht ergreift auch Dich dort oben auf der sonnigen Höhe, wo das tiefe Thal wie ein weiter Luftsee mit farbigem Boden zwischen Dir und den regnungslosen Alpen gähnt, jenes Gefühl wollüstig-schmerzlichen Behagens, das Dir die Kleinheit Deiner Schmerzen und Freuden, Deines Thun und Lassens nahe rückt. Die gewaltigen Bergströme siehst Du nur wie Fäden; die Wälder mit ihren himmelragenden Föhren unterscheidet nur ihre Farbe von den anstoßenden braunen Aeckern, die

geheueren Eiskuppen des Venedigers und Großglockners im Osten scheinen Dir vorüberziehendes Gewölk — Du aber, der Kleine, spannst Deine Arme über meilenlange schneebedeckte Bergzüge. Der Trug der Erscheinung wird Dich belustigen, und dazu wirst Du erstaunt und gerührt sein — ein wundersames Gewirr von Gedanken und Empfindungen wird von der schwindelnden Höhe ins Dasein gerufen. Viele Wege, auf denen Dein Fuß gewandelt ist, übersiehst Du mit einem Mal, Du spähst mit dem Blick nach neuen Punkten und Bahnen, verlangend hängst Du an mancher weitblickenden Berghöhe, an mancher sanften Flußkrümmung im schattigen Wald; sehnsüchtig schaust Du in das himmellichte Blau der Hochalpen, über denen die Sonne liegt und in allgemeiner Ahnung befragst Du Dich selbst, was die jetzt alle thun und treiben mögen, die, von der Ferne versteckt, geschäftig unter Dir wimmeln.

Wenn wir, eingedenk unseres Janusgesichtes, den Blick auf dem Wege von Ambach nach Ammerland von Zeit zu Zeit auch südwärts werfen, so findet es sich öfter, daß die auf Landzungen in den See vortretenden Wälder ein Stück Schnee von dem Alpenrand abschneiden, das mit seinem Grün und dem Blau am seichten Ufer eine Tricolore bildet, das wahre dreifarbige Wappenzeichen der Voralpen. Dieses darf aber nicht am Abend gesucht werden — denn um diese Stunden ist von dem jenseitigen Ufer, vom Westen her, unser ganzer Strand mit Roth und Gold über-

gossen. Manchmal führt der Weg weiter in den Uferwald hinein, und dann funkelt und blendet es von drüben durch die Lucken der Stämme durch, daß die Abwechslung von Walddunkel und dem zertheilten Sonnenfeuer die Augen blendet, denen rothe und grüne Kugeln vorschweben, wenn sie sich wegwenden. Das Licht des untergehenden Gestirns fällt ja nicht gerade herüber, sondern ricochettirt auf der Spiegelfläche des See's und zerfährt in Millionen zerrissene Bündel, die sich durch die kleinsten Ritzen zwischen den Blättern und Zweigen am Ufer drängen. Gelangen wir wieder auf einen freiern Platz vor den Bäumen, so sehen wir, wie eine ungeheure, breite Feuersäule in die Tiefen des Sees hinabsteigt, als wollte sie seinen Grund und die ganze Erde durchbohren und so mit ihrem Glanze dem Lichte begegnen, das in wenigen Augenblicken bei den Antipoden zu dämmern beginnen wird. Das dunkelrothe Herbstlaub wird glühender Scharlach; die Fenster in den Häusern des östlichen Ufers glimmen, wie der Kern im bengalischen Rothfeuer. Das andere Ufer, hinter dessen Höhe die Sonne schon fast hinabgesunken ist, wird immer dunkler, je näher es an den See hinreicht; an seinem Rande erscheint es uns rabenschwarz. Erst wenn das blendende Licht ganz vom Himmel verschwunden ist, wird es drüben wieder etwas deutlicher, weil unser Auge nicht mehr vom Himmel herab verwirrt wird. Vorher aber macht die Fläche des Sees noch allerlei Wandlungen durch. Die ebenso unzählbaren als unbeschreiblichen Farbentöne der Luft, Töne, deren Darstellung Du in keiner Optik findest und die weder Kunst noch Zufall auf der Palette des Malers erzeugen können, finden ihr grelles Gegenbild im Wasser. Bald bildet der See nur mehr ein ungeheures Prisma, einen flammenden

Regenbogen, der aber keine Aehnlichkeit mit dem Meteor unserer Regenatmosphäre hat, sondern vielmehr jenem arcus coeli gleichen mag, den sich die Christen vorstellen, wie er nach den Wettern und Schauern des Jüngsten Gerichtes auf einen neuen Himmel und eine neue Erde schaut und seinen lichtesten Punkt über der diamantenen Stadt, dem neuen Jerusalem, hat.

Allmählig vereinen sich die Farben des Wassers zum gleichmäßigen Purpur, hierauf zum tiefen, dann zum bleichen Gold und nun ist die Wasserfläche der unvergleichlichste Metallspiegel, den die Vorstellung ersinnen kann. So begreift es sich, daß man, wie Föringer erzählt, von der Spitze des Peissenberges aus, der violett drüben in das Abendfeuer hineinragt, die Wiederspiegelung des Schlosses Ammerland im See deutlich wahrnimmt. Fürwahr eine merkwürdige fast unglaubliche Erscheinung, wenn man bedenkt, daß die Spitze des Berges von unserem hellen Strande immerhin ihre drei Meilen entfernt ist. Aber in dieser Hochlandwelt voll reiner Luft und mächtiger Farbe sind Wunder möglich.

Die dichte Nadelholzhecke, die sich um den Garten des massiven Schlosses zu Ammerland zieht, duftet im Thau, den der verlöschende Abend und seine noch ohnmächtigen Sterne bringen. Aus dem Hohlweg hallt munterer Gesang; die Hirten treiben ihre Pflegebefohlenen von den obenliegenden Waldweiden und die Holzknechte gehen von der harten Arbeit am See hinauf in die Uferdörfer.

Das einladende Licht in dem hübschen Stübchen des Wirthshauses verheißt uns die ersehnte Ruhe. Rasch haben wir durch den Garten, der mit herabgefallenen Blättern fußhoch bestreut ist, und dessen entlaubte Baumkronen jetzt

in dem heranziehenden kühlen Nachtwind schnattern, die Thüre erreicht, an der uns der gutmüthigste aller Wirthe und sein braver Sohn erwarten.

Bald ist ein schmackhaftes Abendessen aufgetragen; wir genießen es heute in der netten Eckkabine, durch deren Fenster der See hereinscheint, in munterer Gesellschaft. Viele Bewohner des östlichen Ufers, die drüben in Possenhofen, Tutzing, Bernried, auf der „Kirchweih“ waren, sind in zahlreichen Gruppen über den See her zurückgekehrt und nehmen hier noch, ehe sie sich in ihre heimathlichen Dörfer auf dem Plateau des Oststrandes zerstreuen, ihren Abendtrunk zu sich. Drüben nämlich gehört Alles, obwohl gut bairische Gegend, seit uralten Zeiten in das Bisthum Augsburg und in diesem Bisthum herrscht die nachahmungswürdige Sitte, daß alle seine Kirchen an einem und demselben Tage Kirchweihe haben. Dadurch wird Mancherlei vermieden, was bei uns, in der Erzdiöcese München-Freising, diese Feste mitunter in Zechereien verwandelt, die mit den blutigen Gelagen in Walhall die nächste Aehnlichkeit haben. Es kommen nämlich, da an einem Sonntag dieses, an einem andern jenes Dorf seinen Festtag feiert, die Bursche aus verschiedenen Ansiedelungen zusammen, und es ist selten, daß sich aus den Anschauungen des engsten Partikularismus heraus gegen Ende nicht eine gewaltige Schlacht der Autochthonen und Heterochthonen entwickelt. Solchem Uebelstande ist durch die schwäbische Sitte abgeholfen; Jeder betrinkt sich im Schatten seiner Penaten, in welchem Vergnügen ihn selten ein kühner Eindringling stört, denn Alle sind auf der heimischen Scholle in der gleichen Arbeit thätig.

Die Kirchweih feiernden Dörfer, die an Seen liegen, stellen das meiste Contingent zu den Unglücksfällen auf

dem Wasser. An solchen Tagen rast, wenn auch nicht der See, doch das Bier und der Schnaps und will sein Opfer haben. Man pflegt am meisten bei solchem Nachhausefahren zu ertrinken. Die Kähne und Einbäume werden von denen die „der Heimkehr begehren" übermäßig, oft mit Gewalt gegen die Einreden der Fuhrleute angefüllt und dann bringt die gehobene Stimmung der Ueberfahrenden Evolutionen mit sich, welche das Gemeinwohl gefährden, und zu welchen nicht selten der zarte Theil der Passagiere durch tolerantere Liebenswürdigkeit die unerwünschte Veranlassung gibt. Dann schwankt es — einige lachen, andere schreien, die bitten, jene drohen, es schwankt noch einmal und du siehst nichts mehr als rudernde Arme, schwimmende Weiberkleider und Pelzhauben. Dafür steht ein Vierteljahr später einer der uns bekannten rothen Pfähle am Strand, und beschreibt uns in Knittelversen die Katastrophe mit weislicher Verschweigung der verhängnißvollen Ursachen bei der „Heimkehr von der Kirchweih". —

Unsere Gesellschaft mag, nach den Bewegungen, die man von ihr auf dem Trockenen beobachtet, nicht ganz ohne Gefahr herüber gekommen sein. Der Eine erzählt auch von dem argen Schwanken des Kahnes, das von den muthwilligen Burschen am Steuer zum Entsetzen der Weiber und Mädchen unabläßig über den See her betrieben wurde. Die Andern schildern es auch und so wird es Einem im Zimmer ganz unstät zu Muth, von allen den Nachahmungen des Schaukelns, welche die zahlreichen Kirchweihgäste durch die überstandene Verlegenheit und den Festtrunk ermuthigt, um den vollbesetzten Tisch her aufführen.

Es ist als ob die zwei Figuren an der Wand unter der Uhr sie nachäffen, denn auch diese schaukeln ihren Ober-

körper unaufhörlich hin und her. Das macht der Perpendikel, an den sie mit einem unsichtbaren Faden befestigt sind und der sie so mit jedem Schlage zu sich herzieht oder wegstößt. Der nette Mechanismus stellt zwei bezopfte Marquis dar.

Versuchen wir es, uns auch noch ein wenig zu schaukeln. Die Nacht ist finster und keinen Fußbreit Landes siehst Du vor Dir auf dem Strande, doch im See glitzern Sterne und eine gelbliche Färbung im Südosten deutet an, daß der heraufziehende Vollmond bald die verdunkelte Fluth in ein Becken von geschmolzenem Metall verwandeln wird. Leicht ist der Kahn gelöst, die Welle schlägt klopfend an die Spitze und wenige Ruderschläge tragen ihn kluckſend in die anprallende Wallung hinaus.

So treiben wir in den See, in die dichte Nacht. Rund um uns herum ist gar nichts, nur das Sternenlicht oben und das Plätschern des unsichtbaren Wassers dringen an Deine Sinne. Die reine Luft über der Seefläche erfrischt Dein Gehirn; es ziehen lautere, gute Gedanken in Dir herauf. Die Sprache der großen Elemente redet zu Dir und Du denkst an mancherlei, was in Dir ruht, was in dem Gewimmel der Stadt sich nie geregt hätte. Nimm nur das Ruder und steure sacht weiter hinaus — die heilige Stunde kommt nicht oft. Denke an die sinnlose Plage, welche in diesem Augenblicke, wie in allen andern, an dem geschäftigen Volk der Städte nagt; stelle Dir vor, wie sie jetzt im Qualm röthlicher Lichter sich abmühen im flüchtigen Genuß, in unbelohntem Fleiß, in goldner Sünde und unheilbarem Elend — stelle Dir die Myriaden vor, die unter dem finstern Himmel wohnen und Du athmest ihn doppelt wollüstig ein, den duftigen Wind und fährst immer

weiter hinaus in die Nacht, die Wohlthäterin des Armen und die Lehrmeisterin des Einsamen.

— —

In die morgendlichen Träume mischen sich allerlei Bilder vom Rauschen des Meers an entfernter Küste, verworrene Fahrten am Strand und Flüstern der Welle, und plötzlich schlägst Du die Augen auf und siehst auf den See hinaus, der bis an das Haus heranreicht und in niedern Wellen, die sich an den großen Kieseln überstürzen, die ein ungewohntes Morgenlied singt. Wie ist ein solcher Morgen schön! Statt der Holz- und Torfwägen, der Milchkarren und Droschken der Stadt, die mit unaufhörlichem Gerassel Dir den Staub zum Fenster Deiner Stadtwohnung hereinwirbeln, rauscht die Fluth, es rauschen die nahen Zweige und die duftigen Alpen schauen so frühklar in das Land, daß Du laut auf jubiliren willst. Nie glänzt der Alpenschnee heller, als im Strahl des Aufgangs. Wenn schon der Morgen allem, was in der Natur steht und lebt einen Schimmer des Neuen und Jugendlichen gibt, so bewährt er seine Kraft an nichts mehr, als an dem, was er am ersten erhellt, an den Gipfeln der Alpen; die schauen ätherrein, überirdisch herab. Das spätere Licht, wenn die Helle des Tages sich vermehrt hat, nimmt ihnen den jungfräulichen Schleier der ersten Stunde. In dieser aber sehen sie so neu aus, als wären sie durch einen unbegreiflichen Zauber erst während der entwichenen Nacht aus dem Innern unserer Erde heraufgedrungen und beleuchteten jetzt ihr eigenes Geburtsfest mit den blendenden Strahlen, welche die Firner der Sonne entgegen werfen.

In den Wäldern ist's noch still, im Dorfe ruhn noch Viele und so kommen wir fast ungegrüßt aus der kleinen Ansiedelung wieder auf den uns lieb gewordenen Uferweg.

Im Schloß, das einem solchen unter allen Schlössern des Sees am meisten gleicht, wohnte einst ein seltsamer Gast. Es war dieß jener Lavalette, der am Ende der hundert Tage, als der Imperator wieder vor den Thoren seiner Hauptstadt stund, durch einen kühnen Streich den größten Theil dazu beitrug, daß das gewagte Spiel des Kaisers ein vorläufig gutes Ende fand. Er nahm nämlich plötzlich dem obersten Vorstand aller Verkehrsanstalten, der sich über das Unerwartete gar nicht zu fassen wußte, mit der gleichgültigsten Miene seine Stelle ab und setzte sich in Napoleons Namen hin. Das erleichterte die Lage des Corsen ungemein. Die Wichtigkeit dieses Dienstes wurde auch von den wieder eingesetzten Bourbonen dadurch anerkannt, daß sie ihn zum Tode verurtheilten. Schon war der Vorabend des Hinrichtungstages da, als es seiner Frau gelang, bei dem letzten Besuche, den sie ihm abstattete, mit ihm die Kleider zu wechseln. In diesem Costüm entkam er, die treue Gattin aber war von dem Augenblick an unheilbar wahnsinnig. Zuerst versteckte er sich in der Wohnung seines erbittersten Feindes, des Ministers des Innern in Paris, in einer Mansarde, dann entfloh er nach Baiern. In unserm Lande hatte er verschiedene Wohnorte und unter diesen auch das Schloß von Ammerland am Würmsee. Seine, wie der raffinirteste Roman spannenden, Memoiren hat er bei uns geschrieben und so wäre es nicht unmöglich daß die Abfassung eines Theiles derselben an unserm friedlichen Ufer geschah. Die Geschichte dieses Mannes ist so wunderbar, daß ich in Versuchung war, ihr hier einen wei-

teren Platz einzuräumen, aber der Raum ist beschränkt und unsere Reise naht sich ihrem Ziel. Es gibt überdieß kein biographisches Dictionnaire, in welchem die abenteuerliche Erscheinung nicht des Eingehenderen behandelt wäre.

Jetzt gehört das massive Schloß mit den zwei dicken untersetzten Thürmen dem als geistreichen Dichter und Künstler bekannten Grafen von Pocci. Geschichtliches ist weiter sonst nicht viel zu erwähnen. Unter den früheren Besitzern des um 1700 erbauten Gebäudes figuriren einige hohe Herren, ein Bischof zu Freising, ein Churfürst von Köln, ein Bischof von Regensburg und am Ende gar die Churfürsten des Baierlandes selbst. Jetzt soll Alles darin so aussehen, wie eben ein reicher Artist seinen Landsitz zu schmücken versteht.

Der Weg führt durch Niederwald und Rodungen fort. Manchmal kommt ein kleiner Bach und bringt seinen spärlichen Beitrag, der sich oft zwischen dem dickblättrigen Lattich am Ufer verliert, ehe er im Stand ist, den Rand des unruhigen Beckens zu erreichen. Dann senkt sich steil ein Abfall herab und läßt nur dem schmalen Wege noch Raum gegen den See; die kalkigen Steine schauen aus der Wand heraus und nur selten bindet die rothe Erica das schwanke Geröll.

Blicken wir rückwärts nach Süden, so verdecken die Waldspitzen im See vor Ammerland den ganzen Alpenzug, nur die hohen Zinken, die sich aus dem Stock erheben, der die Alp-, die Zugspitz, den Wachsenstein gemeinsam tragt, lösen sich neben dem Hintergrund der Föhren und Buchen los. Oben führen enge, vom dichten Wald verfinsterte Pfade; unten rauscht der See am kiesigen Strand und brennt die heiße Sonne auf die Lagerstätten der Eidechsen.

Hart am Wasser stehen nur mehr kleine Weiden, dann kommt der staubige Weg, dann die entblößte Schurfe des Hügels und dann fängt wieder der Schatten im Laubwald an.

Nun senkt sich der Wald wieder bis ans Ufer herunter. Da steht eine aus blutrothen Brettern zusammengezimmerte Kapelle unter den Bäumen mit einer gemalten Jungfrau drinnen. Selten entbehren die äußern Wände des Schmuckes der Kränze; Guirlanden aus Feldblumen, wie sie die Sonne des wechselnden Jahres erzeugt, hängen an den Pfosten; bald sind es Primeln oder einfältige Bellis, bald wieder Nelken und duftige Saxifragen. Oft knieet da auch irgend ein Andächtiger, der im Lustwandeln begriffen, in seiner erhöhten Stimmung das Himmlische, von dem er in der Schule gehört, in den seltenen irdischen Genuß hineinzieht, den ihm sein arbeitsvolles Leben gönnt.

Hinter einem Gehöfte, das in der Waldeinsamkeit am See verloren steht, thut sich mitten unter den Bäumen eine Eichengruppe auf. Um den größten und mächtigsten dieser Bäume geht rund herum eine Bank, die ihn einschließt. Seine Zweige und die weittragenden Aeste der andern Eiche wölben eine Kuppe darüber und wenn der Morgenstrahl hineinscheint, meinst Du, es sei der smaragdene Dämmerschein in einem königlichen Badehaus des Ostens, wo aus grüner, glasbedeckter Wölbung sich das Licht herabgießt, und den lilienweißen nackten Gliedern in der Fluth des Alabasterbeckens die Farbe von Bildsäulen gibt, welche volles Mondlicht überschüttet.

Endlich, kommt auf üppigen Wiesen hingestreckt und so weit der beschränkte Blick reicht, von dichten Wäldern umgeben, **Allmannshausen.** Hohe Springbrunnen erheben

sich aus sumpfigen Weihern und wehen ihren nassen Staub auf das Parterre von Blumen hin, welches um das Wohnhaus, ein wirkliches „Waldschloß" aus einer Tieck'schen Novelle im wohlgepflegten Boden liegt, die hohen Säulen fallen rasch zurück, aus dem Wald schwirren dunkle Töne, der See, den nur eine dünne Reihe von Zwergföhren versteckt, plätschert am ausgewaschenen Ufer, und wir — legen uns neben die einladenden Bäume auf das tiefe Gras hin und schauen, während die Stimmen des Wassers und des Waldes reden, in den stahlblauen Himmel auf, unter dem dieses Schloß, durch grüne Wände von der Welt abgesperrt, einen der beneidenswerthesten Versteckplätze einnimmt.

Für diejenigen, welche den träumerischen Genuß des Kafes lieben, empfiehlt sich der grüne Saal. Die lauten Brunnen und der See dazu schläfern ein oder reizen die Einbildungskraft an, den Lockungen der undeutlichen Töne nachzugeben und auf ihren Flügeln ein Gebiet zu erreichen, in welchem es keine bestimmte Gestalt, nur Lichter, Farben und Klänge gibt. So laub- und wasserreich mag sich die Phantasie des armen Wüstenbewohners jene Paläste glücklicher Oasen vorstellen, die von Fontainen und unverwelklichen Blumen umgeben sind. Die Insel, die gerade drüben aus den Wellen schaut, mag dem Schwärmer das selige Eiland sein, das im Sonnenschein auf den Fluthen des lauen Meeres schwimmt, und von dem hie und da Jubelklänge und Chöre herabdringen. So däucht uns dieser kühle Ort der Ruhe, wenn ihm der Nachmittag des Juli glänzt. Dann ist er eine Ruhestelle, ein Divan des Kaif, der dichterischen Siesta. Im Winter aber siehst Du nichts, als den Schaum des lichtlosen Sees durch die nackten Aeste und Eistropfen auf dem braunen Laub. Der

Wind rüttelt am verlassenen Schloß und nur sehr wenige schwarze Flecken schaun aus dem zusammengewehten Schnee.

Vor dem Schloß steht eine enge niedrige Allee von Zwergfichten. Es ist, als ob Kobolde und Gnomen sich in Bäume verwandelt hätten und in knorriger Gestalt Scherze aufführten, die Jahrhunderte dauern. Uebereinander, durcheinander, räthselhaft abgebrochen, verschlungen, auseinandergebogen und in unmöglichen Curven wieder zusammenlaufend, gaukeln diese Bäume am Wege her, pflanzliche Gespenster. Viele haben ein Gesicht, Andere Arme mit Hand und Fingern; der streckt einen krallenhaften Fuß vor und jener fährt mit dem Kopf durch den andern hindurch. Es ist Alles eckig, spitzig in diesem neckischen Gang. Die Unholde zerreissen Dir die Kleider, oder halten Dir einen Querstock hin, an den Du Dich stößt. Wieder andere sind gar zur Hälfte abgestorben und grünen auf der anderen Hälfte fort, bis sie in einen zweiten Stamm hineinwachsen, der ihr hinfallendes Leben in sich herüberziehen will. Gern werfen sie Dich auf den mit Nadeln bestreuten Boden, wenn Du nicht aufmerkst, welche Fallen Dir die kantigen Wurzeln auf dem unterhöhlten Erdreich stellen. Mit Weibern treiben sie ihren ärgsten Spuck; nimm keine Damen mit durch den engen Gang, wenn Du nicht Klagen über dreieckige Wunden im dünnen Gewand hören willst.

Mit solchen geh' aber die sanften und für die Sonne undurchdringlichen Wege hin, welche der geschmackvolle Architekt Himbsel durch die Wälder am Uferabhang gezogen hat.

Die Kühlung, welche immer von den bewachsenen Höhen herabfließt vereinigt sich mit der vom See aufsteigenden Frische und dieses Fächeln geleitet Dich mit Deiner Gesellschaft, welche da gern nach der Erdbeere im Moos späht, sachte bis zu dem Strande von Leoni. Diese feuchte Frische hat auch bewirkt, daß an diesen Höhen der Pflanzenwuchs so üppig steht, wie an wenigen Stellen im Vorlande. Der Thau des Morgens haftet da, weil die Hügel ihn gegen Osten schützen, bis zum erwärmenden Mittag. Der aber legt sich mit seinen heißesten Strahlen an die Abhänge; so wirken Sonne und Feuchtigkeit zusammen, um kräftige Stämme und wucherndes Farrenkraut groß zu ziehen.

Von **Leoni** und seiner Villa mit „italienischer“ Façade ist nach dem, was wir miteinander gesehen haben, nichts mehr zu erzählen. Aber in der kleinen Villeggiatura, die von Schimon für Sommergäste zusammengezimmert wurde, siedle Dich einige Woche der warmen Zeit an. Sie steht mitten in einem jener Laubwaldbüsche, welche das steile Ostufer so verlockend auszeichnen; was die Natur des See's Dir bieten kann, hast Du zur Hand. Die weite Fernsicht auf den höchsten Theil der Alpenkette, die von da aus betrachtet, auf den Wassern des südlichen See's zu schwimmen scheint, das einladende Bad auf dem reinlichen Kiesstrand und den vor Deiner Thür sich ausbreitenden Schatten hoher Buchen. Geh hin und bade Dich dort Wochen, oder noch besser Monate lang in der Luft, die über Alpen und See herfließt.

Das gelbe Schloß weiter unten am Ufer, welches ein umzäunter Park einfriedigt, ist **Berg**, eine Besitzung der Krone. Dort, an dem Lieblingssitze des guten Maximilian mag der junge König weilen und über die klaren Gewässer

nach den Alpen hinüberschauen, den Mauern des Baiernlandes, und nach jenem Strande bei der Insel, auf das unvollendete Werk seines Vaters.

Von diesen beiden Orten zieht sich die Höhe steil gegen Osten hinan. Wer sie besteigt genießt mit jedem weiteren Schritte immer größere Fernsicht über den See, die Höhen des anderen Ufers und das Hochgebirg. Weiter südlich auf ihrem Gipfel steht an einem Waldsaum eine steinerne Säule und Bank. Die ungeheure Fernsicht, in welcher dein Aug die versenkten Moosflächen, die weiten Wälder, die grünen Vorberge und die unermeßbare Kette der Alpen aus dem seenreichen Salzburg bis zum deutschen Meer umfaßt, war der Freudenplatz des Meisters der Landschaft, Rottmann. Die Ausspannung großer Linien unter dem tiefblauen Firmament mußte ihn, dessen Augen die eines Lichtgottes waren, an die klassischen Gestade des südlichen Landes erinnern, deren einzige Schönheit er auch für unsere Anschauung durch seinen Pinsel verherrlicht hat. Dort oben webt so ein Licht, wie im „Sonnenaufgang von Aulis“ und die greifbaren Umrisse der Berge erinnern an die Lasurlinien der akrokeraunischen Küsten.

Jeder weiß, daß ich von der „Rottmanns-Höhe“ spreche. Der See wird nicht so in das Bild hineingezogen, wie drüben auf der Terasse von Feldafing, aber, wer weiß, ob uns nicht der weitere Blick in die hohen Gebirge des Ostens dafür entschädigt. Gewiß zeugt auch die Wahl dieser weithin ragenden Höhe für den Schönheitssinn des Meisters.

Einen Sinn anderer Art hat derselbe Architekt Himbsel, dem wir die anerkennenswerthe Anlegung reizender Waldwege auf diesen Hügeln verdanken, bethätigt, indem er die ganze Steigung herauf in abgemessenen Zwischenräumen die

Kreuzwegstationen in soliden kleinen Kapellen aufführen ließ. Sie laufen vom Uferabhang Leonis bis nach **Aufkirchen.** Es müssen viele gute Ziegelsteine in diesen Constructionen stecken.

So wollen wir denn diesen „Kreuzweg" nachwandeln. Sein Ziel, Aufkirchen, ist der letzte Ruhepunkt unserer Reise. Schon steht es vor uns, mit der spitzigen Kuppel seines Kirchthurms, einer Pickelhaube nicht unähnlich. Was wir dießmal miteinander droben ansehen, ist nicht das Mirakelbuch der Pfarrei, in dem über tausend Wunder aufgezeichnet sind, nicht das wunderthätige Bild der Kirche, nicht die Votivtafeln und Kerzen. Es gilt den Schluß unserer Wanderung und wir haben Anderes zu betrachten.

Setzen wir uns auf die Verande des hübschen Sommerhauses, welches der Wirth erbaut hat, und sehen wir hinaus. Die Aussicht des hochliegenden Dorfes gehört nicht mehr dem See an — man erblickt, aber in wunderbarer Nähe und Pracht, über eine mäßige Thaleinsenkung hin, die Gebirge der Isar, des Inns und der fernen Salzach. Ein schwermüthiger Zug liegt über den finstern Wäldern, auf die sich die blauen Berghöhen zu stützen scheinen, schon steigt es aus dem unten liegenden Moor wie Nebel herauf und Alles wird stiller und stiller.

Der Wirth — der einsichtsvollste Mann weit und breit in der Gegend – setzt sich zu uns und erzählt von seltsamen Bräuchen armer unwissender Bauern, von Jahrmarkt und Ablaß, und wie das Lesen mancher Zeitungen, die viel Böses und Abergläubisches unter die Leute säen wollen, in seiner Gegend abnähme.

— Gott sei Dank! setzt der brave Mann hinzu.

Unterdessen hat sich der Schullehrer, ein kundiger Mu=

sikus, des Klaviers in der luftigen Halle bemächtigt und bald dringen Töne, wie Sehnsucht nach den Bergen, deren Pracht im Abend vor uns erlischt, in die Luft. Drinnen brennen schon Lichter — noch ein Blick in die Ferne und auch dieser Tag ist verschwunden, wie die vergangenen verschwunden sind, und die zukünftigen verschwinden werden.

Lieber Leser, wir müssen uns trennen! Ein Sommer ist über uns in diesem Lande dahingegangen. Wir sind mit den Anemonen ausgezogen und kehren mit den Astern heim. Ich habe dir viele Herrlichkeiten meiner Heimath gezeigt; dort stehen ihre erhabenen Alpen mit den oft geschilderten, nie ergründeten Wundern, da rauschen ihre grünen Ströme zur großen Donau hinab; überall begränzen hohe Forste ihre gesegneten Fluren. Aus den Hügelkränzen der Vorlande wie aus den Mulden eistragender Hochgebirge schauen die unergründlichen Seen in denen sich ihr reiner Himmel spiegelt. In den weiten Gauen wohnt ein Volk, dem alle Fähigkeiten innewohnen, so glücklich zu werden, als es die Welt erlaubt. Das ächt Menschliche lebt in ihm und böse Jahrhunderte haben es nicht unterdrückt. Heil ihm! Und Du, Leser, wirst, wenn Du das Glück hast, noch oft unter ihm wandern zu können, am Ende mit mir glauben, daß sich der Traum des Lebens auf dieser Flur leichter träumt, als auf vielen Strecken der anderen Erde.